

A

794,482



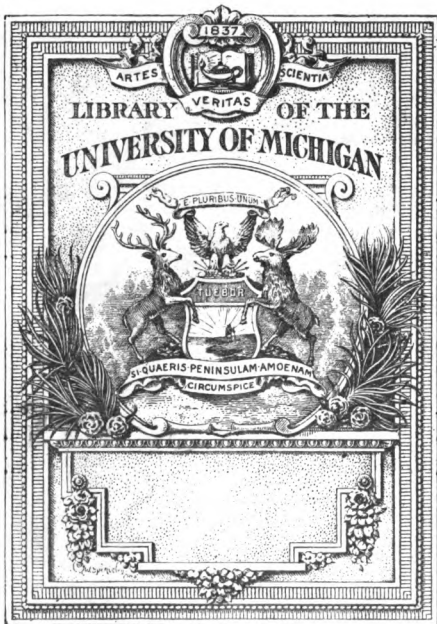
Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.



THE GIFT OF  
*Dr. H. L. Oletz*

830.6 B58

**Treue und zuverlässige Ratgeber für das deutsche Haus.**

**Das Buch**  
vom  
**gesunden und kranken Menschen.**

**Von Prof. Dr. Carl Ernst Bock.**

Sünfzehnte, stark vermehrte Auflage.

Mit zahlreichen Abbildungen in Holzschnitt u. mehreren Farbtafeln.  
**In Halbfrauz gebunden Preis 12 Mark.**

In Bock's Buch vom gesunden und kranken Menschen ist dem größeren Publikum ein Werk geboten, worin es eingehend über den Bau des menschlichen Körpers, die Verrichtungen seiner einzelnen Organe, sowie über den Gesundheits- und Krankheitszustand derselben unterrichtet und über eine vernünftige naturgemäße Pflege des Körpers im gesunden und kranken Zustande, über die Mittel zur Erhaltung der Gesundheit und Verhütung von Krankheiten belehrt wird.

Bock's Buch vom gesunden und kranken Menschen, welches nun bereits in Hunderttausenden von Exemplaren über alle Länder verbreitet ist, steht als ein unentbehrliches Familienbuch überall in hohem Ansehen und wird auch in Zukunft dem deutschen Hause das bleiben, was es unbestritten seit einer langen Reihe von Jahren ist:

**ein allzeit bewährter Ratgeber in gesunden Tagen und ein treuer Helfer in der Not!**

**Kleine Gesundheitslehre.**

**Bum Kennenlernen, Befunderhalten und Befundmachen des Menschen.**

**Von Prof. Dr. Carl Ernst Bock.**

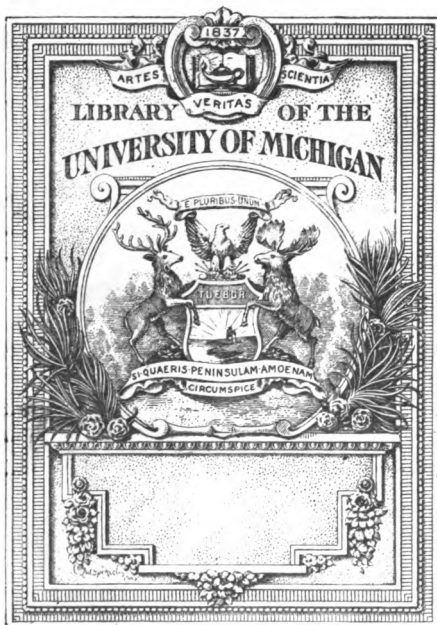
Siebente Auflage.

**In Leinen gebunden Preis 1 Mark.**

Das erste und wichtigste Gut des Menschen ist die Gesundheit. Nur in einem gesunden Leibe kann ein gesunder Geist, ein glückliches Temperament, ein heiterer und zufriedener Sinn wohnen. Um Gesundheit dauernd zu besitzen, ist die Kenntnis von der Einrichtung und Behandlung des Körpers unbedingt notwendig. Die Erreichung dieser Kenntnis vermittelt Bock's Buch vom gesunden und kranken Menschen in umfassender Weise. Um aber auch den vielen Tausenden, welchen das große Werk schwer erreichbar ist, Gelegenheit zu geben, sich über die genannten wichtigen Fragen zu unterrichten, hat der berühmte Verfasser auch eine kürzere Anleitung, die „Kleine Gesundheitslehre“ geschrieben.

Beide Bücher sind durch die meisten Buchhandlungen zu beziehen. Wo der Bezug auf Hindernisse stößt, wende man sich unter Beifügung des Betrages direkt an die

**Verlagshandlung von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig.**



THE GIFT OF  
*Dr. H. L. Oletz*



830.6 B58

Crene und zuverlässige Ratgeber für das deutsche Haus.

# Das Buch vom gesunden und kranken Menschen.

Von Prof. Dr. Carl Ernst Bock.

Fünfte, stark vermehrte Auflage.

Mit zahlreichen Abbildungen in Holzschnitt u. mehreren Farbtafeln.  
In Halbfranz gebunden Preis 12 Mark.

In Bock's Buch vom gesunden und kranken Menschen ist dem größeren Publikum ein Werk geboten, worin es eingehend über den Bau des menschlichen Körpers, die Verrichtungen seiner einzelnen Organe, sowie über den Gesundheits- und Krankheitszustand derselben unterrichtet und über eine vernünftige naturgemäße Pflege des Körpers im gesunden und kranken Zustande, über die Mittel zur Erhaltung der Gesundheit und Verhütung von Krankheiten belehrt wird.

Bock's Buch vom gesunden und kranken Menschen, welches nun bereits in Hunderttausenden von Exemplaren über alle Länder verbreitet ist, steht als ein unentbehrliches Familienbuch überall in hohem Ansehen und wird auch in Zukunft dem deutschen Hause das bleiben, was es unbestritten seit einer langen Reihe von Jahren ist:

ein allzeit bewährter Ratgeber in gesunden Tagen und  
ein treuer Helfer in der Not!

## Kleine Gesundheitslehre.

Bum Kennenlernen, Befundehalten und Gesundmachen des Menschen.

Von Prof. Dr. Carl Ernst Bock.

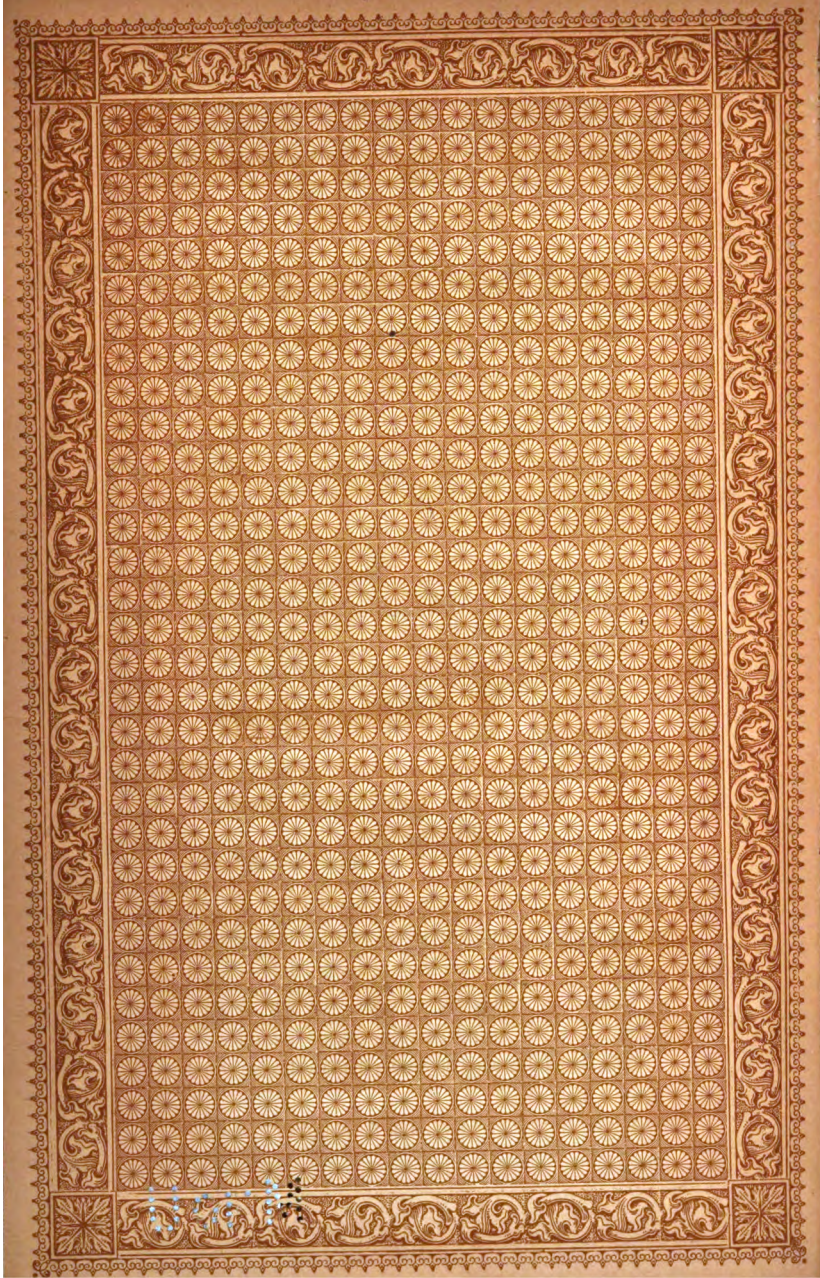
Siebente Auflage.

In Leinen gebunden Preis 1 Mark.

Das erste und wichtigste Gut des Menschen ist die Gesundheit. Nur in einem gesunden Leibe kann ein gesunder Geist, ein glückliches Temperament, ein heiterer und zufriedener Sinn wohnen. Um Gesundheit dauernd zu besitzen, ist die Kenntnis von der Einrichtung und Behandlung des Körpers unbedingt notwendig. Die Erreichung dieser Kenntnis vermittelt Bock's Buch vom gesunden und kranken Menschen in umfassender Weise. Um aber auch den vielen Tausenden, welchen das große Werk schwer erreichbar ist, Gelegenheit zu geben, sich über die genannten wichtigen Fragen zu unterrichten, hat der berühmte Verfasser auch eine kürzere Anleitung, die „Kleine Gesundheitslehre“ geschrieben.

Beide Bücher sind durch die meisten Buchhandlungen zu beziehen. Wo der Bezug auf Hindernisse stößt, wende man sich unter Beifügung des Betrages direkt an die

Verlagsbuchhandlung von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig.

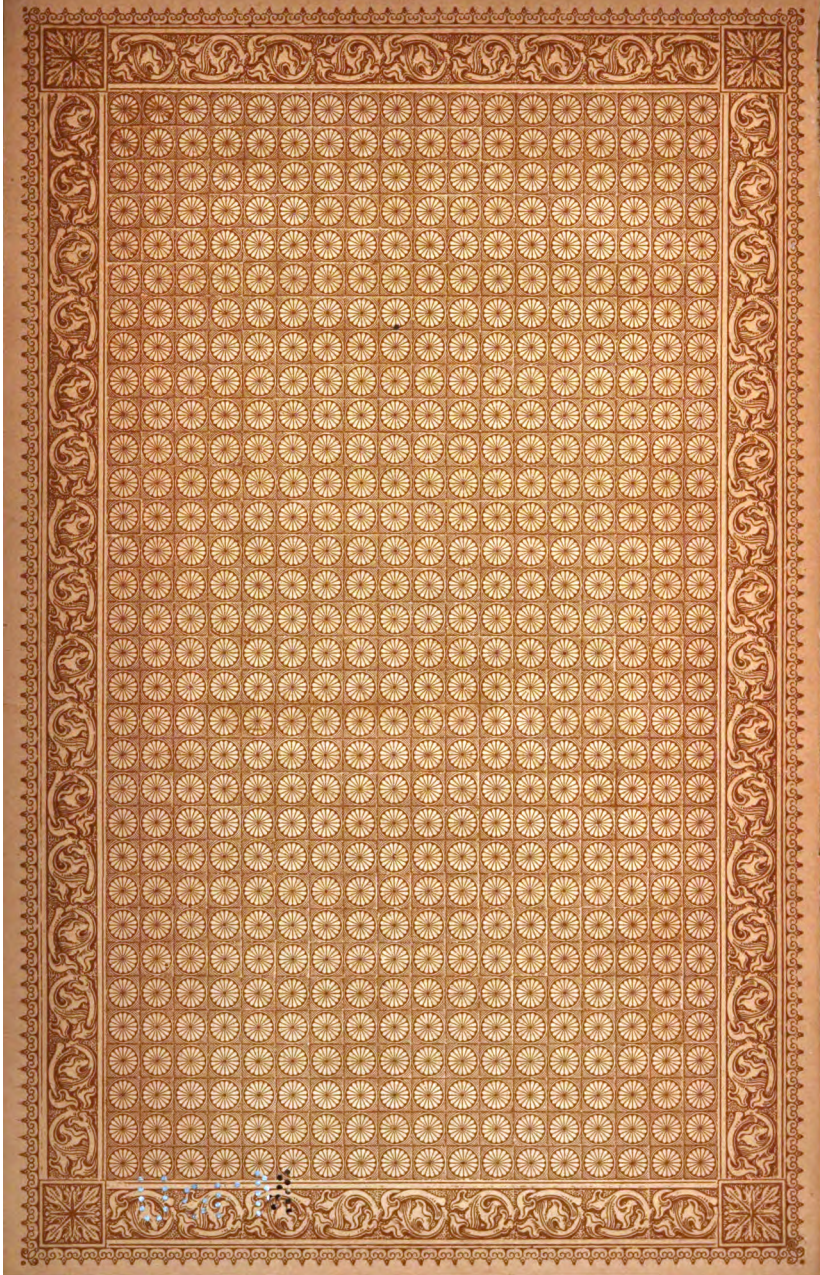


Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens.

---

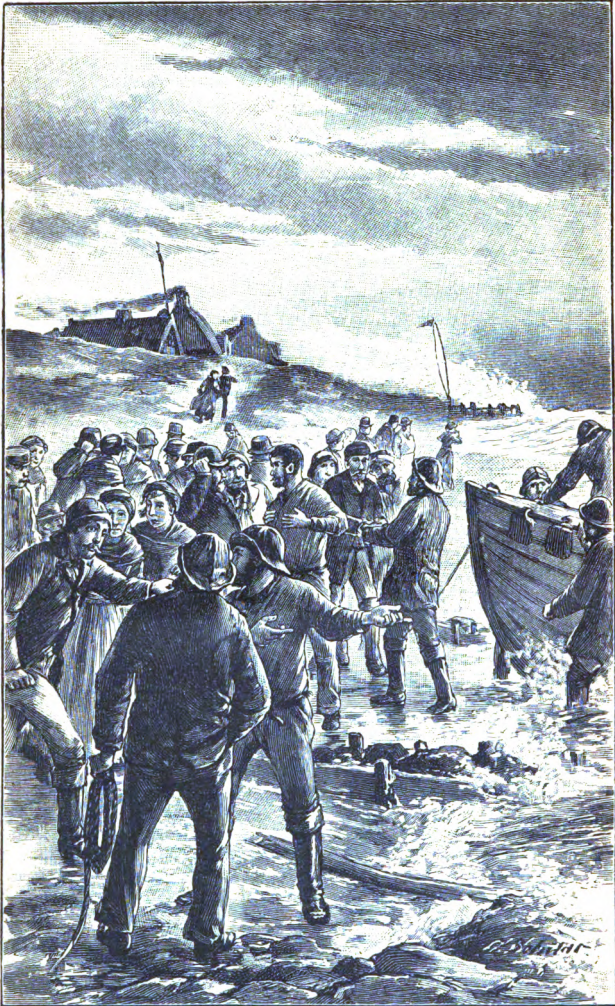




**Bibliothek**  
der  
**Unterhaltung und des Wissens.**

---





Zu der Erzählung „Schiffbruch“ von A. Trinius. (S. 89)

Originalzeichnung von C. Schildt.



Bibliothek  
der  
**Unterhaltung**  
und des  
**Wissens.**

---

Mit Original-Beiträgen  
der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten,  
sowie zahlreichen Illustrationen.

---

Jahrgang 1896.  
Zehnter Band.

---

Stuttgart, Berlin, Leipzig.  
Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.



## Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
Im Paradies. Roman von Wolbemar Urban. (Fortsetzung) . . . . .	7
Schiffbruch. Erzählung von A. Trinius . . . . .	65
Mit Illustrationen von C. Schildt.	
Unter Verschwörern. Novelle von Gerb Harmstorf . . . . .	93
Das pfälzische Versailles. Eine Wanderung durch den Schwetzingen Park. Von H. Behrend . . . . .	147
Mit 12 Illustrationen.	
Der Stapellauf unserer Kriegsschiffe. Marineteknische Skizze von Fr. Berner . . . . .	165
Mit 7 Illustrationen.	
Englisches Studentenleben. Bilder vom britischen Inselreiche. Von A. Berthold . . . . .	180
Eine Wanderung zu den sieben Wundern der Welt. Archäologische Skizze von Rudolph Felger . . . . .	191
Mit 15 Illustrationen.	
Ein orientalischer Sport. Jagdscenen aus fremden Zonen. Von Aug. Scheibe . . . . .	212
<b>Mannigfaltiges:</b>	
Jongleure . . . . .	221
Neue Erfindungen: Ein Taschenkorkzieher . . . . .	224
Mit Illustration.	
Ein Schlangenabenteuer . . . . .	225

	Seite
Die Druckwirkung wachsender Pflanzentheile . . .	227
Kriegsbeute . . . . .	230
Verdunstet . . . . .	232
Die Kämpfe der Hirschkäfer . . . . .	232
Der Gipfel des Respekts . . . . .	233
Sturz einer Luftschifferin . . . . .	234
Wörtliche Wiedergabe . . . . .	236
Einfaches Mittel . . . . .	236
Der Taktirstock . . . . .	237
Humor in alten Skulpturen . . . . .	237
Seltene Schlagfertigkeit . . . . .	238
Thure Erde . . . . .	238
Eine neue Liebhaberei der Wölfe . . . . .	238
Auch ein Streifgrund . . . . .	239
Umschrieben . . . . .	239
Unfreiwillige Liebesgabe . . . . .	240
Ein unterbliebenes Duell . . . . .	240





# Im Paradies.

Roman von Wildemar Urban.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

## Fünftes Kapitel.

**Außer** der neuen, schöngebauten großen Straße, die von Neapel nordwestlich am Meeresufer hinführend, die Stadt mit den eleganten Villenvierteln des Posilippo verbindet, gibt es noch eine Straße, die mittelst der berühmten Posilippogrotte, eines Tunnels, den der Sage nach der Böse selbst in höchsteigener Person gebohrt haben soll, die Stadt unter dem breiten Hügelrücken des Posilippo hindurch mit dem Norden, zunächst mit dem Dorf Fuorigrotta verbindet. Zwischen diesen beiden Hauptstraßen nun schlängelt sich im gemüthlichen Zickzack und echter, altneapolitanischer Unsauberkeit und Ungenirtlichkeit eine dritte Straße auf die Höhe des Posilippo hinauf. Das ist die Rampa di San Antonio, so genannt nach einer kleinen, sehr alten Kirche, die auf halber Höhe steht und dem heiligen Antonius geweiht ist.

Hier wohnt armes Volk, und in Folge dessen sieht es dementsprechend aus. Die Straße ist auch nur theilweise gepflastert; in der Mitte fließt ein schmutziges, schlammiges Rinnsal, das die Abfälle der ganzen Bewohnerschaft müh-

sam zu Thal fördert oder auch wochenlang in einer Ecke liegen läßt, bis ein wohlthätiger Regen einmal gründlich abräumt und wie ein Sturzbach die Straße herunterprasselt. Das ist dann ein Fest für die Jugend, die in paradiesischer Toilette mit einer wahren Wonne in den abstürzenden Wassermassen herumplantscht, während die wenigen Stiefelbesitzer der Straße rathlos zu Hause bleiben müssen, bis sich der Regen verlaufen hat.

Die Bewohner der Rampa di San Antonio sind zumest Fischer oder Fischhändler, Waschweiber, Schuhflicker und sonstige kleine Gewerbsleute, allerhand armfelige Eseltreiber, Fremdenführer, herumziehende Musikanten und Straßensänger nebst einer Menge Leute, die überhaupt nichts thun, die sich nicht einmal zu einer regelrechten systematischen Bettelei aufschwingen. Da nun nach alt-neapolitanischer Gepflogenheit alle Hantirungen, soweit überhaupt möglich, auf der Straße besorgt werden und demzufolge die Fischer auf der Rampa di San Antonio ihre Netze auf der Straße flicken, die Waschweiber ihre Seifenwassertonnen auf der Straße reinigen und ausgießen, die Schuster auf der Straße hämmern und die Faullenzer auf der Straße faullenzen, so wird man sich ungefähr ein Bild der Rampa di San Antonio machen können. Und doch ist die Rampa di San Antonio nicht nur eine der interessantesten, sondern wegen ihrer aufsteigenden Richtung auch eine derjenigen Straßen von Neapel, die die schönsten, herrlichsten Ausblicke über die ganze gottbegnadete Gegend gewährt.

Auf der Mauer, die den ersten Bogen der Rampa di San Antonio gegen Absturz auf die darunter hinführende Straße schützte und stützte, lag Agnelillo. Es war einige Tage, nachdem er seines Amtes in der Villa Marini überhoben worden und er durch regelrechte Konfurserklärung des Commendatore Marini dort überflüssig geworden war.



Man hatte die Villa einfach zugeschlossen, einen Pfahl am Eingang eingerammt und darauf geschrieben: „Da vendere (zu verkaufen).“ Aber Agnelillo war ein schlauer Patron und befand sich infolge dessen augenblicklich in sehr behaglicher Stimmung. Er hatte in der Villa Marini ein feines Geschäft gemacht, das heißt, er hatte als Aufseher einfach gestohlen, was er nur fortbringen und brauchen konnte. Er rauchte jetzt sehr feine Cigaretten, die da und dort auf den Tischen herumgelegen. Er wäre nach seiner Meinung ein sehr leichtsinniger Bursche gewesen, wenn er in dieser Beziehung nicht auf Ordnung gesehen und an sich genommen hätte, was die unvorsichtigen Leute liegen ließen. Er hatte ferner ein Paar feine Lackstiefeletten an den Füßen — ein Andenken an Herrn Mario Marini. Besonders aber erregten das Aufsehen der ganzen Rampa di San Antonio ein Paar Manschetten mit Perlmutterknöpfen. Er hätte davon, wie er wohl wußte, ein ganzes Duzend stehlen können, aber — der Neapolitaner ist genügsam. Agnelillo hatte in seinem ganzen Leben nie begreifen lernen, wozu ein Mensch mehr Manschetten brauche, wie er Arme, oder mehr Stiefeln, wie er Beine habe. So hatte er aus dem Vorrath des Herrn Marini nur ein Paar Manschetten genommen.

Agnelillo lag also auf der Mauer, sonnte sich, rauchte und schaute hinüber nach der großen Straße, die am Meere hinlief, wo jetzt die vornehmen Leute in eleganten Karossen oder zu Pferd „Korso“ hielten. Wie das Alles glänzte und glitzerte! Das feine Geschirr und die feurigen Pferde, dazwischen die eleganten Damen, die noblen Kavaliere, die Uniformen — ach! welches Herrenleben doch die vornehmen Leute führen! dachte Agnelillo.

„Wenn ich nur erst so weit bin,“ murmelte er vor sich hin, „ich will's ihnen schon zeigen, wie man's macht.“

Daß er „so weit“ auch kommen müsse, und zwar bald,

das war für Agnelillo eine ausgemachte Sache, denn die alte Zicuzza, die berühmteste Wahrsagerin auf der Rampa di San Antonio, hatte ihm dreimal aus den Karten gewahrsagt, daß er einst zu großem, großem Vermögen kommen würde. Seine Augen leuchteten, wenn er daran dachte, und sein Aeußeres nahm unwillkürlich ein gewisses dementsprechendes Aussehen an, wenn er sich vorstellte, daß er einst auch ein „Signore“ sein werde. Denn daß eine Wahrsagerin sich einmal irren könne, das gab Agnelillo wohl zu, sobald es sich um eine gleichgiltige Sache handelte, aber daß sie sich dreimal hintereinander irren könne, wo es sich um seine Angelegenheiten handelte, das war eine Unmöglichkeit für ihn.

Wie bei allen ungebildeten Leuten und besonders bei den Bewohnern der Rampa di San Antonio war Dummheit und Aberglaube auch bei Agnelillo eine Macht von ganz unberechenbarer Tragweite, ein innerlicher Feind, ein Dämon, der sie in ihrem ganzen Leben nicht wieder losließ, sie lenkte und leitete in ihren Maßnahmen, ohne daß sie es wußten und fühlten, ganz nach seinem Willen. Agnelillo war also von seinem zukünftigen Reichthum so überzeugt, wie vom Himmel über ihm und von der Erde unter ihm, nur wußte er noch nicht, ob er durch Erbschaft, durch einen Schatz, den er finden wollte, oder durch einen Mord, den er begehen müsse, oder durch das Lotto zu Vermögen kommen würde. Merkwürdig: an die Arbeit dachte er dabei nie. Durch Arbeit zu Geld kommen, das schien ihm vollständig hoffnungslos und ausgeschlossen. Auch der Diebstahl schien dazu nicht geeignet zu sein. Er hatte es schon damit versucht, war aber dabei verunglückt. Man hatte ihn erwischt, verurtheilt und nach Pozzuoli in die Steinbrüche geschickt, wo er zwei Jahre als Bagnosträfling arbeiten mußten, daß ihn jetzt noch ein Schauer überlief, wenn er daran dachte. Daher auch sein

schleifender Gang mit dem rechten Fuß, an dem die Kugel angeschmiedet gewesen war, die er immer mit sich herumzerren mußte.

„Agnelillo!“ rief plötzlich eine alte Frau von der anderen Seite der Straße ihm zu und schreckte ihn dadurch aus seinem nachdenklichen „dolce far niente“ auf.

Agnelillo hob den Kopf etwas und sah hinüber. „Was gibt's, Pasquarella?“ fragte er.

„Der Fibreto ist munter.“

„Nun also! Was geht das mich an?“

„Er verlangt nach Dir. Komm rasch. Er hat geträumt.“

Agnelillo stand nun rasch auf, sprang in wenig Sägen über die Straße und trat in das dunkle, schwarz geräucherte Haus ein, wo er mit seinem Vater eine Stube zu ebener Erde bewohnte. Unter der „Stube“ darf man sich nicht zu viel vorstellen. Ein dunkler, nur durch die Thür und ein kleines vergittertes Fenster ohne Scheiben erhellter Raum mit Steinpflaster, ein Bett, eine Kommode, auf der unter einem Glasgehäuse ein Bild des heiligen Antonius stand, darüber eine kleine Dellampe, dann noch zwei wackelige Strohstühle — das war Alles, was man hier sah.

Auf dem Bett saß ein alter, vielleicht siebzig oder einige Jahre älterer Mann mit braunem, verwittertem Gesicht, dessen harte, kräftige Formen auffielen. Die Augenbrauen waren dick und buschig, die Backenknochen verb hervorstehend, die Lippen voll, fast wulstig, Bart und Haar weiß, aber sehr dicht. Das war Agnelillo's Vater, der eigentlich Filiberto Esposito\*) hieß. Da es aber die Neapoli-

---

\*) In früheren Jahrzehnten herrschte in dem großen neapolitanischen Findelhaus noch der barbarische Gebrauch, den Kindern, die dort erzogen wurden, nur einen Vornamen, also etwa Carlo, Giuseppe, Francesco zc. . . . . s Familiennamen den Namen

taner lieben, sich bei ihren Vornamen zu benennen und auch diese nach ihrem fürchterlichen Dialekt verunstalten, so war der alte Esposito überall unter dem Namen Flibreto bekannt.

Der alte Flibreto war seit seiner Geburt stumm! Mitten in dem lauten Neapel, wo Alles schreit, lärmt, kreischt, daß man taub oder nervös werden möchte, hatte der alte Mann nie in seinem Leben einen Ton von sich geben können. Aber die Neapolitaner haben eine wunderbare Begabung für die Zeichensprache, vielleicht gerade infolge des fürchterlichen Lärmens, welches das Verständniß durch Laute erschwert, und so wurde es auch dem alten Flibreto leicht, sich durch allerhand Zeichen und Manipulationen mit den Händen, dem Kopfe, den Lippen und Augen oder auch mit den Beinen zu verständigen. Es war geradezu erstaunlich, oft auch drollig und lächerlich, mit welch' drastischer Erfindungsgabe der alte Mann sich verständlich machen konnte, besonders seinem Sohne.

Flibreto erzählte also seinem Sohne mittelst seiner wunderlichen Gesten, wobei die großen, wilden, schwarzen Augen in einer fast unheimlichen Art funkelten und leuchteten, daß er geträumt habe, er sei oben auf dem Posilippo gewesen, wo er in dem alten Mauerwerk, das noch aus

---

„Esposito“, d. h. Ausgesekter, zu geben, welchen Namen dann die Aermsten die ganze Zeit ihres Lebens tragen mußten. Jetzt ist aber dieser Gebrauch schon seit Jahren abgekommen. Der Name Esposito kommt aber heute noch ziemlich häufig in Neapel vor, wenn auch nur bei Nachkommen jener ursprünglichen Findelkinder, so daß oft auch geborene Neapolitaner die eigentliche Bedeutung dieses Namens nicht mehr wissen. Der Familienname spielt überhaupt im persönlichen Verkehr eine untergeordnete Rolle, da man sich meist beim Vornamen nennt und ruft, dem man vielleicht noch ein „Don“ (Herr) oder „Donna“ (Frau) vorsetzt. So auch Agnelillo für Agnelo Esposito.

dem Heidenthum\*) herstamme, gerastet habe. Plötzlich hätte er gehört, wie unter ihm Jemand hacke und grabe. Er sei deshalb leise eine alte verwitterte Steintreppe, die in der Nähe war, hinabgeflettert und dazu gekommen, wie ein Mann in einem kellerartigen Mauerrest eine große Kiste mit lauter blizenden Goldstücken, einen Schatz, gefunden habe. Natürlich habe er sich im Traum sofort auf den Mann losgestürzt, um ihn zu ermorden und sich des Schatzes zu bemächtigen, und es sei ihm auch nach langem Ringen gelungen, den Mann mit einem schweren Mauerstein auf den Kopf zu schlagen, so daß er todt niedergefallen sei. Wie er sich dann aber habe des Schatzes bemächtigen wollen, sei dieser zu schwer gewesen, und er habe sich dabei so sehr angestrengt, daß er daran aufgewacht sei.

Die Phantasie Agnelillo's war durch seine Grübeleien ohnehin so erhitzt, daß er sofort der Ansicht war, dieser Traum habe etwas zu bedeuten. Aber was?

„Wo war's?“ fragte er seinen Vater.

Dieser deutete nach oben, nach dem Posilippo hin.

„Der Posilippo ist groß! Weißt Du den Ort nicht genauer?“

Der Alte verneinte.

„Wir müssen die Zicuzza fragen.“

---

\*) Es sind die Ruinen der alten Römervillen gemeint, die fast über den ganzen Posilippo verstreut sind. Die Neapolitaner wissen von der Vergangenheit ihres eigenen Landes so wenig, daß sie für Römer- und Griechenthum, überhaupt für das ganze Alterthum, dessen Reste ihnen oft in Gärten und Feldern entgegenstarren, nur den Ausdruck: paganesimo = Heidenthum und für die damaligen Bewohner: pagani = Heiden haben. Oft gehen sie diesen Trümmern und Ruinen mit abergläubischer Furcht aus dem Wege, weil sie sie für den Aufenthaltsort von Gespenstern und dergleichen halten. Das gilt natürlich nur von dem niederen Volk, das auch heute noch größtentheils weder lesen noch schreiben kann.

Sein Vater sah ihn fragend an und machte die Bewegung des Geldzählens. Agnelillo wußte wohl, was das heißen sollte. Die alte Zicuzza ließ sich ihre Wissenschaft pränumerando bezahlen; ohne Geld durfte man da nicht kommen. Und Geld hatte weder Agnelillo noch sein Vater, aber Ersterer besann sich jetzt ziemlich hitzig und aufgereggt, daß ihm der alte Spitzbube, der Don Leone, von seinem wohlverdienten Lohn in der Villa Marini richtig drei Lire und fünfundsiebzig Centesimi abgezogen hatte.

Sofort wollte er zu ihm hin. Er mußte das Geld haben, um für die alte Zicuzza etwas zu erhalten. Er wollte wissen, was der Traum seines Vaters zu bedeuten habe. Konnte es nicht möglich sein, daß er mit seinem zukünftigen Reichthum zusammenhing? „Warte hier!“ sagte Agnelillo zu seinem Vater. Dann stürzte er fort, die Rampa di San Antonio hinunter am Corso entlang, nach der inneren Stadt zu, wo Don Leone in einer kleinen Seitenstraße des Toledo,\*) nicht weit vom Largo Carità, seinen Laden hatte.

Als er durch die Chiaja lief, standen in der für den ungeheuren Verkehr viel zu engen Straße an beiden Seiten so viel Menschen, die dem „Corso“ zusahen, daß er nur langsam vorwärts kam. Plötzlich blieb er stehen und beobachtete ein junges Mädchen, das da ebenfalls stand, um, wie es schien, die Vorüberfahrenden zu betrachten. „Schau, schau!“ murmelte er für sich hin, „das Fräuleinchen aus der Villa Marini.“

Es war in der That Peppa, die zu Fuß im dichtesten Gewühl stand und auf irgend etwas wartete. Aber welche Veränderung war mit ihr in den wenigen Tagen vorgegangen! An Stelle der früheren, ebenso geschmackvollen

---

\*) Strada di Toledo (gegenwärtig: di Roma genannt), unter allen Straßen Neapels wohl die verkehrsreichste und lärmendste.

wie ausgesuchten und glänzenden Toiletten war ein fast ärmliches, hellgelbliches Kattunkleid und ein dunkler Wollschleier getreten, wie ihn die Mädchen und Frauen aus dem Volke tragen, was sie aber wunderhübsch kleidete. Ihre Züge waren härter und fester geworden, die Grübchen waren verschwunden, überhaupt der ganze kindlich-naive Ausdruck ihres Gesichtes war wie weggeblasen. Die zierlichen und beim Lachen so reizend zitternden Rundungen an Hals und Kinn hatten festen energischen Formen Platz gemacht, und vor Allem das Auge hatte einen finsternen, brennenden Glanz, etwas Leidenschaftlich-Heißes, bei dem man unwillkürlich an Haß und Hunger dachte.

„Es geht ihr schlecht,“ murmelte Agnelillo wieder für sich und suchte sich bis zu ihr durchzuarbeiten, „sie sitzt im Glend, wie Andere auch.“

Mit dem scharfen Auge des Leidensgefährten sah Agnelillo rascher, welche Wandlung mit der jungen Dame vorgegangen war, als diese selbst in vielen Worten hätte sagen können.

„Sind Sie es, Fräuleinchen?“ sprach er sie endlich an, „auf was warten Sie hier? Kennen Sie mich nicht mehr? Ich bin Agnelillo von der Rampa di San Antonio. Warum sind Sie nicht gekommen? Ich hätte aus der Villa Marini herausgeholt, was Sie wollten. Haben Sie sonst etwas zu thun? Sagen Sie es nur. Ich thu's. Ich thu's um Ihrer schönen Augen willen, was es auch sei.“

Peppa erschrak mehr, als sich auf natürliche Weise erklären ließ. Sie war offenbar durch ihn überrascht, bei irgend einem Vorhaben gestört worden.

„Laß mich! Geh Deiner Wege, Agnelillo,“ sagte sie heftig und suchte etwas, was sie in ihrer rechten Hand festhielt, in ihrem Kleid zu verbergen.

„Was ist's?“ fragte er. „Ein Messer? Fräuleinchen, das ist nichts für solche kleine Hände. Sagen Sie mir



nur, was Sie zu thun haben. Ich thu's, beim heiligen Antonius, ich thu's. Wer ist's?"

„Geh, geh!“ herrschte sie ihn an, und als er keine Miene machte, sich zu entfernen, wendete sie sich rasch von ihm ab und war, ehe er sich dessen versah, in der Menge verschwunden.

Er suchte einige Augenblicke nach ihr, als er sie aber nicht mehr sah, ging er wieder weiter. Gleichwohl hatte die Begegnung ihn in absonderlicher Weise aufgeregt. Seine Phantasie, die Alles unter dem Gesichtswinkel seines zukünftigen Reichthums zu sehen gewohnt war, stellte ihm vor, wie ganz anders sich sein Verhältniß zu dem schönen jungen Mädchen gestalten müsse, wenn er erst reich sei und auch in einer Equipage Corso fahren könne, wie es die vornehmen Leute thaten, um sich in der frischen Luft Appetit zu machen.

„Es wird irgend ein reicher Lump sein, der nun nichts mehr von ihr wissen will,“ murmelte er wieder im Weitergehen, wodurch sich seine etwas sprunghaften Gedanken nach dieser Richtung ergänzten.

Er lief über die Piazza San Ferdinando weg, den Toledo hinauf, bis er endlich in einen der schmalen, unsauberen Vicoli einbog, die, steil nach dem Castello San Elmo aufsteigend, so malerisch aussehen und doch so häßlich und ungesund zu bewohnen sind. Glücklicherweise war der Laden des alten Giuberti nicht weit vom Toledo entfernt.

Da Don Leone in letzter Zeit auch mit dem vornehmen Publikum zu thun hatte, so mußte er es diesem Theil seiner Kundschaft auch etwas erleichtern, und deshalb hatte er seinen Laden in die Nähe des außerordentlich belebten und vornehmen Toledo verlegt. Es war trotzdem noch eine finstere, schmutzige Bude mit einem kleinen Schaufenster, in dem alte Kleider, silberne Sporen, einige alte, werth-



lose Bilder, Schmuckgegenstände und sonstiger Trödelkram auslagen, und an dessen Scheiben drei rothe Kugeln gemalt waren, zum Zeichen, daß man hier gegen Pfänder bares Geld auslieh.

Raum hatte Agnelillo den Laden betreten, wo Don Leone hinter einer Ladentafel saß und den „Corriere di Napoli“ las, als sich folgendes, echt neapolitanisches Gespräch entwickelte.

„Mein theurer Don Leone! Die Madonna segne Ihre Gesundheit!“ begrüßte Agnelillo den alten Giuberti.

„Agnelillo! Bist Du es? Nun gut. Was gibt's?“

„Don Leone, was soll's geben? Sie wissen, ich bin ein armer Teufel, der einen franken, alten Vater zu ernähren hat“ — Agnelillo kümmerte sich in Wahrheit sehr wenig um den alten Mann, dem er schon mehr als einmal seine paar Hungerfolbi gestohlen hatte — „und ich komme, um Eure Herrlichkeit zu bitten, mir das Geld auszuzahlen, das ich noch von Ihnen zu erhalten habe.“

Don Leone zog das Kinn halb gleichgiltig, halb verächtlich leicht in die Höhe, was in Neapel die stärkste Verneinung ausdrückt, und guckte ruhig wieder in seine Zeitung.

„Mein theurer Herr, Hunger thut weh,“ fuhr Agnelillo fort, „und Eure Herrlichkeit werden die Güte haben, sich zu besinnen, daß ich noch drei Lire und fünfundsiebzig Centesimi rechtlich und ordentlich für meine Arbeit in der Villa Marini zu bekommen habe.“

„Nichts hast Du zu bekommen, Agnelillo. Du hast bekommen, was ich Dir schuldig war. Die drei Lire fünfundsiebzig Centesimi existiren nur in Deiner Einbildung. Pack Dich.“

Dabei schlug er mit großer Gemüthsruhe seine Zeitung um und las auf der anderen Seite weiter.

„Bei der Madonna und allen Heiligen, diese drei Lire und —“

„Du verschwendest Deine Worte und Deine Heiligen, Agnelillo. Ich bin kein Gimpel. Du bekommst von mir nicht einen rothen Heller, bei der Seele meiner Mutter. Und nun packe Dich. Sonst rufe ich die Polizei.“

Nun trat das Gespräch in das zweite Stadium. Agnelillo schaute finster und drohend zu seinem Gegner hinüber, setzte den Hut, den er vorher höflich abgenommen, fest auf den Hinterkopf und trommelte ungeduldig mit dem Fuß auf dem Boden. Dann, nach einer kleinen Pause sagte er mit verhaltener Aufregung und mühsam unterdrücktem Zorn, halb spöttisch: „Ah so! Gut. Stehen wir so? Du alter Gauner denkst also, wir armen Leute müßten unser Blut hergeben, damit ihr euch davon mästen könnt? Denn hier handelt es sich nicht um lumpige drei Lire fünfundsiebzig, sondern um mein Blut und das meines Vaters. Wer mir mein Geld stiehlt, nimmt mir die Möglichkeit, mein Leben zu fristen, also stiehlt er mein Blut.“

„Und Du glaubst wohl, ich soll Dich dafür bezahlen, weil Du am Montag vor acht Tagen den ganzen Nachmittag in der Weinkneipe von Grossetti gegessen hast, anstatt in der Villa Marini auf Deinem Posten zu stehen, Du Halunke?“

„Ich bei Grossetti? Der Tropfen soll mir zu Gift werden, den ich bei Grossetti getrunken habe.“

„Von Tropfen ist auch keine Rede. Du hast dort anderthalb Liter getrunken, wie mir Grossetti selber erzählt hat. Und in dieser Zeit hat man in der Villa ein Bild gestohlen, das unter Brüdern seine tausend Lire werth ist. Und Du kommst hierher und willst auch noch Geld von mir? Sei Du doch froh, daß ich Dich nicht zur Verantwortung ziehe, Du Tagdieb, Du!“

„Du alter, grauer Lügner, Du, ein solches Bild war gar nicht in der Villa, und Du willst mir weiß machen, es wäre ein solches gestohlen worden, bloß, um Dich Deiner

Verpflichtung mir gegenüber zu entziehen, um drei Lire fünf- undsiebzig behalten zu können. Aber bei mir kommst Du mit solcher Flunkerei nicht an. Ich will mein Geld, oder bei den Seelen von allen Heiligen im Himmel, es geschieht ein Unglück. Ich lasse mich nicht bestehlen. Nimm Dich in Acht, alter Graukopf, ich weiß, wo Du schläfst."

Diese Drohung war im Munde des Agnelillo kein leerer Wahn, und in dieser Meinung lenkte Don Leone allmählig in das dritte Stadium der Unterhaltung ein. Er wollte nun für seine Ruhe und Sicherheit etwas ausgeben, natürlich so wenig wie möglich.

"Na, weißt Du was, sagte er in einem ruhigeren Ton, „wir wollen Freunde bleiben, und damit Du siehst, daß ich ein Opfer bringen will, um der Freundschaft willen, so will ich Dir, obgleich ich Dir nichts mehr schulde, eine halbe Lira geben, wenn Du Dich damit zufrieden geben willst."

"Auf Ehre und Seligkeit, drei Lire und fünfzig, nicht einen Heller weniger, so wahr ich ein Christ bin. Bei meiner Seele, Don Leone, ich kann nicht anders. Drei Lire und fünfzig."

"Nun gut. Sagen wir also eine Lira, damit die Sache aus der Welt kommt."

"Was ich gesagt habe, habe ich gesagt. Drei Lire muß ich haben, das ist mein letztes Wort, und wenn der Himmel einstürzt. Drei Lire, Don Leone. Was sind drei Lire für einen solchen Reichthum, wie den Ehren?"

"Bei den schlechten Zeiten sind drei Lire auch für einen reichen Mann ein Vermögen, um wie viel mehr für mich, der ich ein armer Teufel bin, der nur Sonntags ist. Aber eine Lira zwanzig will ich opfern. Um der Freundschaft willen, Agnelillo. Ich habe nicht mehr. Da, schau her, nicht einen Centesimo mehr. Du nimmst mein Letztes. Ich weiß nicht, was ich essen soll, so wahr Gott lebt."

In dieser Weise zerrten sie sich wohl noch eine halbe Stunde hin und her, um sich schließlich, nachdem die heftigsten Beteuerungen und Verwünschungen und die Seelen von Vater und Mutter nebst allen Verwandten und allen Heiligen des Himmels wiederholt in Aktion getreten waren, auf zwei Lire und eine Cigarre, eine „Fumata“, diesen irdischen Hochgenuß des niederen Neapolitaners, zu einigen. Nach diesem harten Strauß schüttelten sich Agnelillo und Don Leone freundschaftlich die Hände, Agnelillo zog seinen Hut und verließ höflich grüßend den Laden, in der stillen Hoffnung, daß die alte Zicuzza für zwei Lire bereit sein würde, ihre Weisheit zu offenbaren.

---

### Sechstes Kapitel.

Infolge der Bemühungen seines Vaters war Graf Giuliano wirklich fast unmittelbar nach seinem letzten Besuch in der Villa Marini nach Aversa versetzt worden, einem jämmerlichen Landstädtchen in der Nähe von Caserta, das auch ein elendes Nest ist. Natürlich langweilte sich Graf Giuliano hier fürchterlich. Kein einziges anständiges Kaffeehaus war in dieser Stadt, und wenn auch eines dagewesen wäre, so hätten wieder Leute gefehlt, mit denen ein gebildeter junger Nobile, wie es Graf Giuliano doch war, verkehren konnte. Er war untröstlich. Sein Umgang bestand aus plumpen Campagnabauern und aus Pferden, über die er Musterung halten mußte.

Seine einzige Erholung und Zerstreuung bestand darin, nach dem Bahnhof zu gehen und die Züge, die von Neapel nach Rom oder umgekehrt verkehren, vorbeifahren zu sehen. Manchmal entdeckte er in einem der Wagen einen Bekannten, mit dem er dann einige Redensarten wechseln oder auch ein mitleidiges Bedauern über seine Lage entgegennehmen konnte.

Aber wenn Graf Massimo geglaubt hatte, nach dem bekannten Rezept: „Aus den Augen, aus dem Sinn,“ daß sein Sohn hier das Andenken an die kleine Marini verlieren und sie überhaupt vergessen sollte, so war das ein schwerer Irrthum. Gerade diese scheußliche Langeweile veranlaßte Graf Giuliano, mehr als je an die kleine Peppa zu denken, und gerade diese trostlose Oede von Aversa ließ ihm das Paradies von Neapel mit der reizenden kleinen Eva in der Villa Marini um so verlockender erscheinen. Ueberall, wo er ging und stand, sah er die entzückend verführerischen Augen Peppa's, ihre zarte Gestalt, hörte er ihr Lachen, das halb kindlich, halb übermüthig neckisch klang, und in der Nacht träumte er von den Küssen, heiß und leidenschaftlich wie der Wüstenwind, die er von Peppa's Lippen getrunken hatte.

Das hielt er auf die Länge der Zeit natürlich nicht aus, und so schnallte er denn eines schönen Abends — er war vielleicht schon zehn oder zwölf Tage von Neapel entfernt — seinen langen Schlepper ab, zog die Uniform aus und vertauschte sie mit einem Civilanzug, um mit dem nächsten Zug nach Neapel zu dampfen. Er verfiel in Strafe, wenn er erwischt wurde, denn er ging ohne Urlaub. Aber die Wahrscheinlichkeit, daß er nicht erwischt werden würde, machte ihn sorglos. Es werden noch lange nicht alle Diebe gehängt, sagte er sich und fuhr ab. Noch unangenehmer wäre es ihm gewesen, wenn sein Vater von diesem Ausflug erfahren hätte, denn mit dem war noch viel weniger zu spaßen, als mit dem Regimentskommandeur.

Sein Vater hatte ihm mit nicht mißzuverstehender Entschiedenheit erklärt, daß er jeden Verkehr mit der Familie Marini abubrechen habe. Aber wiederum half ihm sein jugendlicher Leichtsinns über alle Besorgnisse hinweg. Er wollte eben nun einmal wissen, was aus der

Sache geworden war und damit basta. Bisher wußte er nur, daß Mario Marini seinen Abschied erbeten und auch sofort erhalten hatte, und zwar mit einer kleinen Pension, einer „Miseria“ von fünfundzwanzig oder dreißig Lire für den Monat. Die mußte man ihm geben, denn er war immer ein braver Offizier gewesen. Im Uebrigen wußte Giuliano aber von der Familie gar nichts. Was war aus ihr geworden? Wo war sie hingekommen? Konnte er nicht wenigstens Peppina einmal sehen? Nur sehen! Ja. Aber wo? Wo war sie?

So kam er also nach Neapel zurück und ging zunächst in seine alte Wohnung, wo ihm der Thürhüter einen Brief einhändigte.

„Warum haben Sie das nicht nach Aversa an meine Adresse gesandt? Ich habe doch ausdrücklich befohlen —“

„Mit Verlaub, Herr Graf, der Brief ist soeben abgegeben worden und zwar von einem Diener in Livree.“

„So, so! Das ist etwas Anderes, Tommaso. Und der Diener,“ fuhr Graf Giuliano fort, indem er das Schreiben von allen Seiten besah, „sagte er nichts? Hat er nicht nach mir gefragt?“

„Doch. Er wollte Ihre Adresse wissen. Aber — Sie wissen ja, Herr Graf, daß mir's strengstens verboten ist —“

„Hat Ihnen mein Vater etwa verboten, meine Adresse anzugeben?“

„Allerdings, Herr Graf.“

Graf Giuliano brummte etwas für sich hin, riß den Umschlag des Briefes ab und las:

„Theurer Herr Graf!

Wo stecken Sie nur? Wie unhöflich, sich so lange Zeit nicht bei mir sehen zu lassen! Ich habe Ihnen etwas mitzutheilen, das Sie sicher interessiren wird. Gruß! Ihre

Santina,

Contessa di Rocca-secca.“

An diese hatte nun Graf Giuliano beständig am allerwenigsten gedacht, das Maccaroni-gesicht, was Ripone so es nannte. Contessa Santina hatte meistens etwas Zartes und Schwammiges im Gesicht, das der Neapolitaner mit dem Ausdruck „Maccaroni-gesicht“ bezeichnet, im Italienischen aber, meinte Graf Giuliano, war sie eine ganz gute Person, die man wohl einmal einen Besuch machen könnte. Bekanntes, wenn man Aussicht hatte, bei ihr etwas über die Familie Marini zu erfahren. Denn es hätte ganz interessant zu gehen müssen, wenn Contessa Santina, die ein solches Makkaroni viel im Hause des Commendatore wieder ansetzte, nicht hätte wissen sollen, was aus dem Grafen geworden ist. Er nahm also auf der Piazza der S. Maria della Lettera zella und fuhr hinauf nach dem Palazzo Rocca, um die Gräfin di Roccafocca mit ihrer Tochter zu sehen, gewöhnlich einfache Wohnung zu haben, so sie sich, wie ja alle Welt wußte, eben eine gewisse Zeit bei ihm und auch diese wohl manchmal nur mit ihm und noch Götter konnte. Infolge dessen sah es denn in dieser Beziehung gar nicht besonders großlich aus, was aber in der That, dem Zustandsorte des abgemessenen und verarmten Abels, nicht besonders auffiel.

Graf Giuliano trat also durch die Küche in den Salon, einen zweifelhafteigen Raum mit Steinboden ohne Teppiche, zwei großen Armstühlen, dem Stolz der gräflich di Roccafocca'schen Familie, einigen mackeligen Stühlen und einem Pianino, das wohl Gott durch welche Schicksalsstunde hierher verfrachtet worden und schauerlich verstimmt war. Einen Tisch bemerkte man nicht, wohl aus dem Grunde, damit man nicht etwa erwarten sollte, daß hier dem Besucher irgend etwas aufgetischt würde. Aber wie gesagt, dergleichen ärmliche Einrichtungen fallen in Neapel, wo man meistentheils einen sehr mangelhaften Begriff von einer Wohnung hat, nicht auf, und so empfing Contessa

Santina ihren Besuch in durchaus ungenirter Heiterkeit und mit etwas berber Kofetterie.

„Sie Böser!“ rief sie in schelmischer Aufregung und drohte dabei dem Grafen Giuliano mit dem kleinen fetten Zeigefinger, wahrscheinlich, um die beiden Ringe mit falschen Diamanten, die sie am vierten Finger trug, zur richtigen Wirkung zu bringen. „Wie lange Zeit ist es her, daß wir uns nicht gesehen? Und nun kommen Sie auch noch in Civil, während Sie doch wissen, wie gern ich Sie in Uniform sehe.“

„Meine Gnädigste, Sie wissen also noch nicht —“

„Mein Gott, was denn, Herr Graf? Sie erschrecken mich ja.“

„Daß ich schon seit zwei Wochen nach Aversa versetzt bin.“

„O, Sie Aermster!“

„Ja, Sie haben Recht, mich zu bedauern, Contessina; ich bin in Neapel nur sozusagen als Kontrebande, und wenn man mich erwischt, so —“

„Ach Gott, wie nett! Ich hätte Ihnen wahrhaftig nicht zugetraut, daß Sie sich meiner wegen in solche Gefahren begeben würden. Aber ich bin Ihnen dafür auch wirklich dankbar, und nun gefallen Sie mir in Civil noch einmal so gut. Ohne Uebertreibung, Giuliano, Sie sehen zum Küssen aus.“

Graf Giuliano schaute zunächst etwas verduzt darein. Contessa Santina schien zu glauben, daß er in Folge ihres Briefes direkt von Aversa hereingeeilt wäre, um sie zu besuchen. Er wollte diesen Irrthum sofort berichtigen, aber Santina schwakte so rasch weiter, daß er nicht dazu kam, und sie provozierte mit ihrem Nachsatz so stark eine Aeußerung seinerseits, daß Giuliano nicht umhin konnte, zu sagen: „Aber bitte, Contessina, geniren Sie sich nicht!“

Contessa Santina that nun sehr verschämt, lachte in



ihr Taschentuch und funkelte ihn mit ihren kleinen schwarzen Augen an, so daß sie wirklich ganz nett aussah.

„O, o, o!“ rief sie außerordentlich lebhaft und er-röthend, „wie Sie aber auch sind! Sie mißbrauchen wirklich Ihren Lieutenantsrang. Sie wissen, Giuliano, daß man einem Offizier Vieles vergibt und auch gern vergibt, aber Sie treiben es wirklich zu arg. Mich gleich so beim Worte zu nehmen! Nehmen Sie sich in Acht, Sie Schlimmer, oder — hm — Nun, lassen wir's gut sein. Seien wir ernsthaft. Nein, wirklich, lassen Sie uns ernsthaft sein. Sprechen wir von etwas Anderem. Wo war es doch, wo wir uns zum letzten Male sahen?“

„Ich denke in der Villa Marini,“ antwortete Giuliano rasch. Es war ihm auch lieb, daß das Thema wechselte. Santina kokettirte denn doch etwas zu derb und zu stark. Außerdem wollte er doch auch den Zweck seines Besuches rasch erreichen, und deshalb fragte er, froh, eine Gelegenheit dazu erwirkt zu haben: „Sie haben doch davon gehört, wie Commendatore Marini so rasch und plötzlich in's Unglück gekommen ist?“

„Hm, mein Gott, ja. Die armen Leute! Na, sie haben's wohl auch darnach gemacht.“

„Wieso?“

„Ich meine, sie sind selbst schuld an ihrem Untergang. Sie haben ja in einer Weise gelebt und sich in Schulden gestürzt, daß — daß einfach Alles aufhört.“

„An ihrem Untergang? Wie meinen Sie das, Contessa? Ich will nicht hoffen, daß ihnen etwas zugestoßen —“

Angstlich, aufmerksam stotterte er das heraus. Er mochte allen Ernstes glauben, daß irgend eine Katastrophe erfolgt sei, und zum ersten Male hatte er das Gefühl, als ob er an der kleinen Peppa doch eigentlich wie ein rechter Feigling gehandelt habe, als er sie in der größten Noth hartherzig im Stich ließ.

Santina lehnte sich in ihrem Sessel vornehm zurück. Jetzt kam für sie offenbar das, weshalb sie die ganze Komödie in Scene gesetzt hatte. Mit einer gleichgiltig-nachlässigen Ruhe und Kälte sagte sie: „Was soll denn den Leuten zugestoßen sein? Sie haben Pleite gemacht. Das ist Alles. Ich nannte das ihren Untergang, weil es doch für die gute Gesellschaft ein Untergang ist und man doch unmöglich weiter mit ihnen verkehren kann. Für die gute Gesellschaft sind die Leute todt, wenngleich sie noch existiren, da unten herum, irgendwo, in der großen Masse, wo man die Leute nicht mehr kennt, sondern nur noch zählt.“

„Und Sie haben nichts wieder von ihnen gehört?“

Die Contessa Santina antwortete nicht sogleich, sondern sah dem jungen Mann einen Augenblick forschend in's Gesicht. Dann erst lächelte sie sonderbar und sagte: „Ach ja! Ich besinne mich. Sie interessirten sich ja so sehr für die kleine hübsche Peppa, daß diese Neugier nun wohl erklärlich ist. Ja, mein lieber Graf, Sie mögen das nun ableugnen oder eingestehen wollen, aus der Welt bringen Sie die Thatsache nicht mehr.“

„Sie sind wirklich im Irrthum,“ antwortete Giuliano, der sich natürlich auch nicht in die Karten sehen lassen wollte.

„Aber, mein Gott, weshalb denn leugnen, Graf, wo ich doch so untrügliche Beweise habe. Auch ist Peppa, oder war vielmehr ein recht netter, kleiner Backfisch, der wohl im Stande war, einem Kavallerielieutenant vorübergehend den Kopf zu verdrehen. Schade nur, jammerschade, daß die ganze Herrlichkeit so rasch in die Brüche ging, denn jetzt dürfte sie wohl nur noch sehr bescheidenen Ansprüchen begehrenswerth erscheinen.“

„Sie haben von der Familie gehört?“ fragte Giuliano wieder, denn er wollte doch vor allen Dingen wissen, was geschehen sei und wohin die Marinis sich gewendet hatten.

Santina lachte übermüthig. „Ja,“ antwortete sie dann,

„denken Sie, gehe ich da neulich in der Nähe des Toledo in einem der Vicoli, die nach dem Castello San Elmo in die Höhe führen, um meiner Tante einen Besuch zu machen, die dort wohnt —“ Graf Giuliano hatte nie in seinem Leben etwas von dieser Tante gehört — „als ich plötzlich in der dunkeln Straße vor mir einen dunkelglühenden Punkt sich langsam hin und her bewegen sah.“

„Einen glühenden Punkt?“

„Ja!“ lachte Santina noch immer. „Ich dachte zunächst an ein Riesenglühwürmchen, obgleich der Punkt fast so groß wie eine kleine Faust war, dann an ein verlockendes gespenstiges Irrlicht oder an einen elektrischen Glühkörper, wie ihn die Leute jetzt manchmal anwenden, um sich und Anderen einen Spaß zu machen, oder an was weiß ich. Nun, Alles das war es nicht. Was meinen Sie, Graf, was der glühende Punkt war?“

„Aber, Contessina, ich — ich habe keine Ahnung.“

„Je nun, es war die Nase des Herrn Giuberti, der mir gleich darauf begegnete.“

Dabei lachte sie aus vollem Halse. Graf Giuliano fand den Witz nicht besonders glücklich, aber er ließ ihn über sich ergehen, weil er zufällig wußte, daß der alte Giuberti an Marini's Angelegenheit betheiligt war, und er hoffen durfte, daß Santina von ihm Näheres erfahren habe. „Und er erzählte Ihnen von den Marinis?“ fragte er wieder.

„Ja,“ antwortete sie trocken und schwieg. Sie hatte offenbar eine besondere Absicht dabei, sich Alles abfragen zu lassen, um daraus zu entnehmen, inwieweit sich der junge Offizier noch für die hübsche Peppa interessire.

„Was erzählte Ihnen der alte Giuberti?“

„Du lieber Gott, der arme Mann jammerte und klagte mir seine Noth. Er wird wahrscheinlich viel Geld verlieren an dem Schwindler —“

„An wem?“

„An — Pardon, so sagte Giuberti — Giuberti nannte ihn einen Schwindler, nicht ich. Er ist mit seiner Forderung von zwölftausend Lire mit in den Konkurs verwiesen und muß nun gewärtigen, mit einem kleinen Theil abgefertigt zu werden.“

„So sind noch andere Schulden vorhanden?“

„Ach, eine Unzahl. Herr Marini scheint es so toll und kopflos getrieben zu haben, daß man den Zorn seiner Opfer nur zu gut versteht. Er hat nicht weniger wie Alle betrogen, die mit ihm zu thun gehabt haben. Man spricht von unglaublichen Summen, von Hunderttausenden. Mein Gott, die armen Menschen!“

„Und Herr Marini? Wo ist er? Was treibt er?“

„Nichts. Er schwätzt und schwätzt in der ganzen Stadt herum und beklagt sich auch noch, daß er durch die gewissenlose Habsucht einiger Weniger so meuchlings in den Abgrund gestoßen worden sei. Seine Besitzungen würden verschleudert, und seine Kreditoren wären selber schuld, wenn sie ihr Geld verlören, durch die ungestüme Hast, mit der man Alles zu Gelde mache.“

„Und sein Sohn? Mein Gott —“

„Ach, der hübsche Lieutenant?“ lächelte Santina. „Mein Gott, ja, es ist schade. Um ihn ist es wirklich schade. Er soll eine kleine Anstellung in einer Gerberei in Portici bekommen haben. Es ist traurig. Sie wissen ja, einen Schreiberposten mit fünfzig oder sechzig Lire im Monat. Zu viel zum Verhungern und zu wenig zum Leben.“

„Und“ — Giuliano wagte nicht, direkt nach Peppas zu fragen — „und Sie wissen nicht, wo sie wohnen?“

„Ach, barmherziger Himmel, wo sie wohnen? In der Nähe der Porta Capuana, wo sie wöchentlich einige Lire für zwei elende Löcher bezahlen, die sie Zimmer nennen — na, Sie wissen ja, was das ist, die Porta Capuana. Ein

Choleraviertel, ein schmutziger Schandfleck der europäischen Kultur. Neapel ist ja überhaupt nur so dem Namen nach noch an die europäische Kultur dran geklebt, in Wahrheit stehen wir schon, wenigstens was die armen Viertel anlangt, in Asien oder doch in der Türkei. Dort wohnen sie, oder sollen sie wohnen. Denn Sie werden nicht voraussetzen, daß irgend Jemand aus der Gesellschaft dahin geht, um sich zu überzeugen.“

„Mein Gott, das ist ja schrecklich,“ meinte Graf Giuliano wirklich ergriffen. „Und Niemand ist ihm beigefsprungen? Niemand von allen seinen Bekannten und Freunden, von seinen Gästen, die so zahlreich und häufig seine Gastfreundschaft in der Villa Marini genossen haben?“

Contessa Santina sah ihn verwundert an.

„Na, erlauben Sie 'mal, Graf, wer soll sich denn in eine solche skandalöse Affaire einmischen? Da ist doch jeder vernünftige Mensch froh, wenn er nicht gezwungen ist, die Hände dazwischen zu haben. Solchen Sachen geht doch Jeder aus dem Weg, wenn er irgend kann. Oder meinen Sie wirklich, daß es Jemanden gäbe, der wahnsinnig genug wäre, sein Geld auch noch in den Schlund zu werfen, der schon so viel verschlungen? Das wäre denn doch schade! Einmal muß doch eine solche Schandwirthschaft aufhören.“

„Aber —“

„Ah,“ lächelte Santina wieder verführerisch — sie lächelte gern, weil sie hübsche Zähne hatte — „ah, jetzt verstehe ich Sie. Sie wollen der hübschen Peppa zu Hilfe kommen? Das ist allerdings etwas Anderes, und ich bin überzeugt, Sie werden dabei auch mit Wenigem reüssiren. Ich wünsche Ihnen dazu sogar Glück. Nur möchte ich Sie warnen, Herr Graf, sich dabei nicht bloßzustellen.“

„Bloßzustellen?“

„Na ja. Oder würden Sie es etwa unbedenklich finden, wenn sich ein junger Kavallerieoffizier aus altem Geschlecht in dieser Weise zum barmherzigen Samariter verwandelt? Ich kann Ihnen versichern, Herr Graf, daß das von hundert Leuten sicher neunundneunzig lächerlich finden würden, und der Hundertste würde sagen: ‚Es nützt nichts. Es ist doch nur eine kleine Aufenthaltsstation auf dem Weg nach unten.‘“

Contessa Santina war ihm bisher nicht geradezu unleidlich gewesen, denn sonst wäre er vermuthlich nicht zu ihr gegangen, aber heute fand er sie empörend. Sie urtheilte und sprach in einer Weise, die ihm im Innersten zuwider war. Er wußte selbst nicht warum, denn er verhehlte sich nicht, daß ihr Urtheil doch schließlich kein anderes war, als das Urtheil von aller Welt. Aber gerade das war es! Das Urtheil von aller Welt empörte ihn. Es gab drei Menschenleben dem Elend preis, wo doch nur Einer der Schuldige war. Was hatten die Anderen, was hatte Peppa verbrochen, um in dieser Weise dem Elend überantwortet zu werden? Wo blieb da die christliche Nächstenliebe?

Nachdem er erst erfahren, was er erfahren wollte, suchte Graf Giuliano nach einem Grund, um sich so bald wie möglich von Santina zu verabschieden. Aber das war nicht leicht. Sie hielt ihn fest. Die Mama kochte Thee, und auf einem Teller prangten stolz für zehn Soldi Biskuits, welche die Magd in aller Eile geholt hatte. Es war ein kleines Fest in der gräßlichen Wohnung, wenn auch die Biskuits wie gewöhnlicher Kleister schmeckten. Man machte sich lustig über den ritterlichen Kavallerielieutenant als muthigen Bertheidiger der gefallenen Unschuld, man spötte, man neckte und kokettirte, bis endlich Graf Giuliano gute Miene zum bösen Spiel machte und mit lachte, nur um wieder loszukommen.

Es war schon finster geworden, als er endlich wieder auf die Straße trat.

---

### Siebentes Kapitel.

Graf Giuliano hatte ursprünglich die Absicht gehabt, mit dem letzten Zug, der Abends Neapel verließ, wieder nach Aversa zurückzukehren. Als er aber von Contessa Santina kam, war er fest entschlossen, erst Alles zu versuchen, um mit Peppa sprechen zu können. Es war vorauszusehen, daß er dann seinen Zug versäumen und vielleicht die Entfernung von Neapel bis Aversa zu Pferd in der Nacht zurücklegen müßte. Da er ein guter Reiter war und die Gegend genau kannte, so würde ihn das nicht genirt haben, wenn es ihm nur gelang, den jetzigen Aufenthalt Peppas auszukundschaften. Das aber war so leicht nicht.

Wenn irgend möglich, wollte er hierbei die Vermittlung des alten Giuberti umgehen. Dieser mußte ja wissen, wo Marini wohnte, aber Graf Giuliano kannte ihn als einen durchtriebenen Gauner und Wucherer. Wenn er merkte, daß Jemand Interesse am Schicksal Marini's hatte, so würde er seine Bedingungen und Forderungen bezüglich eines Arrangements um so härter stellen. Giuliano selbst konnte ja doch nicht helfen, aber er wollte Marini seine Lage nicht schwerer machen, als sie schon war.

An die Polizei dachte Graf Giuliano gar nicht, aus dem einfachen Grunde, weil diese in solchen Fällen gänzlich unwissend ist. Aber es fiel ihm ein, sich in der Villa Marini nach der jetzigen Wohnung des früheren Besitzers zu erkundigen. Das versprach Erfolg, wenn es ihm gelang, die Leute dort zu überzeugen, daß er kein Geld von Marini zu fordern habe, sondern ihm im Gegentheile freundschaftlich gesinnt sei. Er ging also eine kleine Gasse,

die vom Nione Amedeo hinunterführte nach der Via Caracciolo, hinab, nahm hier die Pferdebahn und befand sich nach kurzer Zeit am Pofilippo vor der Villa Marini.

Das Thor der Villa stand offen, was ihn wunderte, da es doch schon finster und fast acht Uhr war. Noch mehr aber überraschte ihn eine junge Dame, die in einer gewöhnlichen Miethdroschke vor der Villa wartend hielt. Die junge Dame war noch sehr jung und Graf Giuliano hielt sie ihres blonden Haares und zartweißen Teints halber jedenfalls für eine Fremde, etwa für eine Engländerin oder eine Deutsche. Sie sah matt und abgesehen aus und war wohl leidend, wenigstens schien es so. Gleichwohl hatte sie interessante, reine Züge, die Augen waren tiefblau, das Haar, das sie offen und lang über die Schultern hängend trug, schien fein und sehr üppig, und von einem Hellblond, das schon etwas in's Röthliche spielte.

Graf Giuliano grüßte höflich und sah, wie die Fremde leicht und flüchtig mit dem Haupte nickte. Dann trat er in die Villa ein. Aus der Vorhalle tönte die Stimme der alten Brigida, einer Art Thürhüterin, die schon bei Marini dagewesen und nun wahrscheinlich hier gelassen worden war, damit wenigstens irgend Jemand im Hause war und Auskunft geben konnte.

„Da kommt Jemand, ja,“ sagte Brigida, eine alte Stockneapolitanerin, die noch nie in ihrem Leben aus Neapel herausgekommen war und deshalb auch nur den dem Fremden und auch dem nicht in der Stadt heimischen Italiener unverständlichen Dialekt sprach. „Da kommt der Herr Graf. Mit dem können Sie reden. Der versteht mit den Ausländern zu sprechen. Ich verstehe kein Wort, beim heiligen Gennaro, keine Silbe von dem, was Sie sagen.“

Neben ihr stand ein dicker, fetter Mann, eine echte Faltstaffigur. Er mochte seine zwei bis drei Centner wiegen,



war aber sehr elegant gekleidet und ebenfalls blond, wie die Dame draußen im Wagen, die jedenfalls zu ihm gehörte. Nur stach der Bart des Herrn noch etwas mehr in's Rothe, so daß man ihn schon fast nicht mehr blond nennen konnte. Es war kein Wunder, daß er sich nicht mit der alten Brigida verständigen konnte, denn, wie sich gleich herausstellte, sprach er ein schauderhaftes Italienisch.

„Womit kann ich Ihnen dienen?“ fragte Giuliano zuvorkommend.

„Ich heiße Obermeyer,“ sagte der Fremde, „bin aus München. In Bayern! Wissen Sie?“

„O ja, ich weiß, was Bayern ist,“ meinte Giuliano lächelnd.

„Na, Gott sei Dank, doch einmal eine Seele, die weiß, was Bayern ist,“ seufzte der dicke Herr wie erlöst. Er hatte wahrscheinlich bisher nur mit Droschkenkutschern, Kofferträgern und Kellnern zu thun gehabt, deren Geographie allerdings so weit nicht reicht.

„Ich will die Villa miethen. Wir waren schon gestern hier, sie gefällt nun einmal meiner Tochter. Aber wir können uns mit keinem Menschen verständigen,“ fuhr Herr Obermeyer fort. „Ist denn hier kein Besitzer?“

„Gegenwärtig ist allerdings keiner da,“ antwortete Graf Giuliano, „Sie müßten sich an das Gericht wenden.“

Herr Obermeyer verstand das nicht gleich, erst als Giuliano das Wort „Konkurs“ brauchte, pfiß er leise vor sich hin und begriff.

„Sehen Sie, Herr — Herr —“ begann Obermeyer wieder.

„Conte de Mattei,“ ergänzte Graf Giuliano, sich vorstellend.

„Ah, also ein Graf. Gut. Sehen Sie, Herr Graf, meine Tochter ist nämlich krank. Die Aerzte haben sie nach Neapel geschickt, damit sie sich hier erholen soll. Nun

weiß ich aber hier gar nicht Bescheid und will doch mein Kind gut unterbringen. Die Villa gefällt ihr, und wenn sie zu vermietthen ist, so will ich sie miethen. Es kommt mir so genau nicht darauf an. Ich bin Bierbrauer, wissen Sie?"

„O ja. Ich habe wohl schon ein- oder zweimal in meinem Leben Bier aus München getrunken.“

„Na, dann wissen Sie noch nicht viel von der Sache, Herr Graf. Das besorgen meine Landsleute schon gründlicher. Aber das ist hier Nebensache. Bitte, sagen Sie mir, wieviel Miethe die Villa kostet.“

Graf Giuliano setzte dem Fremden, so gut es gehen wollte, auseinander, daß er darüber keine Auskunft geben könne, ihn aber zu Herrn Marini führen wolle, der dann schon die nöthigen Schritte thun werde, besser als das Seitens des Herrn Obermeyer oder des Grafen Giuliano selbst geschehen könne. Damit war der Andere denn auch ganz zufrieden, und man kam dahin überein, sofort im Wagen Obermeyer's, der noch vor der Thüre hielt, zu Marini hinzufahren. Nun hatte Giuliano nur noch ein Bedenken. Was sich nämlich der Fremde wohl denken möge, wenn er jetzt mit ihm nach der Porta Capuana fuhr, um Marini aufzusuchen! Was würde er, und was würde besonders seine Tochter, die wahrscheinlich noch nie in ihrem Leben solches Menschenelend erblickt hatte, sagen, wenn sie den früheren Besitzer der Villa Marini unter solchen Umständen sähe!

„Wo wohnt Herr Marini jetzt?“ fragte Giuliano die alte Brigida.

„Via Palermo, Numero 11,“ antwortete diese.

Dem Grafen Giuliano fiel ein Stein vom Herzen. Die Via Palermo war eine der neueren Straßen, die man seitlich des Hauptbahnhofs von Neapel, allerdings auch in der Nähe des verrufenen Viertels, aber doch noch

in einer leidlich anständigen Gegend mit neuen Häusern aufgeführt hat, um eben der Mißwirthschaft an der Porta Capuana nach und nach ein Ende zu machen. Er gab dem Kutscher Anweisung, wie er fahren mußte, damit die Fremden so wenig wie möglich von den schmutzigen und schmierigen Winkeln und Gäßchen in der Gegend der Porta Capuana zu sehen bekämen, denn Graf Giuliano schämte sich, wie alle besseren Neapolitaner, vor den Fremden wegen der dortigen unwürdigen Zustände. Aber trotz dieser Vorsicht konnten sich die beiden Fremden kaum fassen Angesichts dieses armseligen Gelichters, das halbnackt mit ekelhaften Krankheiten und verstümmelten Gliedern, die sie nach Möglichkeit zur Schau trugen, um damit das Mitleid zu erwecken, den Wagen heulend und kreischend umsprang, um einen Soldo zu erbetteln. Weite Strecken liefen Blinde und Krüppel hinter dem im Trab fahrenden Wagen her, in den unglaublichsten Beteuerungen und Verwünschungen versichernd, daß sie vor Hunger sterben müßten, wenn sie nicht einen Soldo zu Brod erhielten.

„Geben Sie ihnen nichts, denn sie gehen nur hin und kaufen Tabak dafür,“ bemerkte Graf Giuliano, als er sah, wie die junge Dame hin und wieder kleine Kupfermünzen aus dem Wagen warf.

Fräulein Marianne Obermeyer sah ihn erstaunt an. Sie sprach fließend französisch, aber kein Wort italienisch, wenigstens hatte Giuliano sie immer nur französisch sprechen hören, und da er es ebenfalls gut sprach, so richtete er das Wort nur in dieser Sprache an sie.

„Mißgönnen Sie den armen Leuten den Tabak?“ fragte sie kurz und schneidend.

„Nein. Aber so bald sie merken, daß Sie mitleidiger mit ihnen sind, als die Uebrigen, werden Sie sie nicht mehr los.“

Das Haus, in dem Marini wohnte, war sozusagen

eine moderne Ruine, wie man sie in den neuen Vierteln von Neapel und Rom so häufig sieht, nämlich ein Neubau, den die Baukrisis, welche diese Städte vor einigen Jahren heimsuchte, vor der Vollendung überrascht hatte. Das Haus war noch nicht fertig gewesen, als plötzlich die Geldgeber, die Banken, fallirt hatten, und so mußte man sich begnügen, das, was fertig war — im vorliegenden Fall das Parterre und das erste Stockwerk — so gut es gehen wollte, in wohnlichen Zustand zu bringen, damit der Bau doch wenigstens etwas einbrachte. An den Räumen im Erdgeschoß, die eigentlich zu Läden hätten eingerichtet werden sollen, waren keine Thüren, wahrscheinlich weil der Zimmermann nicht weiter geborgt hatte. So waren die Thüröffnungen oberflächlich mit Brettern verschlagen. Die Leute, die um wenig Geld hinter den Brettern wohnten, waren sicher davor, daß man ihnen nichts stahl — sie hatten nichts. Nur das erste Stockwerk war einigermaßen wohnlich. Im zweiten Stockwerk standen nur die Ringmauern und von oben blaute der Himmel herab, weil keine Decke darauf lag. Die Bewohner waren das traurigste Gesindel, das man sich denken konnte, Gänge und Treppen waren bedeckt mit Schmutz und Gemüseabfällen. Ein halbes Duzend verlumpfter Weiber standen neugierig herum und sperrten den Mund auf, als die Droschke dort hielt. Kreischende Stimmen tönnten aus dem Hause.

„Was hat das Püppchen Naseweis zu jammern? Wegen zwei lumpiger Finocchi\*), die noch nicht einmal einen Soldo kosten? Weiß ich etwa, wo sie hingekommen sind? Soll ich sie etwa gestohlen haben?“ klang eine freche, keifende Frauenstimme.

---

\*) Finocchi sind Fenchelknollen, welche die armen Leute in Neapel ihrer Billigkeit wegen als Ersatz für Früchte gern verwenden.

Dann hörte Giuliano die Stimme Peppas. Das Herz drohte ihm vor Angst still zu stehen. Seine Kehle war trocken, und sein Athem ging stoßweise. Er hatte wohl manchmal gefürchtet, daß ihre Armuth und ihre neue Umgebung schädigend auf sie einwirken könne, aber so realistisch, so drastisch waren ihm die Umstände nie erschienen, als sie sich nun in Wahrheit zeigten.

„Ich habe die Finocchi vor kaum einer halben Stunde gekauft,“ rief Peppa beleidigt, „und jetzt liegen die Schalen davon in Ihrer Stube. Ist da nicht klar, daß Sie sie genommen haben?“

„Ei was. Sie sind eine alberne Gans. Als ob es nicht mehr Finocchi gäbe, als Ihre zwei dürrn Dinger.“

„Es waren sechs.“

„Meinethalben zehn. Was geht's mich an, Sie dumme Person? Wer weiß denn auch, wo Sie sie her haben, Sie — —? Das kennen wir schon. Mir machen Sie nichts vor — —“

Eine kleine blecherne Dellampe in der Hand, stand Peppa zornroth auf dem Treppenabsatz. Es schien, als wenn sie die Lampe der wüßten Person, die in so gemeiner Weise auf sie schimpfte, an den Kopf werfen wollte. Plötzlich aber blieb sie starr stehen und blickte auf den dunkeln Schatten, der soeben in den Hausflur eintrat. Ein leiser Schrei entfuhr ihren Lippen, und die Lampe fiel klirrend auf die Steinstufen.

„Giuliano!“ rief sie erschrocken.

Es wurde finster in dem Flur, nur aus einer der Stuben im Erdgeschoß fiel ein schwacher Lichtschein. Giuliano sah, wie sich Peppa an der Mauer hielt, um nicht zu fallen.

„Peppa,“ rief er und schritt rasch auf sie los, „was ist Dir? Kennst Du mich nicht? Ich bin's, Giuliano! Sei auf der Hut. Ich bin nicht allein.“

„Was — was willst Du?“ stammelte sie.

„Ich muß mit Deinem Vater sprechen. Ist er da?“

„Was willst Du von meinem Vater?“

„Hier ist ein Herr, ein Fremder, der die Villa Marini miethen will.“

Beppa stand schwer athmend an der Treppenmauer. Er hatte ihre Hand gefaßt. Es war noch die kleine, feuchte Hand von früher, aber sonst war Alles, Alles so ganz anders. Sogar die Stimme schien von ihrem früheren kindlichen Schmelz eingebüßt zu haben. Es ging ihm ein Stich durch's Herz, wenn er daran dachte, welche Verwandlung sich theils schon vollzogen hatte, theils noch vollziehen würde.

„Du kommst von Santina?“ stieß sie wild hervor.

„Nein!“ sagte er rasch. Er wußte selbst nicht, weshalb er ihr nicht sagen wollte, daß er dort war, aber ein instinktives Gefühl hielt ihn ab. „Wir sprechen nachher mehr, Beppa. Da sind die Fremden,“ fügte er flüsternd hinzu, „mache Licht und führe uns zu Deinem Vater.“

„Herr Graf!“ rief Obermeyer hinter ihm, als ob ihm die Finsterniß, das Geflüster und die seltsame Umgebung unheimlich geworden wäre.

„Versprich mir —“ flüsterte Beppa rasch.

„Was Du willst, nur laß uns jetzt mit Deinem Vater sprechen. Vielleicht können wir ihm nützlich sein. Deshalb sind wir ja hier,“ antwortete Graf Giuliano, zog ein Zündhölzchen aus der Tasche und steckte die Lampe wieder an. Auch Fräulein Marianne war in den Hausflur getreten und stand hinter ihrem Vater. Sie schien sich zu fürchten.

Beppa überflog die Fremden rasch mit ihren Blicken. Dann stieg sie vor ihnen die Treppe hinauf.

„Kommen Sie,“ sagte sie kurz, fast gleichgiltig.

Fräulein Obermeyer rümpfte das Näschen, besah sich

argwöhnisch die Treppe, raffte ihr Kleid vorsichtig hoch, endlich fragte sie aber ihren Vater doch: „Kann ich nicht unten bleiben?“

„Warum nicht gar!“ antwortete dieser. „Hier mußt Du in meiner Nähe bleiben.“

Das mochte die junge, etwas verwöhnte Dame einsehen und so entschloß sie sich, die Treppe in Angriff zu nehmen. Peppa stand schon oben und leuchtete herunter. Das schien ihr aber schließlich zu langweilig zu werden. Die Fremden waren auch gar zu zimperlich und langsam, und so drehte sie sich kurz entschlossen um und überließ sie ihrem Schicksal auf der finsternen Treppe.

Gleich darauf erschien aber Marini selbst und geleitete die Fremden in sein Zimmer im ersten Stock.

Das Zimmer sah nicht unähnlich einem Antiquitätenladen aus. Marini hatte nämlich darin Alles zusammengestellt, was er aus seinem Schiffbruch hatte retten können und dürfen, und dieser bunte Krimskrans, diese Ueberbleibsel eines früheren Luxus stachen gegen die nüchtern getünchten Wände, gegen den gepflasterten, da und dort wieder lückenhaft gewordenen Fußboden auffallend ab.

„Welch' liederliche Wirthschaft hier!“ sagte Fräulein Marianne auf Deutsch zu ihrem Vater. Sie war ja sicher, von den Italienern nicht verstanden zu werden.

Marini war noch der Alte, und während man mit ihm das Geschäft besprach, wegen dessen man hierher gekommen war, bedauerte er in Einem fort, die Herrschaften nicht so empfangen und bewirthen zu können, wie sich das nach seiner Ansicht gehöre und wie es ihm Bedürfniß sei. Er hielt aber alles das für ein Provisorium, das sobald wie möglich wieder einer standesgemäßen Einrichtung Platz machen werde und müsse.

Freilich mußte sich Jeder, der die Verhältnisse und besonders Marini selbst genauer kannte, sagen, daß Marini

sich niemals wieder aus eigener Kraft emporarbeiten werde, so lange er lebte, wenn ihm nicht ein Wunder zu Hilfe kam. Nur er selbst sah das nicht ein, faselte von dem Unverstand seiner Gläubiger, die sich durch ihre drängende Hitze in's eigene Fleisch schnitten, daß durch die Hast, mit der er seines Eigenthums entäußert worden war, Alles entwerthet worden sei, daß das Gericht keinen Schuß Pulver werth sei und was dergleichen mehr war.

Peppa stand während der ganzen Zeit der Verhandlungen stumm und bleich in einer Ecke und beobachtete unausgesetzt den Grafen Giuliano. Die neugierigen Blicke der jungen Dame, die mit ihm gekommen war, beachtete sie nicht. Es schien sogar, als ob es Fräulein Marianne angenehm gewesen wäre, mit dem schönen, jetzt freilich etwas unsalomonmäßig aussehenden Mädchen zu sprechen, aber Peppa stand unnahbar, den Kopf in die Hand, den Arm auf eine Wase gestützt, und hielt das dunkle, finster blickende Auge auf Giuliano gerichtet.

„Wo ist Mario?“ fragte Giuliano sie endlich.

„In Bortici,“ antwortete Peppa finster.

„Aber er wohnt doch hier?“

„Ja. Er muß bald kommen.“

Giuliano hätte ihn gern gesprochen, um ihm etwas Geld zu geben, denn das sah er wohl klar genug, daß hier die Solbi knapp waren; wenn sich sogar Peppa wegen einiger armseligen Finocchi mit den Hausbewohnern zankte! Aber Marini wollte er das Geld nicht anbieten, und Peppa hätte es ihm vermuthlich in's Gesicht geworfen, wenn er gewagt haben würde, ihr solches anzubieten. Außerdem hatte er selbst nicht viel. Sein Vater hielt ihn streng; mehr als fünfzig Lire konnte er im Augenblick nicht entbehren. Aber diese hätte er Mario gern gegeben, damit wenigstens das Aeußerste, der Hunger, abgewendet werden konnte.



Man trieb zum Aufbruch.

„Ich komme morgen Abend wieder,“ sagte Giuliano zu Peppa, „hoffentlich sehe ich dann Mario.“

„Und dann?“ fragte sie.

„Ich muß mit ihm sprechen.“

„Wozu?“

„Je nun, Du wirst Dir doch wohl denken können, daß ich unter solchen Umständen einmal mit einem alten Kameraden sprechen möchte.“

„Komm morgen Früh.“

„Ich kann nicht. Weißt Du nicht, daß ich seit vierzehn Tagen schon in Aversa stehe?“

„In Aversa!“ antwortete sie erstaunt. „Du warst also in dieser ganzen Zeit nicht in Neapel?“

„Nein!“

Sie faßte rasch seine Hand. Ein sonniger Strahl flog über ihr Gesicht und verschönte es. Sie hätte ihn geküßt, wenn sie allein gewesen wären. Sie schien ihn in einem falschen Verdacht gehabt zu haben und war nun freudig bewegt, glücklich, ihn schuldlos zu wissen.

„So komme, wann Du willst. Nur komme! Ich sterbe sonst,“ fügte sie leise hinzu.

Fräulein Marianne reichte dem jungen Mädchen die Hand zum Abschied und sagte: „A rivederci (Auf Wiedersehen)!“ Es war vermuthlich ihr ganzer italienischer Wortvorrath. Bewundert schaute Peppa zu ihr auf.

Es bestand ein schreiender Gegensatz zwischen den beiden Mädchen, nicht nur in der äußeren Erscheinung, sondern auch in ihrem Wesen. Bei Peppa die durch eine gewisse scheue Aengstlichkeit nur mühsam zurückgehaltene Wildheit einer vulkanischen Natur, die im Stande war, einer augenblicklichen Regung sich und alles Andere zu opfern, und bei der jungen Deutschen die sorgsam herausgebildete Selbstbeherrschung, die vorsichtige Zurückhaltung, die pein-

lich strenge Erziehung. Dort das rollende Feuer in den Adern und im Auge, hier das kränklich-bleiche, matt pulsirende Blut, dort die robuste Kraft der Gesundheit, die volle Fähigkeit und Lust zum Leben, bei hartem Mangel und Entbehrung, hier das müde Entfalten einer verkümmerten Pflanze, das Siechen inmitten der Fülle und des Ueberflusses. Und doch verstanden sich die beiden Mädchen sofort, wie sie sich in's Auge sahen. Und doch durchschaute von allen Anwesenden Niemand die gegenseitige Lage so scharf, so klar, wie diese Beiden.

„Die arme junge Dame,“ sagte Peppa mitleidig, als sie wieder mit ihrem Vater allein war.

„Wer?“ fragte dieser erstaunt.

„Die junge Deutsche. Hast Du nicht gesehen? Sie ist krank.“

„Ei was. Sie wird schon wieder gesund werden.“

„In dem Alter!“

Und Fräulein Marianne sagte, vielleicht zu derselben Zeit, zu ihrem Vater, der neben ihr in der Droschke saß: „Sie thut mir leid, so leid! Ich könnte weinen.“

„Wer denn?“

„Die junge Neapolitanerin. Sie ist so schön. Ich habe nie etwas Schöneres gesehen! Aber der Mangel, das Elend, das Unglück ihres Vaters und ihrer Familie verbittert sie. Sie verkümmert in der Noth. Sie ist zu stolz, um das Unglück ertragen zu können! Ich hätte sie wohl sehen mögen, wie sie noch in ihrer Villa wohnte.“

„So nimm sie doch zu Dir!“

„Ich kann ja kein Wort mit ihr reden. Apropos, wirfst Du miethen, Papa?“

„Ja. Du kannst morgen schon einziehen, wenn Du willst.“

„Ich wage es fast nicht.“

„Weshalb denn nicht?“

„Die armen Leute, die ich verdränge —“

„Du bist wohl nicht klug, Marianne. Das ist in der Welt nicht anders. Der Eine steht auf, und der Andere setzt sich.“

### Achtes Kapitel.

Die alte Zicuzza war ein Original. In der Rampa di San Antonio kannte sie jedes Kind, und obwohl die neapolitanische Straßenjugend sonst wenig Respekt bezeigt und im Gegentheil im Aufspüren kleiner Schwächen und Eigenheiten der Passanten eine wahre Meisterschaft entwickelt — vor der alten Zicuzza hatte sie Respekt, oder vielmehr Furcht. Niemand wagte es mit der alten Frau zu verderben, aus Furcht vor dem bösen Blick. Sie war nach dem allgemeinen Glauben ein Gettatore.\*)

Die alten Leute auf der Rampa di San Antonio erzählten, sie sei früher sehr schön und sehr lebhaft gewesen, und es wären ihretwegen drei junge Burschen in Duellen

\*) Gettatore (sprich Dschettatore) ist ein mit dem bösen Blick (mal' occhio) Behafteter, der durch das bloße Ansehen seinen Feinden Krankheiten, Geldverlust, Schaden aller Art, Unglück oder gar Tod verursachen kann. Der neapolitanische Aberglaube hat zum Schutz gegen den bösen Blick ein Zeichen mit der Hand erfunden. Man streckt den kleinen und den Zeigefinger gegen den Betreffenden aus, während alle übrigen Finger in der Hand eingezogen werden, wodurch der Zauber machtlos wird. Solche Hände sieht man in Unteritalien aus Holz oder Wachs oder Stein auch oft unter den Hausthüren hängen (um das Haus zu schützen), auch an Barken; Viele tragen das Zeichen aus Korallen oder Lava an der Uhrkette oder an einer Schnur um den Hals wie ein Amulet. Wenn man die Neapolitaner deshalb verspottet, so lächeln sie wohl darüber mit, als ob sie über solche Sachen hinaus wären, wagen aber gleichwohl nicht, das Zeichen zu entfernen. Der Aberglaube ist ebenso verbreitet wie unausrottbar.

mit dem Messer erstochen worden. Aber das war jedenfalls schon sehr lange her, und man sprach davon, wie man etwa von der Entdeckung von Amerika oder sonst etwas längst Vergangenen sprach. Die Meisten — wenn nicht Alle — kannten die Zicuzza nur als alte Frau. In ihrem Aeußeren hatte sie etwas Zigeunerhaftes, langes, in unordentlichen, schwärzlich-grauen Strähnen um den Kopf hängendes Haar, über das sie lose ein flatterndes, schmutzig-rothes Tuch legte, theils zum Schuß gegen die Sonne, theils um die Haare zu verbergen. Sie trug große, massivgoldene Ohrringe, ihre Gesichtshaut war quittengelb und runzelig, ihre Augen schwarz, ihr Blick hastig und wild. An den Händen, die eigenthümlich weich, hager und mit dick hervortretenden, dunkelblauen Adern überzogen waren, hatte sie eine Anzahl dicker, geschmackloser Ringe, wohl meist aus Kupfer oder werthlosen Legirungen. Ihr Anzug war schmutzig und bettelhaft, aber sie wußte durch eine eigenthümliche Drapirung und, wenn sie wollte, auch durch einen freien, stolzen Gang doch damit eine malerische Wirkung hervorzubringen. Sie trank gern Wein, Spirituosen oder was ihr gerade in die Finger kam, und war gewöhnlich halb berauscht. Das that ihr aber keinen Eintrag, im Gegentheil waren ihre Wahrsagungen in diesem Zustande besonders wirkungsvoll durch den eigenthümlichen zitterigen und näselnden Ton und durch die wirklich schauspielerische Kunst, mit der sie ihre Prophezeiungen umgab.

Augenblicklich stand sie gegenüber der Kirche Santa Maria in Piedigrotta an einer kleinen schmutzigen Weinkneipe. Sie sah, daß der Wirth allein in seinem Laden, oder vielmehr in seiner Spelunke war. Schwach, wie halbtodt jammerte sie: „Bei der heiligen Madonna del Carmine, helft mir! Hilfe! Ich habe Schwämme gegessen und mich damit vergiftet!“

„Womit kann ich Euch helfen, Zicuzza?“ fragte der

Weinhändler mitleidig, weil sie gar so schrecklich schrie und sich wand und krümmte, als ob sie jeden Augenblick sterben müßte.

„Ein wenig Del, um Christi willen, gebt mir ein wenig Del, und wenn es nur ein Fingerhut voll wäre. Misericordia domini, die Schmerzen! Erhaltet mich der armen, leidenden Menschheit, Checco, und gebt mir ein wenig Del, damit ich mich erbrechen kann. Rasch, rettet mich vom Tode!“

Erschrocken, theils über das Unglück, theils über die fürchterlichen Grimassen, die Zicuzza dabei schnitt, eilte der Mann nach einem oberen Gelaß, wo er, wie Zicuzza wohl wußte, seinen Delvorrath aufbewahrte, um das Verlangte zu holen. Kaum hatte er sich aber aus dem Schanklokal entfernt, als die Alte flink eine der herumstehenden Halbliterflaschen aus dem großen Weinbottich, der auf der Tafel stand, mit Wein füllte, den sie auf der Stelle und in einem Zuge austrank. Als der Weinhändler zurückkam, stand sie wieder mit der kläglichsten Miene von der Welt da, nahm mit zitternden Händen ein kleines Glas mit Del in Empfang, an dem sie zwei- oder dreimal leicht nippte.

„Gut, Checco, Gott erlöse Eure Seele,“ sagte sie dann in ihrer sonderbaren beschwörenden Art, „und segne Eure Frau. Seid nur brav und redlich, damit das Fegefeuer Euch nicht verschlingt.“

„Nun, wie geht's Euch nun, Zicuzza?“ fragte der Wirth theilnehmend.

„Wie einer alten Frau. Nun, der Himmel bessere es. Addio, Checco. Ich will für Euch beten.“

„Addio, Zicuzza, Gott erhalte Euch!“ sagte nun auch der Wirth ahnungslos und sah der alten Frau nach, wie sie über den Platz weg ging, an der Kirche vorbei, wo sie nicht verfehlte, das Kreuz zu schlagen, und dann die Rampa di San Antonio hinaufhumpelte.

„Zicuzza, Zicuzza!“ rief es plötzlich hinter ihr her.

Zicuzza drehte sich um, um zu sehen, wer so laut und dringlich rief.

„Agnelillo! Bist Du es, mein Junge?“ sagte sie dann stehen bleibend. „Was willst Du? Was wünschst Du von der alten Zicuzza?“

Agnelillo kam näher. „Ich muß mit Dir sprechen, Zicuzza, komm. Ich habe Dich etwas zu fragen!“

„Was?“

„Nicht hier. Komm zu Dir nach Hause.“

„Hast Du Geld?“

„Ja.“

„Wieviel?“

„Wieviel verlangst Du, Zicuzza? Du weißt, ich bin arm und habe nicht viel. Mache es gnädig.“

„Das kommt darauf an. Was willst Du von mir wissen?“

„Alles, Alles muß ich wissen. Es handelt sich um eine sehr wichtige Sache.“

„So? Dann wird das eine theuere Geschichte. Hast Du fünf Lire?“

„Fünf Lire!“ machte Agnelillo erstaunt. „Wo sollte ich wohl fünf Lire her haben?“

„Du hast nichts, mein Junge? Dann geh nur wieder nach Hause, mein Liebling, für nichts ist nichts.“

„Ich habe zwei Lire, Zicuzza, die sollst Du haben, wenn Du mir Alles sagst.“

„Zeig her Deine zwei Lire. Wo hast Du sie?“

„Hier.“

Zicuzza nahm die zwei Lire und steckte sie in ein lebernes Beutelchen, das sie an einer Kette um den Hals trug.

„So. Nun komm. Du sollst Alles wissen, was Du zu wissen begehrt.“

Zicuzza schritt nun mit kräftigen Schritten ziemlich

lebhaft aus. Ihr rothes Kopftuch flatterte im Winde und ließ unter den grauen Haarsträhnen die mächtigen Ohr-  
ringe vom Umfange eines Fünffrankenstückes und etwa  
auch von demselben Gewicht sehen. Ihre Gewänder flogen  
um sie herum, und mit der einen Hand strich sie in be-  
sonderer Weise über Gesicht und Hals hin und her, als  
ob sie sich zu einem wichtigen Werk sammeln müsse. Sie  
sprach jetzt kein Wort mehr, ihre Augen starrten mit einem  
sinnenden Ausdruck zu Boden, oder richteten sich wie suchend  
ernst und gemessen empor, als ob sie die Wolkenzüge  
beobachten wolle. Von Zeit zu Zeit bewegten sich ihre  
Lippen, als ob sie Gebete oder Beschwörungen murmelte.  
Andächtig folgte ihr Agnelillo, andächtiger als je einem  
Diener der Kirche.

Oben, nicht weit von der Kirche San Antonio, führte  
ein Gäßchen von der Straße auf einen kleinen Hügel  
zu. Dieses verfolgten Zicuzza und Agnelillo, bis sie an  
ein kleines Häuschen oder an eine Hütte kamen, die früher  
vielleicht dem Feldhüter Obdach gegeben, als hier noch  
Wein und Bohnen gebaut wurden. Nun war aber der  
Weinberg theils verbaut, theils vernachlässigt, das Hüter-  
häuschen überflüssig geworden, und Zicuzza wohnte schon  
seit Jahren darin. Ob sie je Miethen dafür bezahlte oder  
auch nur den Besitzer um seine Erlaubniß gefragt hatte,  
hier zu wohnen, war sehr zu bezweifeln.

Eine Miethen war übrigens das Haus eigentlich auch  
nicht werth. Es war vernachlässigt und verfallen, die  
Thür, eine alte halbverfaulte Bretterplanke mit einem Holz-  
riegel, von außen sehr leicht zu öffnen; aus dem Mauer-  
werk waren da und dort Steine herausgefallen, das Dach  
war platt, mit einer leichten Wölbung, damit der Regen  
abfloß. Es hatte nur einen, nicht einmal gepflasterten  
Raum, in dem ein Bett, ein aus übereinander gelegten  
Mauersteinen gebildeter Feuerherd, wie man ihn manchmal

bei den Feldarbeitern sieht, die sich im Freien ihre Polenta kochen, einige Blechgeschirre, ein alter wackeliger Tisch und einige ebenso alte und wackelige Stühle das ganze Mobiliar bildeten. Im Dach war ein Loch; das war die Feueresse, einfach, aber unpraktisch, denn die Luft wurde dadurch bei jedesmaligem Feuermachen rauchig zum Ersticken, was aber die alte Zicuzza nicht im Geringsten genirte. Die Frau schien eine Gesundheit von Eisen zu haben.

„Komm, mein Süßer,“ sagte Zicuzza, indem sie eintrat, „und nun erzähle mir Deine Geschichte. Was willst Du von mir wissen?“

„Kann uns hier Niemand belauschen, Zicuzza?“ fragte Agnelillo vorsichtig.

„Bah. Wer soll uns hier belauschen? Sprich nur unbesorgt. Es ist weit und breit kein menschliches Ohr. Und die Ziegen, die hier herum klettern, stören uns nicht.“

Agnelillo erzählte nun bis in die kleinsten Einzelheiten den Traum seines Vaters von dem Schatz auf dem Possilippo und that dabei so wichtig, so geheimnißvoll-vorsichtig, als ob es sich um ein neues Evangelium handle. Und ebenso hörte ihm auch Zicuzza aufmerksam, gespannt zu, unterbrach ihn an einzelnen Stellen mit hastigen Fragen, als ob die Dinge in ihren Augen ein ungeheueres Interesse erhielten, so daß schließlich Agnelillo auch zu der Ansicht kam, daß der ganze Vorgang, der Traum in allen seinen Theilen ein Begebniß von weittragender Bedeutung und Wichtigkeit, ein Wunder sei.

„Du glaubst also, Zicuzza,“ fragte endlich Agnelillo, „daß an der Geschichte etwas ist?“

„O, ganz entschieden,“ antwortete diese mit einer wahren Begeisterung. Sie kannte solche Sachen schon aus ihrer langjährigen Erfahrung. Wenn sie die Leute auf solchen und ähnlichen Dingen erst ordentlich festtritt, so brachten sie ihr alle sauer am Munde abgesparten Soldi und Lire,



um immer mehr von der geheimnißvollen Geschichte zu erfahren.

„Du glaubst wirklich an den Schatz, Zicuzza?“ fragte Agnelillo wieder gierig. Er glaubte ja schon längst daran. Er war davon überzeugt, aber es freute ihn doch, wenn ein Anderer seine Meinung bestätigte.

„Der Schatz ist da. Er hat sich erklärt. Der Traum Deines Vaters ist sein Werk. Er will gehoben sein. Deshalb hat er Deinem Vater den Traum eingegeben.“

„Aber wo? Wo ist der Schatz? Wie kann ich ihn heben?“

Das war nun die eigentliche Kardinalfrage, an deren Beantwortung Alles hing. Agnelillo's Augen leuchteten vor Gier und abergläubischer Dummheit. Aber Zicuzza kannte aus ihrer langen Praxis diese Sachen schon und nach dem Grundsatz: „Was Niemand weiß, das kann man dreist behaupten,“ ging sie der Beantwortung solcher Fragen dreist entgegen. Sie wußte natürlich von der ganzen Sache so wenig wie Agnelillo. Für sie handelte es sich nur darum, dem jungen Menschen etwas vorzumachen, damit er noch mehr Geld zu ihr bringe.

„Nur still,“ murmelte sie geheimnißvoll und wichtig, „wir werden jetzt das Buch der Weisheit fragen.“

Damit nahm sie aus einem Versteck im Bett ein Spiel abgegriffener schmutziger Karten, die von vielem Gebrauch krumm gebogen und an den Ecken zerstoßen waren, legte sie in verschiedenen Ordnungen mehrmals auf den Tisch auf, besah sie jedesmal mit tiefsinnigen Blicken, als ob Gott weiß welche Offenbarungen darin zu sehen gewesen wären, und murmelte geheimnißvoll vor sich hin. Sie berührte da und dort eine Karte nachdenklich mit dem Finger, kurz, führte all' das alberne Brimborium aus, das sich die Kartenschlägerinnen von Beruf in langer Praxis angewöhnen. Agnelillo sah ihr andächtig zu und verhielt sich mäusehinstill. Nach einer langen Weile gerieth Zicuzza

plötzlich in eine leidenschaftliche Aufregung, keuchte hastig und sagte mit dem Finger eine Karte berührend: „Das ist der Schatz!“

Agnelillo, der durch die lange Stille und das ewige Hinstarren schon halb wirt im Kopfe geworden war, erschrak bei der Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit, mit der diese Worte hervorgestoßen wurden, und kam nun gleichfalls in Aufregung. Merkwürdig! dachte er, das also war der so lang gesuchte, heiß ersehnte Schatz, dieses Stück Karton? Dieses Kartenblatt?

„Wo liegt er, wo liegt er?“ fragte er leise, als ob er sich gefürchtet hätte, sie zu stören.

„Er liegt im Grünen. Hier, das sind lauter Bäume. Also in einem Wald oder in einem Park, wo viele Bäume stehen. Hier ist auch Wasser. Er liegt also auch nicht weit vom Wasser. Es ist viel Wasser. Vielleicht also an der Küste vom Pofilippo, am Meer.“

„Weiter siehst Du nichts?“

„Hier ist noch etwas, aber ich kann nicht erkennen, was es ist. Es sieht aus wie ein Brief und doch ist es kein Brief. Es ist etwas Ähnliches, aber ich weiß nicht was.“

„Laß es sein, was es will. Sage mir, wie ich den Schatz heben kann.“

Zicuzza starrte noch eine Weile auf die schmutzigen Karten, deren Zeichen stellenweise schon nicht mehr zu erkennen waren. Dann schob sie mit der Hand wieder Alles zusammen und begann sie wieder von Neuem in einer anderen Ordnung, diesmal in Form eines Kreuzes, aufzulegen.

„Hier ist das Gold,“ murmelte sie endlich wieder geheimnißvoll.

„Gut, gut. Nur weiter.“

„Und das ist Blut. Gold und Blut ziehen sich gegenseitig an.“

„Gold und Blut?“

„Ja. Siehst Du hier, wie sich lauter Blut um das Gold herumdrängt?“

Agnelillo sah nichts, als ein paar verbogene, schmutzige Kartenblätter, aber er nickte aufgeregt.

„Nur weiter, nur weiter!“ flüsterte er.

„Dann liegt hier noch ein alter Mann, und hier liegt die Dame. Ah, die Dame ist schön, so schön, aber sie liegt weiter ab. Der alte Mann liegt näher. Hier ist auch noch ein Kind, ein kleines kaum ein Jahr altes Kind. Ich weiß nicht, was damit ist. Es ist vielleicht die Zukunft. Es liegt noch in Windeln. Agnelillo, nimm Dich in Acht! Die Windeln wollen mir nicht gefallen. Windeln in der Zukunft bedeuten Ketten und Gefangenschaft.“

„Aber wie kann ich ihn heben? Was muß ich thun, um ihn zu finden?“ fragte Agnelillo ungeduldig.

Zicuzza mochte aber meinen, daß sie für zwei Lire nun genug gezaubert habe.

„Heute ist die Stunde vorbei,“ sagte sie. „Komm nächste Woche wieder. Aber bringe mir nicht unter fünf Lire, das sage ich Dir, Agnelillo. Du siehst, es handelt sich um eine große Angelegenheit. Knaufere also nicht und bringe mir die fünf Lire.“

Agnelillo wollte aber nicht gehen. Er wußte ja doch eigentlich noch gar nichts Bestimmtes. Alles, was Zicuzza gesagt hatte, war so unbestimmt, so wenig genau, daß er nicht wußte, was er zu thun und zu lassen hatte. Er wollte schimpfen und die alte Zicuzza einschüchtern, damit sie ihm noch mehr sage. Aber das alte wächserne Gesicht mit den großen wilden Augen schaute so beängstigend und drohend auf ihn, daß er nichts herausbrachte.

„Geh!“ herrschte ihn Zicuzza an.

Agnelillo durfte es nicht mit ihr verderben. Er machte mit der Hand in der Tasche das Bettatorezeichen und ging flüchtig grüßend davon. —

Als Agnelillo nach Hause kam, zog ihn sein Vater eifrig am Aermel. Er wollte wissen, was er mit der alten Zicuzza verhandelt hatte. Eine Waschfrau, die mit ihnen in derselben Stube wohnte, saß im Hausgang und strickte.

„Es ist Alles vermaledeiter Schwindelkram, Vater,“ sagte Agnelillo ärgerlich. „Sie weiß auch nichts.“

Ob nun Agnelillo nicht sprechen wollte, oder ob er sich wirklich damit ein Ansehen geben wollte, indem er die Weisheit der Zicuzza als Schwindelkram bezeichnete, das ließ sich nicht bestimmen. Möglich war Beides.

„Sie weiß Alles!“ meinte plötzlich die alte Strickerin.

„Wer? Zicuzza?“ fragte Agnelillo, erstaunt über die Unterbrechung. Er mochte wohl glauben, daß die Waschfrau nicht wisse, wovon die Rede gewesen war.

Diese nickte und fuhr nach einer Pause in ihrer schwerfälligen Sprechweise fort: „Weißt Du's noch, Flibreto, wie die Zicuzza dem jungen Mastrini vom alten Tommaso gesagt hatte, er solle sich vor Ketten und Banden in Acht nehmen? Einmal drinnen, würden sie ihn nicht wieder loslassen? Weißt Du's noch?“

Der alte Esposito nickte.

„Nun? Und was war mit dem jungen Mastrini vom alten Tommaso?“ fragte Agnelillo begierig.

„He, nun ja,“ meinte die Alte, „zwei Jahre später ist er an der sizilianischen Küste beim Korallenfischen ertrunken.“

Agnelillo schüttelte fragend den Kopf, als ob er den Zusammenhang nicht verstünde.

„Na, die Ketten und Banden, die Zicuzza gesehen hatte, das war eben das Meer. Das hat ihn nicht wieder losgelassen,“ erklärte die Alte triumphirend.

Agnelillo zuckte mit den Schultern und murmelte leise vor sich hin: „Ich bin doch kein Korallenfischer! Ich werde mich schon in Acht nehmen vor dem Meer.“

„Und so weiß ich noch hundert Sachen von der alten Zicuzza. Sie weiß eben Alles!“ fuhr die Waschfrau, immer strickend fort. „Da war die alte Violetta —“

Agnelillo hörte nichts mehr, wollte nichts mehr hören. Er trat wieder aus dem Hause hinaus, ging quer über die Straße hinweg und legte sich nachdenklich und faul auf die Mauer in die Sonne. Von hier konnte er sehen, wie die reichen Herrschaften und Nobili mit glänzenden Equipagen und feurigen Pferden auf der schönen Straße am Pofilippo Corso fuhren, wie die schönen Damen in hellen Sommertoiletten und glänzenden Seidenbändern im Wagen lagen und mit den Herren schäkerten, die neben ihnen her ritten in blitzenden Uniformen. Und er sah all' das Wohlleben, den Glanz und die Pracht — und der Neid überkam ihn. Und als es dunkelte, dachte er über nichts weiter nach, als über die alte Zicuzza, und wo er die fünf Lire hernehmen würde, die sie verlangte.

### Neuntes Kapitel.

Der alte Giuberti hätte eigentlich mit den Errungenschaften seines Lebens zufrieden sein können. Aus dem davongelaufenen Sohn eines armen alten Fischers in Paola, der, nachdem er nicht mehr Kräfte genug gehabt hatte, auf dem Meere seinem Gewerbe nachzugehen, sich kümmerlich und rechtschaffen mit Netzflücken und Segelausbessern ernährte, war im Laufe der Jahrzehnte ein wohlhabender Mann geworden. Aber dieses Geld, das Don Leone unter unsäglichen Entbehrungen und persönlicher Hungerleiderei sammengeschachert hatte, weit davon entfernt, ihm jene beneidenswerthe Ruhe und Zufriedenheit mit seinem Lebensabend zu gewähren, war vielmehr für ihn ein wahres Gift, das ihn nicht schlafen ließ, für dessen Erhaltung und Vermehrung er Tag und Nacht sorgte. Je mehr er besaß, desto mehr wollte er haben, desto mehr spannte er alle

seine Nerven an, um neues Geld zu erhalten. Sein Leben war eitel Sorge und Aerger; ein fortwährender erbitterter Kampf um — „die Heiligkeit des Besitzes“. Er kannte keine Freude, keinen Genuß, als den des Besitzes, und dieser rieb ihn auf vor lauter Sucht nach immer neuem Besitz. So stand er im fortgesetzten Kampf mit Allen, die etwas besaßen, und mit Jenen, die etwas von ihm haben wollten.

Mit vielen Opfern hatte er seine Forderung an Marini beim Konkursgericht durchgesetzt. Er hatte, im Bewußtsein, daß seine Forderung nicht so ganz reinlich und sauber war, hier ein paar Lire springen lassen, dort Verpflichtungen übernehmen müssen, nur damit sie vom Gericht erst anerkannt würde. Diese Anerkennung kostete ihm an Bestechungen und dergleichen über hundert Lire, und nun, nachdem sie endlich erfolgt war, wurden so viele Forderungen angemeldet, daß der Commendatore Marini dreis- und viermal überschuldet erschien, und Don Leone also nur etwa den dritten oder vierten Theil seiner Forderung erhalten konnte.

Er war wüthend! Sein Blut hätte er lieber hergegeben als sein Geld. Aber da nützte keine Heiligkeit des Eigenthums mehr. Marini hatte nichts, und Niemand konnte von ihm mehr erhalten, als da war.

„Unterschreiben Sie, Don Mario, unterschreiben Sie,“ drängte er auf den jungen Marini ein, dem er auf dem Wege nach Portici aufgelauret hatte, „ich will ja von Ihnen nichts, als die Zinsen für das Geld, das ich an Ihrem Vater verliere. Retten Sie die Ehre Ihres väterlichen Namens! Für zwei Lire und fünfzig Centesimi sollten Sie doch das Andenken Ihres Vaters reinhalten. Das ist auch für Sie nicht zu viel.“

Don Leone war ein schlauer Patron. Es war ihm weniger darum zu thun, von dem jungen Marini jede

Woche zwei und eine halbe Lire herauszupressen, als vielmehr darum, von ihm eine Anerkennung der Schuld seines Vaters zu erhalten. Hatte er diese erst, hatte sich der junge Marini erst einmal für seinen Vater verbürgt, so konnte Don Leone dann an ihm herumpressen sein ganzes Leben lang. Und das wollte Don Leone auch. Er hatte die feste Absicht, sich für den „unerhörten Betrug“, den der alte Marini an ihm angeblich begangen hatte, an dem Sohn zu rächen. Aber vorläufig mußte er noch leise und demüthig auftreten, damit der junge Mann erst in die Falle ging.

„Sie wissen, Herr Giuberti,“ antwortete der junge Marini trübselig, „daß ich gern thue, was in meinen Kräften steht, um die Katastrophe, die uns betroffen hat, so viel wie möglich zu lindern. Ich weiß, daß Sie Geld verloren haben an meinem Vater, aber Sie wissen doch auch, daß ich jetzt nicht nur für mich, sondern auch für Vater und Schwester zu sorgen habe.“

„Ihr Vater hat doch seine Pension als Hafenbeamter, und Sie haben Ihre Pension als Offizier. Also machen Sie nur keine Ausflüchte. Was Ihre Schwester anlangt, so ist sie jung und kann verdienen, was sie braucht.“

„Gewiß, gewiß, Herr Giuberti, aber Peppia ist so unerfahren, so wenig geübt im Umgang mit den Menschen, daß man ihr wirklich nicht zu viel zumuthen kann. Sie und Jeder werden zugeben, daß ein junges kaum siebzehnjähriges Mädchen, das in solchen Verhältnissen aufgewachsen ist —“

„Redensarten, Redensarten, Don Mario. Ich sage, sie kann verdienen, wenn sie will. Ich war zehn Jahre, als ich anfang zu verdienen —“

„Und was dann die Pension meines Vaters anlangt, so haben wir bisher noch keinen Centesimo erhalten. Vielleicht wird sie noch bewilligt, aber bestimmt ist es noch

nicht. Und gerade jetzt, wo wir es am nöthigsten brauchen, wo die Noth am härtesten ist, fehlt es an Allem. Meine Pension beträgt ganze fünfundzwanzig Lire den Monat. Was sollen drei Personen damit machen?"

„Und Ihr Gehalt in Portici?"

„Sechzig Lire im Monat. Also Alles in Allem noch keine hundert Lire für drei Personen. Sie können sich denken, Herr Giuberti, wie wir leben. Zweiundzwanzig Lire Miethe —“

„Na, ich will Ihnen etwas sagen, Don Mario. Schreiben wir also zwei Lire jede Woche. Das können Sie bezahlen, ohne jede Widerrede. Wollen Sie? Das können Sie doch wohl an den ehrlichen Namen Ihres Vaters riskiren.“

„Herr Giuberti, ich fürchte nur, die anderen Gläubiger meines Vaters —“

„Lassen Sie die Anderen aus dem Spiel. Von mir erfährt Niemand etwas, das liegt in meinem Vortheil, und Sie haben nicht nöthig, von unserem Abkommen zu schwäzen. Kommen Sie. Wir trinken da drüben eine Tasse Kaffee miteinander. Dabei machen wir unsere Sache ab. Ei, Sie sind doch jung, Sie können doch für Ihren Vater etwas thun.“

„Herr Giuberti —“

„Für Ihren Vater! Was thut man nicht für seinen Vater!“ fuhr Giuberti fort, weil er sah, daß der junge Mario bei diesem Thema weich wurde. „Wenn ich noch einen Vater hätte! Mit meinen Händen wollte ich arbeiten, bis das Blut herausspritzte —“ er hatte den seinen, nachdem er ihm entlaufen, im Elend sterben lassen — „Tag und Nacht wollte ich mich schinden und plagen für ihn. Kommen Sie, Don Mario. Wir sind gleich fertig.“

Zwei Lire konnte ja Mario wohl für die Ruhe und, wie er glaubte, für den ehrlichen Namen seines Vaters opfern. Er wollte dafür hungern! Was war da weiter?



Er wollte den habgierigen Mann befriedigen. Er wußte nicht, daß solche Leute nicht zu befriedigen sind, und daß er durch seinen Namenszug, den er eben im Begriff war zu vollziehen, sich für sein ganzes Leben den Machinationen dieser Hyäne aussetzte.

Zwei Minuten später hatte er unterschrieben.

Er sah nicht einmal genau hin, was er unterschrieb. Er glaubte, die Sache sei mit zwei Lire für die Woche abgemacht. Er hielt es noch für großmüthig, daß Don Leone seinen Kaffee mitbezahlte. Für diese drei Soldi hatte aber der arme junge Mann auf unabsehbare Zeiten seine Arbeitskraft, seine Zeit, sein Einkommen, seine Existenz an einen Blutsauger verkauft, den er noch dazu für einen edelmüthigen Menschen hielt und dem er freundschaftlich die Hand reichte, als er sich endlich von ihm trennte. Mario sprang rasch in einen Pferdebahnwagen, der ihn nach Portici bringen sollte.

Zufällig traf er darin den Grafen Giuliano. Er wurde etwas roth und war verlegen, wie immer, wenn er Leute traf, mit denen er früher in der Villa seines Vaters verkehrt hatte, und die jetzt weit über ihm standen.

„Mario!“ rief ihm Giuliano zu, als ob er fürchte, daß er ihn übersehen würde.

„Herr Lieutenant —“

„Herr Lieutenant?“ fragte Graf Giuliano wieder zurück, „seit wann weißt Du meinen Vornamen nicht mehr?“

„Aber —“

„Ich bitte mir aus, Mario, daß wir, wenn wir unter uns sind, das bleiben, was wir waren, alte Kameraden. Es ist mir sogar lieb, Dich so zufällig zu treffen. Ich war gerade auf dem Wege zu Dir. Ich glaubte Dich schon in Portici —“

„Zu mir? Was willst Du von mir?“

„Hm, das nachher. Zuerst sage mir, was Du mit dem alten Giuberti, der soeben von Dir weggegangen ist, hattest.“

„Ach Gott, kannst Du Dir das nicht denken, Giuliano? Muß ich es erst sagen?“

„Du — Du hast ihn angepumpt?“

„Ich? Nein, das nicht, aber —“

„Nun, um so besser. Das mußt Du nämlich nie thun, Mario. Er ist ein Halsabschneider erster Klasse. Wenn Du Geld brauchst, und das ist ja wohl jetzt der Fall, so wende Dich zuletzt an ihn und zuerst an mich. Willst Du mir das versprechen?“

„Ich —“

„Nun, thue mir den Gefallen und mache keine Redensarten. Du weißt ja doch, wie wir stehen. Ich rechne darauf, schon aus dem Grunde, damit Du Dich nicht auf ewige Zeiten unglücklich machst dadurch, daß Du von Giuberti Geld annimmst. Nun aber sage zunächst, was wollt der alte Gauner? Denn wenn Du ihn nicht angepumpt hast, so weiß ich nicht, was in aller Welt ihr Beiden zu verhandeln hattet.“

„Herr Giuberti ist nicht so schlimm, wie Du meinst.“

„Mache den Teufel nicht weiß, Mario. Ich kenne ihn. Er hat schon Manchen auf dem Gewissen. Also heraus damit, was hast Du mit ihm gehabt?“

Es schien dem jungen Mario peinlich zu sein, von der Sache zu sprechen. Er zog statt aller Antwort eine Abschrift des Kontraktes hervor, den ihm Giuberti in zwei Exemplaren zur Unterschrift präsentirt und von denen Jeder von ihnen ein Exemplar unterschrieben und dem Anderen gegeben hatte. Das, welches Mario besaß, trug die Unterschrift Giuberti's, und das, welches dieser mitgenommen, hatte die Unterschrift des jungen Marini, Giuliano las das Blatt genau und aufmerksam durch.

„Das hast Du doch nicht etwa unterschrieben?“ fragte er ängstlich.

„Natürlich. Es handelt sich ja nur um zwei Lire wöchentlich.“

„Aber hast Du denn das Ding nicht wenigstens genau gelesen?“

„Doch, doch! Wenn auch nur oberflächlich. Giuberti hat mir ja gesagt —“

„Mario!“ rief der Graf Giuliano erschrocken, „weißt Du denn nicht, wozu man etwas aufschreibt? Was Giuberti sagt, das gilt nichts. Er hat auch nur seine Zunge, um seine Gedanken zu verbergen. Deswegen schreibt man sie eben auf, damit eine Sache gilt, und mit diesem Schein hast Du Dich rechtlich verpflichtet, die Forderung Giuberti's an Deinen Vater, soweit diese nicht aus der Konkursmasse befriedigt wird, auf Deine Rechnung zu übernehmen und bis zur Tilgung mit zehn Prozent zu verzinsen.“

„Du siehst das zu schlimm an, Giuliano, das beweist schon, daß Giuberti nur zwei Lire wöchentlich verlangt.“

„So lange Du nicht mehr hast, wie ausdrücklich hier steht. Aber verlaß Dich darauf, er wird Dir nehmen, was Du je besitzen wirst, bis die ganze Schuld gedeckt ist. Wie willst Du zu so einer Summe gelangen? Du kannst Dir doch an den Fingern auszählen, daß die Schuld bei zwei Lire wöchentlicher Abzahlung nicht kleiner, sondern immer größer wird, weil das nicht einmal die Zinsen ausmacht, und er natürlich als geborener Wucherer die restirenden Zinsen zur Schuld hinzurechnet.“

„Ach, so meint das Herr Giuberti nicht,“ erwiderte Mario gutmüthig.

„Du bist ein Kind,“ fuhr Giuliano heftig und ärgerlich auf. „Du bist der richtige Sohn Deines Vaters, oberflächlich, leichtfertig, gedankenlos, wie er, Du wirst Dich auch unglücklich machen wie er. Meinst Du denn,

man unterschreibt solche Sachen, damit man sie nachher nicht hält? Sei nur gewiß, Giuberti wird Dir zeitig genug und gründlich genug schon beibringen, was er meint. Du bist verloren, Mario, wenn Du Dich von dieser Verpflichtung nicht wieder lösmachst.“

„Wie soll ich denn das nun machen? Denn wenn sich das wirklich verhält, wie Du sagst, so wird mich Giuberti nicht wieder loslassen.“

„Nun, wir müssen's versuchen. Ich werde zu ihm gehen und ihn fragen, was er für den Schein haben will. Er muß ihn wieder herausgeben.“

Mario starrte nachdenklich eine Weile über das Hafenge triebe, an dem sie gerade vorbeifuhren, hin. Es schien ihm erst jetzt klar zu werden, in welche gefährliche Falle er gegangen war. Er hatte geglaubt, seinem und seines Vaters guten Ruf ein kleines Opfer bringen zu müssen und nun stand er vor seinem Ruin, wenn wirklich Alles so war, wie Giuliano sagte.

„Willst Du das thun?“ fragte er nach einer längeren Pause endlich hastig und erregt. „Thu's, Giuliano, Du rettetest mich und meine Familie! Er muß den Schein wieder herausgeben. Gerade jetzt, jetzt darf er nichts gegen mich unternehmen. Hörst Du? Gerade jetzt, wo ich auf dem besten Wege bin, mir eine gute und einträgliche Stellung zu schaffen, jetzt darf er mich nicht stören. Er soll Alles bekommen, was er zu fordern hat, aber er muß mir Zeit lassen. Gerade jetzt darf er nichts gegen mich unternehmen. Verstehst Du?“

„Nicht ein Wort,“ entgegnete der Andere erstaunt. „Warum gerade jetzt nicht? Was hast Du vor?“

„Ich? Nichts. Aber in dem Unternehmen, bei dem ich jetzt angestellt bin, stehen große Veränderungen bevor, wodurch ich möglicherweise viel gewinnen kann. Es soll nämlich in eine Aktiengesellschaft umgewandelt werden.

Der jetzige Besitzer, der Senatore Strozzi, setzt großes Vertrauen in mich — ich wäre sonst wohl auch gar nicht angestellt worden. Ich vermag der Firma, besonders meiner Sprachkenntnisse halber, die mich in den Stand setzen, den Außenhandel zu leiten, gute Dienste zu leisten, und so soll mir bei dieser Umwandlung eine gute Stellung, gleichsam als Vertrauensperson des Herrn Strozzi, der sich so viel wie möglich vom Geschäft zurückziehen will, zufallen. Natürlich ist es mit all' diesen Aussichten nichts, wenn ich in der Hand von Wucherern bin, und deshalb muß Giuberti, schon in seinem eigenen Interesse, mich so lange in Ruhe lassen, bis das Alles in Ordnung ist.“

Der junge Mario sprach hastig, aufgereggt, nervös. Man sah ihm an, daß er nun doch zu begreifen anfang, welchen Fehler er begangen hatte. Seine Unterschrift that ihm jetzt so leid, daß ihm die Thränen in die Augen traten, und er den Freund mehr als mit Worten mit seinen flehenden Blicken bewegen wollte, ihm beizustehen. Das hätte Giuliano auch herzlich gern gethan. Aber sein guter Wille wurde gehemmt durch zwei Umstände. Zunächst hatte er nicht genug Geld, um die vermuthlichen Ansprüche Giuberti's zu befriedigen. Dann aber mußte er den ganzen Verkehr mit der Familie Marini vor seinem Vater verheimlichen, um seine Lage nicht noch mehr zu verschlimmern. Er stand noch immer in Aversa, von wo er immer nur auf Stunden loskommen konnte. Das war möglich, weil die Eisenbahn nur etwa vierzig Minuten von Aversa nach Neapel brauchte. Aber er wollte doch so bald wie möglich wieder nach Neapel zurückversetzt werden, und das geschah, nur, wenn sein Vater in Bezug auf seinen Verkehr mit Peppa vollständig beruhigt war.

„Es versteht sich von selbst,“ sagte Giuliano nach einer kleinen Pause, „daß ich für Dich thue, was ich kann. Ich gehe noch heute zu Giuberti, um mit ihm zu sprechen.

Aber erwarte davon ja nicht zu viel, Mario! Ich glaube nicht, daß der Mensch ein anderes Interesse gelten läßt als seines. Indessen, behalte nur den Kopf oben. Wir werden ja sehen, was kommt. Vor allen Dingen aber nun noch Eines. Du sprichst doch gut deutsch?"

„Deutsch? Deutsch ist nun meine starke Seite gerade nicht. Es ist eine zu schwierige Sprache für unseren Gaumen. Ich spreche nur sehr wenig deutsch. Aber ich kann mich schriftlich darin ganz klar und korrekt ausdrücken.“

„Du hast doch neulich mit Fräulein Obermeyer deutsch gesprochen.“

Mario erröthete leicht. „Ja. Das war, damit sie sich mit Peppa verständigen konnte. Du weißt doch, daß sie Peppa gebeten hat, ein Bild der Villa Marini zu malen, das sie ihren Verwandten in Deutschland zu Weihnachten schenken will.“

„Ah? Nichts weiß ich davon. Ich habe nur gesehen, daß ihr zusammen spricht.“

„Es müssen sehr reiche Leute sein, diese Obermeyers. Die Mutter der jungen Dame kommt demnächst auch nach Neapel.“

„So, so!“

„Ja. Weil der Vater wieder seiner Geschäfte halber nach Deutschland zurück muß, und man Fräulein Marianne nicht allein hier lassen will.“

„Na, das ist begreiflich. Marianne also heißt sie?“

Mario antwortete nichts, erröthete aber noch stärker und schaute, um das zu verbergen, auf das Meer hinaus.

„Sie ist sehr hübsch. Findest Du nicht, Mario?“ fragte Giuliano wieder, diesmal etwas lauernd.

„Ich — — ja. Sie ist eine Deutsche. Weißt Du,“ erwiderte Mario erst stockend, dann immer fließender und gesprächiger, „sie ist nicht das, was unsere Schönheiten sind, sie hat nicht das, was wir Temperament nennen, sie

ist nicht das flatternde, lobende Feuer, das brennt und sengt, sie ist vielmehr eine stille ruhige Flamme, die erwärmt. Sie hat das, was die Deutschen in ihrer Sprache ‚Gemüth‘ nennen und wofür die Italiener kein Wort haben, denn das, was wir ‚anima‘ nennen, das nennen sie ‚Seele‘. ‚Gemüth‘ kennen wir nicht, und das ist gerade das, was Marianne auszeichnet. Ihre Augen —“

Er brach plötzlich ab und sah starr auf das Meer hinaus.

Giuliano beobachtete ihn verstohlen. „Sie hat eine Hand so zart, so fein —“ sagte er, wie animirend und forschend.

„Wie Sammet,“ fiel Mario hitzig ein, „und Augen, so tiefblau und unergründlich wie das Meer. Du mußt sie singen hören, wenn sie die kleinen, hübschen Volkslieder singt, an denen die Deutschen so reich sind —“

„Ah? Sie singt! Das wußte ich gar nicht.“

„O, sie ist nicht das, was wir eine Sängerin nennen, aber wenn sie singt, das ist, als ob — ich kann Dir das nicht sagen. Das muß man selbst sehen, hören, fühlen.“

„Du warst also schon öfter in der Villa Marini, seit sie dort wohnt?“

„Zweimal. Fräulein Marianne bat mich, hinzukommen, wenn ich Zeit habe, um — um Peppa übersetzen zu können, wie sie das Bild haben wolle. Sie will nämlich vom Haus nur die Terrasse darauf haben, damit der Park, die Cypressen und Palmengruppen sich gegen das blaue Meer, das den Hintergrund bilden soll, recht lebhaft und charakteristisch abheben.“

„Richtig. Das wird ein wirkungsvolles Bild geben. Sie hat einen guten Geschmack. Nicht?“

„O, einen so feinen, geläuterten Geschmack, wie ich ihn selten bei einer so jungen Dame getroffen habe. Ueberhaupt hat sie eine so wohlthuende, abgerundete Bildung, eine so sorgfältige Erziehung —“

Unwillkürlich, dem eigenen inneren Drang nachgebend, lobte Mario die junge Dame im Einzelnen und Ganzen mit der dem jungen Neapolitaner eigenen Lebhaftigkeit und Ausgiebigkeit. Giuliano brauchte ihn nicht mehr zu ermuntern und beschränkte sich darauf, still mit dem Kopfe zu nicken und nur hin und wieder ein „*Em*“ zu verlautbaren, als ob er damit bestätigen wolle, was er gedacht hatte.

„Vielleicht treffe ich Dich heute Abend in der Villa Marini?“ fragte er endlich wieder.

„Wirft Du dort sein?“

„Ja. Herr Obermeyer will heute Abend den Miethskontrakt, den er abschließen muß, festsetzen und bat mich, ihn vorher noch einmal durchzusehen, damit nicht etwa Advokatenkniffe darin sind.“

„Ah, gut. Ich komme, wenn ich in Portici Feierabend habe, direkt nach der Villa Marini. Es ist eine weite Strecke, da ich aber die Pferdebahn von einem Punkt zum anderen benutzen kann, so hoffe ich doch, gegen acht Uhr draußen zu sein.“

„Also, auf Wiedersehen heute Abend. Da ich nun nichts mehr in Portici zu thun habe, so will ich gleich mit dem Wagen, der uns dort entgegenkommt, wieder nach der Stadt zurückfahren.“

„Addio, Addio!“ rief der junge Mario dem abspringenden Freund noch nach und fuhr weiter nach Portici hinaus.

(Fortsetzung folgt.)







## Schiffbruch.

Erzählung von **A. Trinius.**

Mit Illustrationen von **C. Schildt.**

1.

(Nachdruck verboten.)

**W**ie ein gelbleuchtender Damm legen sich die nordfriesischen Inseln vor die Westküste Schleswig-Holsteins. Zwischen ihnen und dem Festlande wallt träge das an Untiefen und Sandbänken so reiche Wattenmeer, jetzt eine glitzernde Wasserfläche, wenige Stunden später, sobald die Ebbe eingetreten ist, ein von Schlick und Tang dicht bedeckter schlammiger Boden. Gefährvoll und unheimlich ist er für den, der seine Lücken nicht kennt, der nicht der plötzlich aufbrauenden Nebel, des still und wie mit tausend Fangarmen gierig einschießenden Wassers achtet, das von allen Seiten ihn tückisch umspült, scheinbar tändelnd, kosend, und nun wächst, steigt, die Wege rings versperrt, den Boden unter ihm verschlingt und die zu Tod Geheßten endlich frohlockend in die aufgurgelnde Tiefe zieht.

Destlich der alten Frieseninseln aber braust donnernd die grünschimmernde Nordsee seit Jahrtausenden ihre Riesensymphonien. Unaufhörlich, unaufhaltsam wallen ihre mächtigen, von weißen Schaumkämmen gekrönten Wogen gegen den grell leuchtenden Dünenstrand, jetzt im Wechsellichte der zitternden Sonne buntfarbig spielend, dann wieder

düster grollend, hoheitsgebietend, schreckbringend wie das vernichtend einherstürmende Geschick. Und Schicksal bleibt auch diese See den armen friesischen Eilanden. Seit Jahrtausenden nagt und frisst der Wogenschwalm an diesen Inseln, rastlos abbröckelnd, zermürbend, Alles erstickend unter dem eindringenden Dünenande. Jede Sturmfluth reißt Felsen von ihnen ab und begräbt ganze Theile für immer im Meeresgrunde, während der hereinwehende Sand das nutzbringende Haideland, die mühsam erkämpfte magere Ackerkrume unter todbringender Last begräbt, während die salzigen Winde jedes freudige Aufsprossen von Baum und Busch verhindern. Luft, Wasser und Sand haben Verderben allen Menschenwerken dieser Frieseninseln geschworen. Wo einst Städte und Dörfer sich erhoben, braust heute das Meer darüber hin. Da und dort ragen noch Einzellütten halb aus dem Sande, verwehte Reste untergegangener Ortschaften. Wie lange noch, und auch sie sind verschwunden!

Und doch wie schön wandert es sich über solche Insel dahin, über die Höhe ihres schmalen, langgestreckten Rückens! Nicht im prangenden Sonnenscheine, sondern wenn die Wolken tief niederhangen und es in der Ferne, wo Wasser und Himmel aufeinander zu stoßen scheinen, unglückschwer wie im Hinterhalte dräuend liegt, bereit, jeden Augenblick mit wildem Kampfesjauchzen hervorzubrechen. Hier das unsichere Geflimmer des Wattenmeeres, dort die dunkelgrüne, anbrandende Wogensfluth der Nordsee! Wie leises, banges Athmen geht es da über das grüne Hügelland, über das Haidekraut, Moosbeere, Sandgras und allerlei Blumenvolk einen Teppich wob. Hier fällt der Blick in ein Dünenthal, an dessen Ausgang schäumend die See ihre ersterbenden Wellen in den Sand rollt; dort ragen sagemumflüsterte Hüengräber und uralte Kultstätten hügelartig auf. Mäwen und Krickenten streichen schreiend darüber hin, die wollige Schafsheerde tummelt sich umher, und der Hirt im zer-

schliffenen Gewande starrt schweigend in die Ferne, wo am äußersten Ende des Eilandes, die Sinne täuschend, kahle schroffe Dünen übergroß wie Schneeberge mit heller Kuppe in den gewitterschwarzen Himmel hineingreifen.

Das ist die echte Poesie dieser Frieseninseln, welche sich noch steigert, wenn im Sturm und Wogenbrange, im wilden Aufruhr der Elemente, diese öde, herbe Natur ihre volle schauerliche Schönheit entfaltet. —

An einem Herbsttage war es, als zwei Kinder über eine der Inseln schritten, ein hochaufgeschossener Junge von zwölf Jahren und ein Mädchen, das vielleicht zwei Jahre jünger war. Sie schienen es nicht sonderlich eilig zu haben. Das heimatliche Dorf lag bereits hinter ihnen, durch eine Bodenwelle ihren Blicken entzogen.

Der lange Jakob war ein Nachbarskind der blonden, blauäugigen Maiken, ihr Spielgenoß und steter Begleiter auf den Streifereien in das Dünengebiet, dort Beeren zu pflücken oder Vogeleier aufzustöbern. Heute aber wollte die kleine Maiken der in einem Stranddorfe an der westlichen Küste wohnenden Pathe einen Besuch abstatten. Das geschah jede Woche fast, und fast immer auch wandelte der lange Jakob mit. Erstens war der Weg so hübsch dahin, und dann konnte die alte Pathe immer so schöne Sagen erzählen, wie keine andere Frau auf der Insel. Da saß man dann und lauschte mit brennenden Augen und klopfendem Herzen, bis die Sonne purpurflammend drüben in das Meer niedersank. Dann erst schied man mit dem Versprechen, recht bald wiederzukommen.

Des öfteren standen die Kinder still und blickten über das grüne Haideland und die sich vorlegenden Dünenhügel hinaus in die wogende See, auf deren rollenden Wellen nur vereinzelte Sonnenlichter niederspielten. Unruhig und lärmend flatterten Möwen zwischen Wasser und Land, jetzt die blanken Leiber neßend, dann wieder zwischen den Sand-

hängen der Dünen einher streichend, die Luft mit schrillen Lauten füllend. Einige Fischerboote kreuzten längs der Küste, die rostbraunen, schweren Segel aufgebläht; am Horizonte verkündete eine langgezogene Rauchsäule das Vorüberfahren eines Dampfschiffes.

Jakob hatte zuerst den entschwindenden Dampfer entdeckt. Er ergriff die Hand des neben ihm schreitenden Mädchens, blieb stehen und fragte, indem er mit der ausgestreckten Linken nach der See hinüberwies: „Siehst Du dort das Schiff, Maiken?“

Die Kleine nickte.

„Dorthin gehe auch ich einmal! Erst werde ich Fischer und dann Schiffer. Es soll so schön draußen in der Welt sein! Da gibt's Berge und Wälder, große Städte und fremde Menschen und Thiere — ganz anders wie hier. Ganz anders!“ wiederholte er noch einmal leiser, halb für sich, die Augen sehnsüchtig nach dem immer tiefer am Himmelstrande entlang ziehenden Schiffe richtend.

Maiken war ein Weilchen ganz still geblieben. Nun hob sie die wasserhellen Augen zum langen Jakob empor.

„Ja, ja! Vater hat auch schon von da draußen erzählt. Aber hier ist's auch schön, Jakob! Sieh doch nur die bunten Blumen! Ich möchte mich immer hineinlegen und nichts weiter thun, als in den Himmel gucken. Ich möcht' nie fort von hier! Das Meer ist böse, und Viele kommen nicht wieder.“

Jakob nickte langsam, die Augen unverwandt über das Wasser gerichtet. Dann sprach er ruhig und ohne sich umzusehen: „So darf man nicht denken, Maiken!“

Sie gingen weiter. Nach einer Weile erschien ein gut Stück vor ihnen am Beginn eines Dünenthales der Umriß eines hochfatteligen Rohrdaches.

„Dort wohnt die Pathe!“ rief Maiken. „Siehst Du, Jakob, mein Onkel ging auch in die Welt und ertrank.“

Und vor vier Jahren folgte sein jüngster Sohn, der Peter. Der ist nicht wiedergekommen und wird auch im Meere liegen. Nun hat die arme Tante nur noch den Harro.“

Jakob sagte nichts darauf, sondern setzte seinen Weg fort, bis er vor einem mäßigen, grasbedeckten Hügel stand. Den stieg er hinauf und ließ sich dann nieder.

„Komm, Maiken!“ rief er zurück. „Hier sieht man besser. Hernach laufen wir dafür das letzte Stückchen schneller.“

Nun saßen die beiden Nachbarskinder nebeneinander und blickten mit hellen Augen auf das unruhig brandende Meer. Leise strich der Wind landein durch die Haide zu ihren Füßen. Da und dort grüßte ein Kirchturm herüber, Dächer kündeten stille Ortschaften an. Eine Lerche sang hoch über ihnen in der Luft.

„Weißt Du auch, Jakob, wo wir sitzen?“

„Nun?“ fragte er, flüchtig ihr Gesicht streifend.

„Ich weiß es von meiner Pathe. Das ist das Königsgrab auf unserer Insel. Es soll hier einmal vor vielen hundert Jahren eine große Schlacht gewesen sein. Da ist der König und sein Sohn erschlagen worden. Als die Schlacht zu Ende war, da hat man Beide auf einen goldenen Wagen gesetzt und hier begraben.“

„Ist das wahr?“

Maiken nickte ernsthaft. „Ganz wahrhaftig wahr! ‚Bei den Raben!‘ hat damals meine Pathe gesagt, und wenn sie das sagt, ist es immer wahr!“

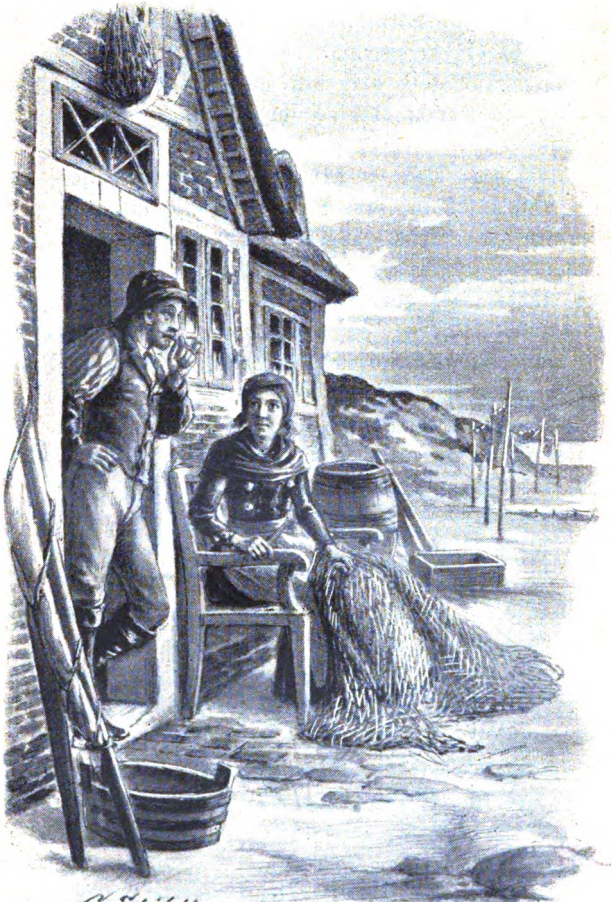
Jakob war aufgestanden und blickte sinnend auf den Hügel nieder, während das Mädchen sitzen blieb. Eine gewisse Genugthuung in ihrem freundlichen Gesicht verrieth, wie sie stolz darauf war, jetzt doch auch einmal dem Gespielen etwas Großes verrathen zu haben.

„Auf einem goldenen Wagen! Das ist schön! Weil er so tapfer war und sein Sohn auch! Und wer ein

tüchtiger Schiffer wird und eines Tages vom Meer verschlungen wird, den ehrt man auch. Von dem erzählt ihr dann noch lange, lange daheim, wie muthig und kühn er war. Aber nun komm, Maiken! Deine Pathe Nissen soll uns heute noch mehr erzählen!“

Maiken hatte dagesessen und dem schlanken Jungen treu und klar in das offene Gesicht geschaut. Nun stand sie auf. Und Hand in Hand eilten sie jetzt hügelab über die Haide der winkenden Hütte zu.

Das Haus der alten Wittwe Nissen lag etwas abseits von den übrigen Hütten des kleinen Stranddorfes. Seine Rückwand war halb im Dünenande begraben, während die Hausthür und die beiden Fenster über den Strand fort hinaus auf das Meer schauten. Wo die Wellen an das mit Tang, Muscheln und blanken Kieseln bedeckte Ufer naschend spülten, schaukelten sich ein paar stark gebaute Kielboote. Näher dem Hause zu waren große Netze zum Trocknen ausgespannt. Dünen rechts und links vom Hause behinderten jeden Ausblick zu den nachbarlichen Dorfhütten. Man sah nur das Meer. Das aber war der alten Nissen gerade das Rechte. Was sie einst Liebes besessen, dort drüben das ewig wogende Meer hatte es in seinen dunklen Schoß gezogen. Auf's Meer hinaus war einst ihr Mann gefahren, bis er eines Tages nicht mehr wiederkehrte. Peter, ihr Jüngster, hatte von dem Todten die Sehnsucht in die weite, blaue Ferne geerbt. Während sein älterer Bruder Harro dem Fischergewerbe sich widmete, ward Peter ein Seemann. Vor vier Jahren hatte er seine erste große Reise angetreten — eine Reise in's Jenseits wohl. Nur einmal war ein Lebenszeichen von ihm in der Heimath eingetroffen. Das war gleich im ersten Jahr seiner Seefahrt gewesen. Seitdem war er verschollen, und die alte Frau hauste allein mit ihrem einzigen, wortfargen Sohne Harro. Sein stilles, sicheres Wesen that ihrem Herzen



Die alte Riffen saß vor der Thür der Hütte. (S. 72)

wohl. Sie mußte, daß hinter aller Ruhe und Verschlossenheit ein warmes Gefühl für die Mutter in ihm wohnte. Trieb ihn sein Beruf nicht hinaus auf die See, der Handel in den nachbarlichen Hauptort, so saß er daheim bei ihr. Und ging auch nur spärlich die Rede zwischen Beiden, so war er doch bei ihr, sie fühlte sich nicht verlassen.

Auch heute hatte er treulich bei ihr ausgehalten. Die alte Nissen saß vor der Thür der Hütte auf einer grün angestrichenen Bank. Während die runzeligen, sonnverbrannten Hände eifrig an einem Netze flikten, wanderten die Augen bald hinüber zu der dunkelschillernden See, bald zu dem Sohne, der daneben am Thürpfosten lehnte, die kurze Tabakspfeife im Munde und gleich der Mutter die Augen hinaus in die Ferne gerichtet hatte.

Eine lange Pause des Schweigens war wieder 'mal gewesen, als die Alte plötzlich den Kopf hob und ihre Augen auf den blondbärtigen Jungen heftete.

„Harro!“

„Was, Mutter?“

„Willst Du denn niemals heirathen?“

Die völlig unvermittelte Frage schien den Mann nicht sonderlich zu überraschen. Der einfache und wortarme Charakter dieses Inselvolkes kennt keine weitschweifigen Uebergänge und Umwege. Was es fühlt, spricht es aus oder schweigt.

Harro schien auch Lust zu spüren, die Frage der Mutter übergehen zu wollen. Dann aber erwiderte er, ohne die Augen von der See abzuwenden: „Heirathen? Warum soll ich das?“

„Weil Du mir Freude damit machen würdest! Ich möchte gern junges Leben im Hause sehen. Das macht selbst wieder jung. Wir sind sehr still beisammen.“

„Ich wüßte nicht, wer mich nehmen sollte, Mutter!“



„Alle — wenn Du nur willst! Aber Du willst nicht!“

„Nein!“

„Weil die Eine, die Du möchtest, Dir nicht entgegenkommt! Ja, ja, so ist's! Aber die Mädchen sind verschieden, Harro. Wirb um sie, sprich mit ihr. Ellen Jansen achtet Dich!“

Bei dem Klange dieses Namens zuckte der Mann leicht zusammen. Doch, er bezwang sich rasch. Er klopfte gelassen die ausgebrannte Pfeife aus und steckte dieselbe dann ein. Dann senkte er beide Hände in die Taschen seiner weiten Hosen.

„Achtet mich!“ stieß er halblaut hervor. „Ich will mehr wie Achtung.“

„Sie wird Dich auch lieben, Harro!“

Er schüttelte den Kopf. „Nein, nein! Du irrst Dich!“

„Hast Du sie gefragt?“

„Nein, aber das fühl' ich!“

„Dann frage sie doch. Versprich es mir, Harro! Keine nähme ich lieber als Tochter an mein Herz, als diese. Sprich mit ihr — werdet einig! Versuch' es wenigstens.“

„Ich will's mir überlegen, Mutter!“

Er rührte sich aus seiner Stellung, warf noch einen Blick auf die neben ihm Sitzende und schlenderte dann dem Strande zu, wo er bald den Blicken der Mutter entschwinden war.

Aber auch dann wahrte es noch eine Weile, ehe die alte Frau mit den Augen zu ihrer Arbeit zurückkehrte. Im leisen Selbstgespräch kam es dabei über ihre Lippen: „Er ist ihr gut, ich weiß es, und würde für sie Alles auf's Spiel setzen. Und sie — —? Ich werde ihn drängen, bis er ihr Alles gesagt hat. Dann wird sich's ja entscheiden. Ich weiß nicht, wen sie ihm vorziehen sollte!“

Langsam begannen die Hände wieder die altgewohnte Thätigkeit aufzunehmen. Da schallten jauchzende, rufende

Stimmen an ihr Ohr. Eilende Schritte, durch den weichen Sandboden gedämpft, näherten sich der Hütte. Gleich darauf standen Maiken und der lange Jakob vor der Alten, noch immer Hand in Hand, mit wehendem Athem und hochgerötheten Backen.

„Tante Nissen! Liebe, gute Pathe! Da sind wir!“

„Das sehe ich, Kinder! Und nun wollt ihr mich ärgern, nicht?“

„Aber Tante! Aber Pathe!“

„Nun, was dann?“

„Mithelfen Netze flicken. Dafür erzählst Du uns wieder etwas Schönes.“

„Nun, ihr hört's auch wohl an ohne Netze zu flicken? Was?“

Die Kinder lachten laut auf.

„Wie Du willst — was Du willst!“

„Wie geht's zu Hause? Wie war's unterwegs? Nichts geschehen? Da gibt's doch immer allerhand.“

„Auf dem Königsgrab haben wir gefessen, Pathe. Aber der lange, dumme Jakob hat's nicht recht glauben wollen — Du weißt schon — das mit dem großen goldenen Wagen!“ hastete Maiken hervor.

„So so! Das mußt Du glauben, Jung', das ist wahr Bei den Raben, es ist wahr! Sonst kann ich euch auch nichts Anderes mehr erzählen!“

„Siehst Du, was ich sagte!“ wandte sich Maiken an ihren Begleiter. „Was Tante erzählt, das muß man glauben.“

Die alte Frau lächelte.

„Aber nun erzählt erst ihr, dann ich! Sonst komme ich zu kurz dabei.“

Die Nachbarskinder zögerten denn auch nicht, die kleinen Erlebnisse ihrer Wanderung mit allerlei Zusätzen und Berichtigungen der alten Frau vorzutragen.

„So!“ sagte endlich Maiten athemholend, „so, nun bist Du d'ran, Tante! Etwas Hübsches von früher. Vielleicht von den Zwergen!“

„Von den Zwergen also! Das ist freilich lange her, Kinder, daß auf unserer Insel die ganze Erde mit diesen kleinen Leuten bevölkert war. Man nannte sie die Unterirdischen oder Alben, denn sie wohnten in Höhlen und Gängen, und ihr König Finn in einem Hügel, der heute noch steht. Du glaubst das natürlich Alles wieder nicht! Was, Jakob?“

„Ja, ja, Alles!“ stieß der Junge etwas verlegen hervor, während seine Augen an dem gutmüthigen Gesicht der Alten hingen.

„So, na dann ist's gut! Zu diesem Könige kam also eines Tages der Meeresgott Negir, auch Ekke genannt. Dem war es im Wasser und bei seiner alten Meerfrau Nan langweilig geworden und er sehnte sich darnach, es auch einmal so gut wie die kleinen Menschen zu haben. Er hatte sich also in einen Zwerg verwandelt, unter einer Klippe sich eine Höhle zum Wohnsitz ausgewählt und kam nun zum Besuche bei König Finn. Dieser war mit einem schönen großen Mädchen drüben aus dem Dorfe vermählt. ‚Wie bist Du nur so glücklich gewesen, diese Jungfrau zur Königin machen zu können?‘ fragte Negir. — Finn lächelte. ‚Das war nicht schwer, Herr Ekke! Ich hatte sie einmal sagen hören: Ach, wer es doch auch so gut wie die Unterirdischen hätte, die nicht arbeiten, sondern nur tanzen und singen. Da fragte ich sie, als sie einst bei meinem Hügel vorüberging: Willst Du meine Frau werden, dann sollst Du es immer gut haben. Sie sagte Ja und so feierten wir Hochzeit.“

Kinder, ich sage euch, das soll eine große Hochzeit gewesen sein. Alle Zwerge der Insel waren damals eingeladen, und Alle kamen, geschmückt und mit einer Braut-

gabe. Der Eine brachte einen Napf voller Beeren oder Muscheln, der Andere einen Fingerhut oder ein Töpfchen mit Milch oder Honig, der Dritte eine Mausefalle oder ein Fischnetz, der Vierte einen Besen oder Haarkamm, der Fünfte einen hölzernen Löffel oder einen Schleifstein, der Sechste ein Nasentuch oder ein Bettlaken, der Siebente einen krummen Nagel oder ein Thürschloß. Gewaltig wurde vor den Gästen aufgetischt. Sie bekamen Heringsmilch und Rogen, geröstete Sandspierlinge, gefalzene Eier, Altisbraten und Austern mit Haide- und Moosbeeren zu essen und Meth vollauf zu trinken. Der König Finn saß auf seinem Thron, dem großen Sesselstein, hatte einen Mantel von weißen Mäufefellen über den Schultern und eine Krone, wie ein Seeigel oder Donnerstein, von Edelsteinen auf dem Haupte. Seine junge Königin saß ihm zur Seite. Sie hatte ein Kleid an, so durchsichtig und fein, als wenn es aus lauter Flügeln von Wasserlibellen zusammengenäht wäre, einen Kranz schönster Haideblumen, voll von Diamanten und anderen glänzenden Steinen. Die Zwerge sprangen und tanzten die ganze Nacht.

Dazu sangen sie ein eigens gedichtetes Hochzeitslied. Das hieß:

„Eine feine Sippschaft, seht!  
 Appel Dappel, donnere nicht!  
 Jsa (die Braut) sitzt;  
 Halt sie fest.  
 Wird sie Christin,  
 Ist sie frei!“

Das Alles erzählte der König Finn dem begierig lauschenden Meereshotte Negir, welcher im Stillen sich dabei gelobte, es nun auch so zu machen.“

„Und bekam er auch 'ne Frau?“ fragte Maiken.

„Zimmer abwarten, Mädchen!“ erwiederte die alte Frau. Sie hatte die Augen wieder auf die See gerichtet, über

welche jetzt hastiger denn bisher die Wogen heranrollten, wie eine unabsehbare Heerde furchtgepeitschter, zähnefletschender Wölfe. In der Ferne schien das Wasser dunkelbräunende Wolken auszudampfen. Sie umhüllten wie eine festgerammte Wand den Horizont, ab und zu von einem Wetterstrahl durchsägt. Leises, heimliches Grollen drang murmelnd aus der Weite.

„Heut wird's nicht viel mit Erzählen, Kinder!“ sprach jetzt die Pathe Nissen. „'s kann sein, daß ein Wetter herüberkommt. Da müßt ihr heim. — Also der Megir ging aus, sich auch eine hübsche Tochter unserer Insel zu suchen. Endlich fand er eine solche, und sie ward seine Braut. Aber nach und nach kam die Reue über sie und sie trachtete darnach, wieder von ihm loszukommen. Da gelobte Megir ihr, sie wieder freizugeben, wenn sie ihm seinen vollen Namen sage. Doch das Mädchen konnte lange nicht erfahren, wer eigentlich ihr Geliebter sei. Schwermuthsvoll suchte sie die einsamsten Orte der Insel auf und lauschte auf den feinsten Laut in der Natur.

Da eines Abends, als sie im Mondenschein traurig über die Dünen dahinschritt, vernahm sie aus einem Sandhügel am Meeresufer folgenden Gesang:

„Heute will ich brauen,  
Morgen will ich backen:  
Uebermorgen will ich Hochzeit machen  
Ich heiße Ekke (Megir) Nekkegenn;  
Meine Braut ist die schöne Junge,  
Und das weiß Niemand als ich allein!“

Da eilte die Jungfrau fröhlich nach Hause. Beim nächsten Stelldichein mit dem Meeresgotte aber sprach sie: „Du heißt Ekke Nekkegenn, und ich bleib' die schöne Junge und werde nun niemals Deine Frau sein!“

Zornig fuhr da Megir auf, doch er mußte sein Wort halten. Er verließ unsere Insel für immer und kehrte in

sein feuchtes Schloß im Meeresgrunde zurück. Aber noch heute packt ihn manchmal die Wuth, und dann läßt er die Fluthen steigen. Da ist denn auch damals das Dorf mit Allen, was darinnen war, sammt der schönen Junge, in den Wellen begraben worden.“

Die Kinder waren ganz still geworden und starrten hinaus in die Ferne, als müsse ihnen jeden Augenblick die Gestalt des zürnenden Meeresgottes aus dem Wettervorhang emporsteigen und mit Riesenschritten über die brausenden Wogen sich ihnen nahen, die Hütte und Alle, die hier sich versammelt hatten, in die Tiefe zu reißen.

Sie schrakn daher zusammen, als plötzlich ein dunkler Schatten hinter der Düne hervorglitt. Auch die Alte hatte ihn bemerkt. Sie hob rasch den Kopf, dann erhellten sich ihre Augen.

„Du, Ellen! Das ist hübsch, daß Du auch 'mal wiederkommst, nach der alten Nachbarin zu schauen.“

Sie reichte dem hochgewachsenen blonden Mädchen die Rechte und zog sie dann an ihre Seite, mit zärtlichen Blicken ihre Gestalt umfassend. „Alles wohl daheim?“

„Alles, Mutter Rissen! Soll auch schön grüßen.“

„Danke, Ellen! Nun, Kinder, macht euch fort, ihr habt noch 'nen weiten Weg. Kommt gut heim! Und 's nächste Mal gibt's 'ne andere Geschichte.“

Die Kinder nahmen Abschied und wandten sich zum Gehen. Wie beim Kommen, so reichten sie sich auch jetzt wieder die Hände, sahen sich lachend an, um dann wie auf ein verabredetes Zeichen in den Lauffschritt überzugehen und das kurze Dünenthal emporzustürmen.

Mutter Rissen wandte sich wieder an ihren Besuch.

„Auch Nachbarskinder, wie Du und mein Junge! Ein hübsches Paar! Ich möcht' wetten, die machen noch einmal den Wettlauf durch's Leben zusammen.“ Und da Ellen nichts erwiderte, fuhr die warm gewordene alte

Frau fort: „Besser ist's, jung zusammen zu kommen, als die Jahre abwarten. Wer auf dem Meere zu schaffen hat, darf jeden Tag sein Testament machen. Und dann ist's aus für immer — mit der Liebe und mit dem Glück.“

„So ist's, Mutter Nissen, so ist's!“ sprach sanft das Mädchen.

„Ich hab's meinem Jungen erst heute wieder an's Herz gelegt, sich eine Frau zu nehmen. Aber der Harro weiß natürlich Alles besser. ‚s will mich ja Keine!‘ hat er mir zur Antwort gegeben. Als ob mein Junge sich nicht überall sehen lassen könnte! Meinst Du nicht auch, Ellen?“

„Gewiß — gewiß!“ Ein aufsteigendes Roth glitt der Angeredeten über Schläfen und Wangen.

„Mit den Meeresleuten ist schwer auszukommen,“ fuhr die alte Frau fort. „Die haben ihren eigenen Kopf, und wenn man meint, nun ist Alles klipp und klar, dann rücken sie mit neuen Gründen heraus und man hat umsonst geredet.“

„Ich meine, in der Liebe muß Jeder seinen eigenen Weg gehen!“ wandte jetzt Ellen ein.

„Natürlich! So sagt auch er, genau so! Dabei werdet ihr alt und grau, der Harro und Du!“

„Ich? An mich habe ich dabei gar nicht gedacht. Ich werde überhaupt nicht heirathen.“

„Das hat schon Manche gesagt und sich's doch überlegt. Wo käme die Welt dabei hin?“

„Auf Eine mehr oder weniger kommt's nicht an, Mutter Nissen!“

„O doch! Gerade die Eine kann mehr werth sein als alle Anderen des Dorfes zusammen. Und wenn sie es nicht weiß, dann muß man es ihr sagen, weil es ein Unrecht ist, das sie thut, weil sie einen Menschen glücklich machen kann —“

„Mutter Nissen! Nichts mehr davon! Ich weiß, mich

will Keiner, und ich denke ebenso. Jeder muß selbst sehen, wie er mit sich fertig wird. Ich denke, ich werde es, und ich denke auch, Ihr werdet mich mit meinem dummen Kopfe trotzdem lieb behalten. Nicht?" Ellen ergriff die knochige Hand der alten Frau.

„Immer, mein Kind, immer! Wenn das Herz 'mal überläuft, sei nicht böse. Ueberleg's Dir trotzdem! Mutter Nissen wohnt nicht weit, wenn Du ihr etwas zu sagen hast.“ Sie streichelte der neben ihr Sitzenden zärtlich über den blonden Scheitel. „Daß Dich aber Keiner will, Ellen, das glaubst Du wohl selber nicht.“

Wie aus grollenden Tiefen des Meeres drang jetzt verstärkter Donner langrollend herüber.

„Aegir zürnt noch immer!“ sagte die alte Frau. Es sollte wohl Scherz sein, aber es klang doch wie heimlich aufdämmernde Sorge.

Vom Strande her näherte sich eine Mannsgestalt. Es war Harro. Er ging langsam, den Kopf etwas gesenkt, wie in schweren Gedanken.

„Sieh da, mein Junge!“ rief Mutter Nissen. „'s kommt ein Wetter. Die Vögel kehren zu ihrem Neste zurück. Auch der Harro.“

Run war der stille Mann heran. „Guten Tag, Ellen,“ sprach er und reichte ihr die Hand. Wie hinter einem Schleier schienen seine Augen sich zu bewegen, als er der Jugendgespielin Blick begegnete. „Das ist hübsch, daß Du Dich 'mal wieder sehen läßt. Der Mutter ist's immer wie ein Festtag.“

Er schien gar keine Antwort zu erwarten, sondern schickte sich an, in die niedrige Hausthür einzutreten.

„Natürlich, nur für die Mutter ist's ein Festtag!“ rief die alte Frau ihm nach. „Ihn selbst macht's zornig. Du — Harro!“

„Was, Mutter?“



„Brauchst nicht zu flüchten. Leiste Ellen ein wenig Gesellschaft, und wenn sie heim will, begleitest Du sie ein Stück. Ich will inzwischen nach dem Abendessen sehen.“ Die alte Frau raffte ihre Arbeit zusammen und verschwand im Hause.

Ellen war auf der Bank sitzen geblieben, während Harro in seiner Lieblingsstellung am Thürpfosten lehnte.

„Du warst am Strande, Harro?“ fragte sie endlich, um das Schweigen zu brechen.

„Ja! Ich sah mir den neuen Ewer an, den der Christian Lassen sich hat bauen lassen. Er will's mit der Küstenschiffahrt versuchen. Und er hat recht, 's ist besser, als hier sich täglich im Kreise zu drehen. Ich wollte auch, ich hätte den Peter begleitet.“

„Und Deine Mutter?“

Er zuckte die Achseln. Dann sagte er: „Es muß ja nicht gleich gestorben sein.“

Wieder erklang Donnerrollen vom Meere her. Die nachtschwarzen Wogen schienen immer höher steigen zu wollen. Wie Heulen schrillte der Schrei der Sturmvoegel aus der Luft.

„Es wird doch besser sein, ich mach' mich auf den Weg,“ sagte Ellen und erhob sich von der Bank. Sie trat hinein auf die Hausdielen und rief der am Herde hantirenden Mutter Rissen einen Abendgruß zu.

„Leb' wohl, Kind! Komm bald wieder! Auch schönen Dank!“

Als Ellen wieder hinaustrat, hatte sich Harro bereits fertig gemacht. Sie wußte mit Bestimmtheit, daß er heute auch mitgekommen wäre, wenn die Mutter es ihm nicht nahe gelegt hätte.

Als sie den Weg zum Strande einschlagen wollte, wies er mit der Hand auf einen schmalen zur Düne seitlich emporführenden Sandpfad. Etwas wie Bitte sprach aus seinen Augen.

„Wenn's Dir recht ist, Ellen, gehen wir hier hinauf. Da oben sieht man weiter über das Meer.“

Da schritt sie stumm dem voransteigenden Manne nach.

Der Wind strich durch das zitternde Sandgras und über den mageren Haideboden hin, der droben die Düne bedeckte. Hin und wieder durchzuckte ein Blitz die düstere Ferne. Aber es schien, als zöge das Wetter seitwärts ab, denn kein Tropfen fiel nieder. Nur der Wind blies, und in der Luft lag etwas Schweres, unausgesprochen Banges.

Nun waren Beide oben angelangt. Gleichzeitig tauchten ihre Blicke hinaus in das erhabene Schauspiel, das über dem Meere in wilder Pracht sich entfaltete. Stumm waren sie eine Weile nebeneinander her gegangen. Da blieb Harro stehen und wies hinab nach dem Strande.

„Das ist Christian Lassen's Ewer!“

Sie folgte der angedeuteten Richtung und ließ dann die Augen dort haften.

„Du meinst, Ellen,“ fuhr er fort, „ich thäte nicht gut, wenn ich auch hinaus in die Welt fahren würde?“

„Deine alte Mutter! Denk' an sie!“

„Und wenn sie einmal todt ist! Soll ich dann?“

Ellen war blaß geworden. Ein Zittern lief über den Leib. Das war's, das wie ein Gespenst vor ihrer Seele vorhin gestanden hatte.

„Warum fragst Du mich? Warum heute?“ stieß sie hervor.

„Warum? Weil's heute über mich gekommen ist mit Erkenntniß, weil ich nun weiß, daß ich ohne Dich nicht mehr Freude am Leben habe —“

„Harro! Nicht weiter — nicht das!“

„Doch! ich muß sprechen. Ich kann nicht viele Worte machen, aber hier,“ er preßte die Hand gegen das Herz, „hier drinnen, da weint's und schreit's nach Dir.“

„O, mein Gott!“



„Kannst Du mich denn gar nicht lieben?“  
„Ja doch — aber nicht so — nicht so, wie Du willst!“  
„Nicht so? Warum nicht so? Weil Du einen Anderen  
liebst?“

Ellen neigte das Haupt. Zwei große Thränen zitterten in ihren Augen. Nun rannen sie still über die blassen Wangen nieder.

Da faßte Harro ihre Hand. „Ellen, sag' mir's in dieser Stunde! Denn ich werde Dich niemals wieder fragen. Liebst Du einen Anderen? Sprich!“

„Ja, Harro!“

„Und wer ist es?“

„Was soll ich's Dir sagen. Er ist fort; über die See seit Jahren — und verschollen.“

„Ellen!“ Eine Ahnung schien in ihm aufzudämmern. Nun sagte er tonlos: „Es ist — —“

„Dein Bruder!“

Da schlug Harro die Hände vor's Gesicht. Ein tiefes Stöhnen drang aus seiner Brust heraus.

Eine Pause entstand. Keines sprach mehr ein Wort. Im Sturm und Wetterleuchten standen zwei einsame Menschenkinder droben auf kahler Düne. Das Meer zu ihren Füßen brauste seine wilden Melodien und in seinen Schoß senkten sie in dieser Stunde all' ihr Glück ein.

„Leb' wohl, Ellen!“

„Leb' wohl!“

Er reichte ihr nicht die Hand. Sie sah nur, wie er den Strand hinunterstürmte und dann zwischen den Dünen verschwand.

## 2.

Die alte Frau Nissen mußte heute lange mit dem Abendessen warten. Sie schaute wiederholt aus dem Fenster hinüber zum Strande, sie trat zur Thür hinaus und ließ die freundlichen Augen in der Runde schweifen. Alles umsonst.

„Man muß mit den Mannsleuten Geduld haben,“ murmelte sie, als sie wieder einmal von draußen zum Herd zurückgekehrt war. „Sie sind unverbesserlich.“ Dann

wiegte sie den grauen Kopf nachdenklich hin und her. „Kann mir nicht denken, daß er so lange mit der Ellen Zwiesprache hält. Das ist nicht seine Art. Aber wo mag er nur sein!“ Und sie setzte sich auf einen Stuhl nahe der flackernden Herdflamme und nahm das schlichte Abendessen allein ein.

Harro kam auch jetzt noch nicht. Die alte Frau saß am Fenster und wartete, bis völlige Nacht hereingebrochen war. Dann erst suchte sie ihr Lager auf. Doch der Schlaf floh heute ihre Augen. Sie dachte an Ellen, an ihren Jungen, und was für ein hübsches, stattliches Paar das werden könnte. Und wenn dann die Lider sich sacht senkten, dann riß sie dieselben wieder auf, sobald gar zu unsanft der Sturm an den Fenstern rüttelte oder in den Schlot niederfauste, oder auch ein greller Blitzstrahl das enge Stübchen sekundenlang erhellte.

Dann aber richtete sie sich plötzlich auf ihrem Lager etwas auf, gespannt in die tolle Nacht hinauslaufend. Waren das nicht Tritte? Seine Tritte?

Höher schlug ihr Herz. Und jetzt kam's näher, die Hausthür knarrte leise, über die Diele hallte ein Männer-schritt. Dann ward die Stubenthür geöffnet. Leise, als wollte er die nebenan ruhende Mutter nicht wecken, schlich der Sohn zu seiner hinter einem Verschlag befindlichen Bettstatt.

„Harro!“ klang's jetzt aus dem Nebenraum.

„Was, Mutter?“

„Nun, was hat Ellen gesagt?“

Die Antwort blieb aus.

„Seid ihr nicht einig geworden?“

„Nein, Mutter!“

Eine kurze Pause trat ein. Es war todtenstill, nur die Wanduhr tickte melancholisch hin und her.

„Gute Nacht, Mutter!“

„Und wen will Ellen denn?“

„Unseren Peter, Mutter!“

„Mein armer Junge — mein armer Junge!“

Doch Harro blieb still. Hätte nicht Schlaf bald die Greisin umfassen, sie würde unter Schmerzen gehört haben, wie nebenan ein Mann sich ruhelos auf seinem harten Pfuhl wälzte, wie verhaltenes Stöhnen in die Nacht drang, der martervolle Aufschrei einer Seele, die in ihrem Glücke Schiffbruch erlitten hat.

Auch die Natur war diese Nacht im vollen Aufruhr. Das Wetter, das bis zum Abend noch zögernd im Hinterhalte gleichsam gelegen hatte, ging über die Insel nieder. Peitschender Regen, Wolkengüsse, dazwischen das Pfeifen des Sturmes, Donnerrollen und der schauerliche Vernichtungssang anstürmender Wogen. Erst mit dem anbrechenden Morgen trat etwas Ruhe ein. Nur der Wind jagte noch landein, und die See brandete.

Frühzeitig war Harro aus dem Bette. Er sah blaß aus, und seine Augen erzählten von dem Sturme, der sein ganzes Wesen durchrüttelt hatte.

Er hatte kaum die Morgensuppe genossen, als er aufstand, um das Haus zu verlassen.

„Wohin schon so früh, Harro?“ forschte die Alte.

„Ich will 'mal hinüber zum Christian Lassen. Hab' was mit ihm zu reden.“

„Aber damit hat's doch nicht solche Eile.“

„Ich treff' ihn sonst nicht an, Mutter! Er läuft nächster Tage mit seinem Ewer aus.“ Und er stülpte sich den wasserdichten Wetterhut auf und verließ langsam die Stube. —

Es mochte eine Stunde später sein, als Mutter Nissen mitten in ihrer häuslichen Beschäftigung innehielt und gespannt aufhorchte.

„Ich hätte doch meinen wollen, es wär' ein Schuß ge-

fallen.“ Sie schritt zum Fenster und öffnete es. Der Sturm hatte Lust, es wieder zuzwerfen, aber die alte Frau klemmte rasch ein Holzstück in den Fensterrahmen.

„Ein böses Wetter!“ sagte sie und schrak zusammen, denn von der See her hallte jetzt deutlich ein dumpfer Knall. Das war ein Schuß, ein Nothzeichen verzweifelt ringender Menschen, die in diesem Augenblick mit heißen Augen nach Hilfe ausschauten in Sturm und Brandung.

Mutter Nissen verließ die Stube und eilte dann an die Hausthür. Der Wind schlug ihr entgegen. Doch sie hielt ihm wacker Stand.

„Mich zwingst Du nicht,“ sagte sie traurig. „Ich hab' schon andere Stürme aushalten müssen und mußte doch weiter leben. Da kommen sie schon, nach Harro zu sehen.“

Von einem Trupp Fischer, die weiter unten dem Strande zu sich versammelt hatten, lösten sich jetzt ein paar Gestalten ab und bewegten sich dem Hause zu, vor dessen Thür die alte Nissen noch immer stand, in die kämpfende See hinausstarrend.

Nun waren die Männer heran.

„Guten Morgen, Mutter Nissen!“ rief der Eine. „Der Harro soll kommen, 's ist die höchste Zeit. Dort drüben ist ein Schiff gestrandet. Wir müssen hinaus.“

„Der Harro ist vor einer Stunde fortgegangen. Hat er den Schuß gehört, so wird er zurückkommen. Aber das kann immer noch eine halbe Stunde dauern. Ihr müßt allein mit dem Rettungsboot hinaus.“

Die Männer sahen sich schweigend an, wandten sich um und schritten dann dem Strande wieder zu, an dem bereits die halbe Einwohnerschaft sich ungeachtet des tosenden Wetters versammelt hatte. Auch Mutter Nissen folgte.

Als sie unten angelangt war, hörte sie sich angerebet. Es war Ellen. Sie sah verweint und blaß aus. Mit

traurigen Blicken deutete sie nach dem Meere hin, wo man im Nebel und Gischt der stürzenden Wogen ein Wrack sah.

„Furchtbar, Mutter Nissen, 's wird schwere Arbeit heute, besonders da der Harro fehlt.“

Sieben Mann hatten das schwere Rettungsboot bestiegen und ruderten nun hinaus in die rasende Sec, die Sturzwelle über Sturzwelle über sie ausschüttete, jetzt das Fahrzeug fast begrabend, dann wieder wie im tollen, jauchzenden Uebermuth hoch auf den Kamm einer heranbrausenden, weißschäumenden Woge hebend.

Man sah es den verwitterten Gesichtern der Männer an, wie jeder Muskel sich spannte unter dem Bestreben, des wüthenden Elementes Herr zu werden. Langsam nur drang das Rettungsboot vor. Immer wieder mußten die am Ufer Stehenden sehen, wie es zurückgeschleudert wurde. Schon über eine Stunde währte der Kampf und das Wrack drohte bereits, auseinander zu gehen. Jetzt aber war auch das Rettungsboot heran.

Ellen hatte die Hand der alten Frau erfaßt und drückte sie fest.

„Gerade noch zur rechten Zeit. Es wäre furchtbar gewesen, die Armen ertrinken zu sehen und nichts thun zu können.“

„Ja, ja, Kind!“

Eine Zeit banger Erwartung verstrich. Dann ging ein Murmeln durch die Menge. Es klang wie Beifall und Befreiung von schwerem Drucke. Deutlich sah man, wie jetzt das Boot wieder von dem Wrack abstieß und mit den tobenden Wellen sich dem Strande näherte.

Zurufe wurden laut. In fiebernder Ungeduld, gespannten Blickes folgte Alt und Jung den Bewegungen des Rettungsbootes. Näher und näher schoß es sprunghaft durch die tosende Brandung.

Nun schoß es auf den Sand und als die Wellen



zurückflutheten, faßten ein paar Duzend Hände gleichzeitig an und zogen es höher auf den Strand. Das Boot brachte die Besatzung des gestrandeten Schooners — fünf Männer und einen Jungen.

Jetzt sprangen auch die sieben Männer heraus. Sie athmeten tief auf, schüttelten sich, und Worte des Dankes und der Anerkennung umschwirrten sie.

Da tönte plötzlich eine helle Stimme von hinten: „Sind Alle gerettet?“

Es war Harro. Man sah es ihm noch an, daß er den Rückweg in fliegender Hast zurückgelegt hatte. \*)

Mutter Nissen und Ellen hatten sich umgewandt und machten Miene, sich Harro zu nähern. Er aber schien es nicht zu bemerken. Noch einmal fragte er: „Sind Alle gerettet?“

Aus der Gruppe der Bootsbemannung scholl es: „Einer hängt noch oben in den Wanten. Er war schon steif von der Nachtkälte und besinnungslos. Wir konnten ihn nicht herunter schaffen.“

„Dann müssen wir noch einmal hinüber!“ rief Harro.

„Laß es sein!“ sprach jetzt ein Zweiter. Die Stimmen der Anderen mischten sich drein. „Oh' wir hinkommen, ist das Schiff auseinander, es war ohnehin die höchste Zeit!“

„Wir müssen, Männer!“ versetzte Harro. „Der Arme lebt vielleicht noch, wir müssen es auf alle Fälle versuchen, ihn zu retten. Also vorwärts, bemannt das Boot.“

Da klang eine Stimme an sein Ohr, die ihn erbeben machte. Es war Ellen.

„Geh' nicht, Harro! Bleib hier!“

Doch nur einen Augenblick schwankte der Mann. Dann wandte er sich langsam um, und ein stiller, wehmüthig-dankbarer Blick traf das Mädchen. Gleich darauf sprang

---

\*) Siehe das Titelbild.

er in das Boot. „Vorwärts, Leute, schnell! Es ist unsere Pflicht!“

Da eilte Mutter Nissen heran. Sie rang die Hände. Verzweiflung irrte aus den alten, guten Augen.

„Harro!“ stammelte sie flehend, „Harro! Geh' nicht! Um meinethwillen! — Dein Vater blieb draußen — Dein Bruder kam nicht zurück — — geh' nicht! Deiner Mutter zu Liebe!“

„Und der draußen — — weißt Du, ob der nicht auch noch eine Mutter hat?“

Es zuckte und wetterte über das Faltengesicht der alten Frau. Dann wendete sie sich stumm ab.

Auch die anderen Männer hatten sich jetzt entschlossen. Sie sprangen in das Boot. Noch ein Blick aus Harro's Augen traf die todtenblasse Ellen, dann ging es hinaus, der Brandung entgegen!

Diesmal war die Fahrt noch schwieriger und gefährlicher als vorher. Höher und höher gingen die Wogen, das Boot wie ein Spielzeug hin und her schleudernb. Auch waren die Arme der Männer nicht mehr so frisch, als bei der ersten Fahrt, und nur Harro's geschicktem Steuern war es mehr als einmal zu verdanken, daß das Boot von der Brandung nicht verschlungen wurde.

Die am Ufer Stehenden schauten mit Bangen dem kühnen Wagniß zu. Werden die wackeren Männer das Schiff noch einmal erreichen? Den letzten Mann retten? Werden sie selbst nicht als ein Opfer der Pflichttreue zu Grunde gehen?

Von dem Schiff war fast nichts mehr zu sehen. Der Rumpf war versunken. Nur schiefe Masten und zerrissenes Takelwerk tanzte noch über den Wogen und hoch in den Wanten ein dunkler Punkt — — —

Immer wieder wird das Boot abgetrieben. Jetzt aber scheint es bei dem Wrack zu sein. Deutlich sieht man



eine Gestalt heraussteigen; sie faßt Fuß im Takelwerk, sie klettert empor, dorthin, wo wie ein dunkler Punkt der Erstarrte hängt. Todesschweigen am Ufer. Alle Herzen

schlagen, alle Augen schauen und manche Lippe bewegt sich wie im Gebete.

Hurrah! Das Rettungsboot tritt den Rückweg an.  
Muth — Muth! Behaltet die Kraft, wackere Männer!

Näher und näher wogt das Fahrzeug heran.

Und als es am Strande aufläuft, begrüßt von allgemeinem Jubel, da hört man Harro's Ruf:

„Mutter, Mutter! Sag' der Ellen, ich bringe ihr den Peter wieder!“





## Unter Verschwörern.

Novelle von **Gerdt Harnstorf.**

---

1.

(Nachdruck verboten.)

**E**s war an einem der letzten Februartage des Jahres 1820, als ein großer, hagerer Mann von etwa sechs- unddreißig Jahren langsam die erst wenig behaute Paddington-Street in London hinabschritt. Sein Aeußeres ließ erkennen, daß er den besseren Ständen angehöre; aber seine ursprünglich elegante Kleidung war doch schon merklich abgetragen und die tief eingezeichneten, müden Linien in seinem Gesicht konnten ebenso wohl die Spuren von Sorgen und Entbehrungen, als die Merkmale eines allzu raschen und ausschweifenden Lebensgenusses sein. Mit großer Aufmerksamkeit musterte er jedes der einzeln stehenden freundlichen Landhäuser, wie sie sich der wohlhabende englische Bürger mit Vorliebe als trautes Familienheim erbaut, und an einer der behaglichsten Villen, die er nach genauer Betrachtung wohl als die gesuchte erkannt haben mochte, setzte er endlich den Thürklopfer in Bewegung.

Ein mißtrauisch blickender alter Mann in schwarzem Dieneranzuge öffnete ihm nach Verlauf einiger Minuten.

„Sieh da, Ings, alter Bursche — Ihr seid also noch immer am Leben?“ sagte der Fremde, indem er ihm ver-

traulich auf die Schulter klopfte. „Hoffe, daß Euer Herr daheim ist. — Wird sich freuen, einen guten Bekannten aus Hampshire wiederzusehen.“

Auf Seiten des weißhaarigen Dieners war die Freude jedenfalls nicht sonderlich groß, oder er war zu wohlherzogen, um sie zu äußern, denn er begnügte sich, mit einer steifen Verbeugung auf sehr würdevolle Weise zu antworten: „Mein Herr ist zu Hause. Wollen Mr. Wallace die Güte haben, einstweilen hier einzutreten.“

Er hatte die Thür des Parlours geöffnet, des Empfangszimmers, das in keinem britischen Hause fehlt, und während er sich entfernte, um den Besuch anzumelden, hielt Mr. Wallace prüfend Umschau in dem behaglich durchwärmten Raume. Das Ergebniß mußte ihn befriedigen, denn seine für gewöhnlich etwas düstere Miene hellte sich zusehend's auf, und indem er sich in die Betrachtung einer werthvollen Stuhluhr auf dem Kaminsims vertiefte, murmelte er: „Hat sich da, wie es scheint, ein hübsches Vermögen zusammengeschart, der alte Filz — wird aber natürlich auch verteuelt fest auf seinen Geldsäcken sitzen! Na, wenn er nur noch der Dummkopf von ehemals ist —“

Er mußte sein Selbstgespräch plötzlich abbrechen, denn hinter seinem Rücken wurde das Geräusch schwerer Tritte vernehmlich, und als er sich umwendete — ein verbindliches Lächeln auf den Lippen — stand ihm der Herr des Hauses schon gegenüber. Mit ausgestreckten Händen ging Wallace dem breitschultrigen Manne entgegen, der mit seinem kurz geschorenen grauen Haar, seinem breiten rothen Gesicht und seinen etwas stumpfsinnig blickenden hellen Augen ganz das Aussehen eines biederen Landmannes hatte.

„Mein lieber Mr. Hall — das heißt man eine Ueberraschung, nicht wahr? Ich wette, Sie waren auf alles Andere eher gefaßt, als darauf, daß Ihnen Ihr Gutsnachbar von Whitchurch in's Haus fallen würde.“

Etwas verlegen erwiderte der Andere den herzlichen Händedruck seines Besuchers.

„Allerdings, Mr. Wallace, ich hatte keine Ahnung, daß Sie sich in London aufhielten. In Geschäften, wie ich vermuthe?“

„Na, wie man's nehmen will, lieber Freund,“ lachte Wallace. „Eigentlich bin ich nur Ihrem Beispiel gefolgt und habe die Landwirthschaft an den Nagel gehängt, um mir hier in der Stadt einen anderen Wirkungskreis zu suchen.“

„So — so! Sie haben Ihr Gut verkauft?“

„Nicht gerade verkauft. Ich habe blos einfach aufgehört, es zu besitzen. Sie wissen ja, wie das zuweilen zugeht, Mr. Hall! Die Ungunst der Verhältnisse im Allgemeinen, dazu ein paar Mißernten — und der Krach ist fertig. Es ist eben nicht Jeder so glücklich, gleich Ihnen ein wohlbeladenes Schifflein in den sicheren Hafen zu steuern.“

Mr. Hall fühlte sich offenbar nicht ganz behaglich. Er räusperte sich wiederholt und rückte an seiner hohen Halsbinde.

„Hm, was das anbetrifft, Mr. Wallace, so könnten Sie sich vielleicht doch täuschen. Auch ich habe in diesen schlechten Zeiten schwere Verluste erlitten. Man ist schon zufrieden, wenn man nur gerade nothdürftig sein Leben fristet. Aber wir werden ein Gläschen Wein miteinander trinken, wenn es Ihnen recht ist. Bei der schneidenden Kälte da draußen ist eine kleine innerliche Erwärmung nicht vom Uebel.“

Wallace lehnte das freundliche Anerbieten nicht ab, und der ehemalige Gutspächter setzte die Klingelschnur in Bewegung. Das verdrossene Antlitz des weißhaarigen Jungs zeigte sich in der halb geöffneten Thür, und ein paar Minuten später standen zwei Flaschen vom besten alten

Madeira nebst den dazu gehörigen Gläsern auf dem Tische. Der Gast zeigte sich außerordentlich gesprächig und trotz seines eben eingestandenen Mißgeschickes in der besten Laune.

Mr. Hall's argwöhnische Zurückhaltung aber begann erst beim vierten oder fünften Glase des würzigen Nebensaftes langsam zu schwinden. Er hatte sich von vornherein auf einen Anleiheversuch seines nicht eben glänzend beleumundeten einstigen Nachbarn gefaßt gemacht, und nur der Umstand, daß Wallace seine schlechten Vermögensverhältnisse nicht mehr mit einer einzigen Silbe berührte, verringerte allgemach seine Besorgnisse.

Es waren recht bewegte und aufregungsvolle Tage, in denen man eben lebte. Während der furchtbaren Kriege, die fast zwei Jahrzehnte hindurch auf dem europäischen Festlande getobt hatten, waren in England Handel und Industrie zu einer kaum jemals dagewesenen Blüthe gelangt. Denn die klugen Briten hatten es trefflich verstanden, aus der schwierigen Lage der übrigen Nationen für sich selber Vortheil zu ziehen. Alles Kriegsmaterial, dessen die Gegner Napoleon's bedurften, war ausschließlich aus England gekommen, und trotz seines grimmigen Hasses gegen das Inselreich, dem er mit seinen welterobernden Armeen nicht beizukommen vermochte, hatte Bonaparte es nicht verhindern können, daß seine Soldaten englisches Tuch in ihren Uniformen und englische Stiefel an ihren Füßen trugen. Ungezählte Millionen hatten ihren Weg über den Kanal gefunden, so lange die schreckliche Kriegszeit währte. Seitdem aber Napoleon auf dem einsamen Felseneiland Sankt Helena unter der Bewachung eines englischen Kerkermeisters schmachtete, ein verlassener und gebrochener Mann, der dem europäischen Frieden nicht länger gefährlich werden konnte, hatten sich die Verhältnisse gewaltig geändert. Die großen Fabriken hatten keine Beschäftigung mehr für die



Heere von Arbeitern, die ihnen während der fetten Jahre zugeströmt waren, und den Tagen überreichen Gewinns war auf allen Gebieten des Handels und der Industrie eine Krisis gefolgt, die in zahllosen Bankerotten zur Erscheinung kam und namenloses Elend besonders in die mittleren und unteren Schichten der Bevölkerung trug. Mehrere aufeinander folgende Mißernten steigerten die Bedrängniß dieser Volksschichten auf's Höchste, und der schroffe Gegensatz zwischen üppigstem Reichthum und bitterster Armuth war innerhalb des britischen Königreichs nie zuvor so augenfällig zu Tage getreten, als gerade jetzt.

In solchen Zeiten aber pflegt sich auch der gefährliche Zündstoff der Unzufriedenheit und des Hasses gegen die Besitzenden so mächtig zu häufen, daß es überall nur eines Fünkchens bedarf, ihn zur Entflammung zu bringen. Und in dem England des Jahres 1820 gährte es thatsächlich an allen Ecken und Enden. Nicht allein der Haß der Verarmten gegen die Besitzenden machte sich in zahlreichen Gewaltthaten und verbrecherischen Anschlägen Luft; auch die politischen und religiösen Kämpfe, die zeitweilig fast ganz geruht hatten, entbrannten auf's Neue in den heftigsten und leidenschaftlichsten Formen. König Georg IV., der im Januar dieses Jahres den Thron bestiegen hatte, war schon in den ersten Wochen seiner Regierung durch die freiheitsfeindlichen Maßnahmen seines Ministeriums in hohem Grade mißliebig geworden, und der neuen Regierung waren darum auch in jenem Theile der Bürgerschaft, die sonst treu zu ihrem Könige zu halten pflegte, zahlreiche Feinde erstanden.

Daß sich das Gespräch zwischen Wallace und Hall bald auch auf diese Wirrnisse des öffentlichen Lebens lenkte, war unter den obwaltenden Umständen begreiflich genug.

„Ich mag gar keine Zeitungen mehr lesen,“ erklärte der behäbige Gutspächter, dem sein eigener Madeira ganz treff-

lich zu munden schien. „Man fühlt sich ja bald seines Lebens nicht mehr sicher bei all' diesen Berichten über Attentate, Verbrechen und Verschwörungen. Seit acht Tagen lasse ich überhaupt keines der verwünschten Blätter mehr in mein Haus.“

„Sie machen es also wie der Vogel Strauß, der den Kopf in den Busch steckt, wenn die Jäger hinter ihm sind,“ meinte Mr. Wallace mit leichtem Spott. „Vielleicht wissen Sie noch nicht einmal, was sich jüngst hier in Ihrer unmittelbaren Nachbarschaft zugetragen hat? Sie wären dann allerdings wohl der einzige Mensch in ganz London, der sich einer so beneidenswerthen Ahnungslosigkeit erfreut?“

Hall horchte auf, und Beunruhigung spiegelte sich deutlich in seinem feisten rothen Gesicht. „In meiner unmittelbaren Nachbarschaft? — Nein, in der That, davon weiß ich nichts.“

Der Andere lachte laut auf. „Ist es zu glauben! Und um ein Haar wäre doch Lord Harrowby's Haus auf Grosvenor-Square der Schauplatz eines blutigen Ereignisses geworden, das Seinesgleichen nicht gehabt hätte in der englischen Geschichte.“

„Wie? Das Haus Harrowby's, des Ministers? Erzählen Sie, Mr. Wallace! Nicht ein Sterbenswörtchen habe ich bisher davon gehört.“

„Freilich — wenn Sie keine Zeitungen in Ihr Haus kommen lassen! Denn sonst hätten Sie's ausführlich genug lesen können. Noch keine Woche ist es her, da drängte sich an den Lord, als er einen Spazierritt im Hyde-Park machte, ein Mann im Arbeiteranzuge und überreichte ihm einen Brief. ‚Es gilt Ihr Leben!‘ sagte er nur, und war alsbald zwischen den Bäumen verschwunden. Der Minister aber fand in dem Briefe die Mittheilung, daß er am nächsten Tage von einer Anzahl Verschworener zugleich mit all' seinen Kollegen umgebracht werden solle.“

Das Antlitz des biederen Hall hatte sich noch um eine Schattirung tiefer geröthet. Unruhig rückte er auf seinem Stuhle hin und her.

„Das ist ja entsetzlich? — Umgebracht sollte er werden? Und zugleich mit allen anderen Ministern?“

„Wie ich Ihnen sage. Lord Harrowby hatte nämlich für den nächsten Tag das ganze Ministerium zu einem Festmahl nach Grosvenor-Square geladen, und darauf hatten die Verschworenen, die einen Hauptstreich thun wollten, ihren Plan gebaut. Die isolirte Lage des Hauses in einem wenig bevölkerten Stadtviertel sollte ihnen ihrer Meinung nach besonders zu Statten kommen.“

„Freilich!“ meinte der Andere, „das Haus liegt einsam genug. Aber vielleicht war das Ganze doch nur ein schlechter Scherz.“

„Durchaus nicht, hören Sie nur weiter! Die Angaben in dem Briefe waren so bestimmt und enthielten zugleich so deutliche Fingerzeige zur Entdeckung der Uebelthäter, daß Lord Harrowby es sich selbst und dem allgemeinen Interesse schuldig zu sein glaubte, ihnen Beachtung zu schenken. Er sagte also in der Stille das Festmahl ab, ließ aber trotzdem in seinem Hause scheinbar alle Vorbereitungen dazu treffen, um die Verschworenen nicht stutzig zu machen. Die geschicktesten Beamten der Polizei verfolgten unterdessen die in dem verrätherischen Briefe angegebene Fährte, und eine Stunde vor dem vermutheten Beginn des Festmahls überraschte man richtig die Verschworenen mitten in den letzten Vorbereitungen für die Ausführung ihres fürchterlichen Planes. Auf dem Boden eines Hauses in der Cato-Street waren sie versammelt, etwa dreißig an der Zahl.“

„In der Cato-Street? An der Rückseite von Edgeware-Road? So nahe bei meiner Wohnung?“

„Ganz recht. Ich sagte es ja schon: in Ihrer unmittel-

baren Nachbarschaft. Und es waren verzweifelte Bursche, diese Verschworenen. Sie dachten nicht daran, sich gutwillig zu ergeben, obgleich sie beim Erscheinen der bewaffneten Macht wohl erkennen mußten, daß ihr Spiel verloren sei. Mit Degen und Pistolen setzten sie sich zur Wehre, und mehr als zwanzig von ihnen schlugen sich wirklich durch. Zwei Polizisten und ein Soldat verloren in dem erbitterten Kampfe ihr Leben; verhaftet aber wurden zunächst nur fünf der Verschwörer."

"Ah, die Glenden! Man sollte die ganze Polizei anbieten, sie unschädlich zu machen."

"Sie können sich wohl denken, lieber Freund, daß man es an dem nöthigen Eifer auch nicht hat fehlen lassen. Augenblicklich befinden sich bereits ein paar Duzend Verdächtiger hinter Schloß und Riegel, unter ihnen auch der Räbelsführer, der die Regierung allerdings ein hübsches Stück Geld gekostet hat."

"Ein hübsches Stück Geld — inwiefern?"

"Nun, ohne die Prämie von tausend Pfund,\*) die sogleich für seine Ergreifung ausgesetzt wurde, hätte sich unter seinen Spießgesellen wohl schwerlich der Verräther gefunden, der ihn den Polizisten in die Hände lieferte. Der Mann, von dem es jetzt schon feststeht, daß er der Urheber des ganzen Planes war, ist ein gewisser Arthur Thistlewood, ein ehemaliger Lieutenant in der Miliz und aus guter Familie. Es heißt, daß er sein Vermögen im Spiel verloren habe und zuletzt aus Verzweiflung auf die abenteuerliche Idee dieser Verschwörung verfallen sei, um sich zum Herrn von ganz England zu machen."

"Wie? Mit einer Anhängerschaft von dreißig Mann?"

"Dreißig entschlossene Leute können viel ausrichten, mein lieber Mr. Hall, und der Plan dieses Thistlewood hätte ohne

---

\*) Zwanzigtausend Mark.

die vorzeitige Verrätherei, die von einem Menschen Namens Adams verübt wurde, ganz gut gelingen können. Um acht Uhr Abends sollten die Verschworenen gleichzeitig in das Haus Lord Harrowby's eindringen, die verblüffte Dienerschaft über den Haufen rennen und die im Speisesaal versammelten Minister erbarmungslos niedermachen. Den beiden verhaßtesten unter ihnen, den Lords Castlereagh und Sidmouth, sollten sogar die Köpfe abgeschnitten werden, damit man sie später als Trophäen dem Volke zeigen könne. War der erste Handstreich gelungen, so gedachte man zur Herbeiführung einer allgemeinen Panik an verschiedenen Stellen der Stadt gewaltige Feuersbrünste hervorzurufen. Namentlich das große Heumagazin der Kaserne in der King-Street sollte durch bereit gehaltene Handgranaten in Brand gesteckt werden. In der Verwirrung hätte man sich dann mit leichter Mühe der drei Geschütze bemächtigt, die als Schaustücke auf unseren öffentlichen Plätzen stehen. Zwölfhundert Pfund Pulver und Kugeln, um damit aus ihnen feuern zu können, waren schon vorsorglicher Weise angeschafft worden, und wenn es auf solche Art erst einmal gelungen war, das Arsenal mit seinen ungeheuren Borräthen an Waffen und Munition zu erstürmen, durfte das Spiel auch schon für halb gelungen gelten. Tausende von unzufriedenen Bürgern und brodlosen Arbeitern würden sich sofort den Aufwieglern angeschlossen haben, und Arthur Thistlewood hätte vielleicht wirklich, wie es in seiner Absicht lag, noch in derselben Nacht auf dem Rathhause die neue Regierung einsetzen können, welche England zur Republik erklären sollte."

Mit offenem Munde hatte Hall dieser Darlegung zugehört. Er war sein Leben lang ein durchaus konservativer, königstreuer Mann gewesen, und es ließ sich daher sehr wohl begreifen, daß ihm bei der Enthüllung so hochverrätherischer Pläne ein Schauer über den Rücken lief.

„Lassen Sie uns dem Himmel danken, der in seiner Gnade das Schreckliche von uns abgewendet hat,“ sagte er mit beklommener Feierlichkeit, und indem er sein neu gefülltes Glas erhob, fügte er hinzu: „Gott erhalte Seine Majestät, unseren allgeliebten König Georg!“

Wallace that ihm etwas lässig Bescheid, und indem er sich gemächlich in den Stuhl zurücklehnte, plauderte er nach kurzem Schweigen in seiner ironischen Weise weiter: „Die Minister, deren Köpfe man so unmanierlich in einen Sack stecken wollte, befinden sich natürlich noch immer in einiger Aufregung. Sie fürchten, daß noch viele Verschworene frei herumlaufen und wittern überall neue Anschläge gegen ihr kostbares Leben. Darum ist die Polizei angewiesen worden, mit rücksichtsloser Schärfe gegen jeden Verdächtigen vorzugehen. Die guten alten Gesetze, die jedem britischen Bürger seine persönliche Freiheit gewährleisten, haben ihre Geltung verloren, und es hat seit Menschengedenken nicht so viele Verhaftungen und Hausdurchsuchungen gegeben, als in diesen letzten Tagen. Auch der friedfertigste Philister ist jetzt nicht mehr sicher davor, daß ihm plötzlich ein paar Polizisten in's Haus bringen, um ihn ohne viele Umstände als Gefangenen wegzuführen. Die Regierung ist eben der Meinung, daß es in so bedenklichen Zeiten nicht viel verschlägt, wenn ein paar Unschuldige mit den Schuldigen leiden.“

„Ist das Ihr Ernst, Mr. Wallace? Steht es so schlimm? Ei, dann wollte ich wahrhaftig, daß ich niemals auf den unglücklichen Einfall gekommen wäre, nach diesem verwünschten London zu gehen. Den eigentlichen Zweck, den ich dabei im Auge hatte, habe ich ja leider ohnedies verfehlt.“

„In der That? Kann dergleichen auch einem so klugen Manne widerfahren? Und wäre es unbescheiden, zu fragen, von welcher Art dieser besondere Zweck gewesen ist?“

Hall gehörte sonst nicht zu den mittheilsamen Naturen, zumal, wenn es sich um seine privaten Angelegenheiten handelte; heute aber machten ihn der Wein und die Aufregung gesprächig. Er rückte seinen Stuhl näher an den des Gastes und sagte mit gedämpfter Stimme: „Danken Sie Gott, daß Sie keine Kinder haben, Wallace! Sie wissen nicht, wie viel Ärger und Sorgen Ihnen dadurch erspart bleiben.“

„Wohl möglich! Aber es ist doch gewiß nicht eigene Erfahrung, die Sie so sprechen läßt, lieber Freund. Eine so musterhafte Tochter wie Fräulein Emily —“

„Sawohl musterhaft — bis auf das Eine, das mir seit beinahe zwei Jahren das Leben verbittert. Kennen Sie William Parker, Mr. Wallace?“

Der Gefragte dachte ein wenig nach. „William Parker? Gab es nicht in unserer Gesellschaft einen jungen Arzt dieses Namens?“

„Der ist es, den ich meine. Ein Thunichtgut, ein Zauberer, ein nichtswürdiger Verführer!“

„Nun, nun! Ich meine doch, seiner Zeit nur Gutes von dem jungen Manne gehört zu haben. Man rühmte ihm sogar nach, daß er in seinem Berufe außerordentlich tüchtig sei.“

„Davon verstehe ich nichts, und das geht mich auch nichts an. Es mag sein, daß er kein schlechter Arzt ist. Meine Frau, die er während ihrer letzten Krankheit behandelte, pries ihn in allen Tonarten. Vor dem Tode aber hat er sie doch nicht retten können mit all' seiner Kunst, und ich verfluche die Stunde, da ich ihn über meine Schwelle kommen ließ.“

Wallace hatte die Ursache dieses leidenschaftlichen Zornes ohne Zweifel längst errathen; aber er hielt es für angemessen, noch immer den Ahnungslosen zu spielen.

„Er muß Ihnen ja etwas sehr Schlimmes angethan

haben, dieser Parker, daß Sie gar so giftig auf ihn sind, Mr. Hall."

"Das will ich meinen! Meinem Kinde hat er den Kopf verdreht. Das Herz meiner Emily hat er mir abspenstig gemacht, durch Höllenkünste hat er ihren Sinn bethört, so daß ich sie wie eine Gefangene halten muß, um ein Unglück zu verhüten. Während der Krankheit meiner Frau fing es an mit verstohlenen Händedrücken und süßen Blicken. Ich merkte wohl, daß zwischen den Beiden nicht Alles in Ordnung sei, aber ich dachte damals nichts Arges, denn ich hielt ihn für einen anständigen Menschen und glaubte, daß er ein hübsches Vermögen habe. Eine alte Jungfer wollte ich ja am Ende nicht aus meiner Emily machen."

"Nun, wenn Sie damals dem Herzensbündniß nicht abgeneigt waren, was haben Sie denn jetzt gegen den Bewerber einzuwenden?"

"Was ich gegen ihn einzuwenden habe? Ein armer Eschlußer ist er, der nach meinem Vermögen trachtet."

Und dabei schlug Hall mit der Faust auf den Tisch, daß die Gläser klirrten.

"Soll ich mein einziges Kind dem Streber und Spekulantem geben? Fällt mir nicht ein, da müßte ein ganz anderer Freier kommen!"

Wallace nickte bedächtig mit dem Kopf. "Sie haben ganz Recht. Und sollte dies nicht auch Fräulein Emily einsehen?"

"O, nichts weniger als das. Rund heraus hat sie mir erklärt, daß sie nie einen Anderen heirathen werde, als William Parker, denn die Verschiedenheit des Vermögens sei für sie kein Hinderungsgrund, ihn zu lieben."

"Hm! Das ist freilich ein sehr trauriges Zeichen kindlichen Ungehorsams. Aber sie wird schon noch lernen, sich zu fügen. Sie haben gut daran gethan, ein paar Dutzend Meilen zwischen sie und ihn zu legen. Es gibt kein



besseres Abkühlungsmittel für Liebende, als solche räumliche Trennung.“

„Ja, es hat sich 'was mit räumlicher Trennung,“ stieß Hall ingrimmig hervor. „Ein Bursche wie dieser Parker gibt seine Sache nicht so leicht verloren. Seit sechs Monaten ist er ebenfalls hier in London. Und seine Offizin\*) befindet sich keine tausend Schritte von meinem Hause.“

Wallace ließ wieder sein häßliches, sarkastisches Lachen vernehmen. „Wahrhaftig, das nenne ich Verliebtheit! Eine einträgliche Praxis aufzugeben, nur um dem angebeteten Wesen nahe zu sein — solcher Narrheit ist nur eine große Leidenschaft fähig. Schließlich werden Sie doch noch Ja und Amen sagen müssen, verehrter Freund!“

Der ehemalige Pächter wurde ganz blau im Gesicht. „Ich? Nun, bei Gott, ehe ich das thue, eher soll mich — aber ich will mich nicht versündigen. Sie sollten mich zur Genüge kennen, Wallace, um zu wissen, daß an dem, was ich einmal gesagt habe, keine Macht der Erde mehr etwas ändern kann. Und seine Uebersiedlung nach London hat dem Burschen bis heute wenig genügt. Ich habe zum Glück Leute um mich, auf die ich mich verlassen kann. Er sollte nur 'mal versuchen, sich hier in's Haus zu schleichen, wenn ich nicht da bin. Ings ist ein alter Mann; aber seine schottischen Fäuste sind noch immer stark genug, einen windigen Gesellen zu bläuen, daß ihm Hören und Sehen vergeht. Und Emily thut keinen Schritt auf die Straße, ohne daß die Köchin Helene, Ings' Weib, sie begleitet. Die Alte hat Augen wie ein Luchs — da sind keine Durchstechereien möglich.“

Wallace schlürfte bedächtig den letzten Rest des Weines und stand auf.

\*) Die englischen Aerzte pflegten die von ihnen verwendeten Arzneien selbst zu bereiten und feil zu halten, so daß sie neben ihrer Praxis durchgängig das Geschäft eines Apothekers betrieben.

„Sie sind ein musterhafter Vater, Mr. Hall, wie Sie ein musterhafter Gentleman sind,“ versicherte er, indem er dem Pächter kräftig die Hand schüttelte. „Schönen Dank für die genossene Gastfreundschaft. Führt mich mein Weg wieder einmal in die Nähe von Paddington-Street, so werde ich gewiß nicht verfehlen, Ihnen einen guten Tag zu wünschen.“

„Und Sie werden dann hoffentlich bessere Neuigkeiten mitbringen als heute. Ich wette, die Sache mit den Hausfuchungen und Verhaftungen, vor denen kein Mensch mehr sicher sein soll, kostet mich ein paar schlaflose Nächte.“

„Das sollte mir leid thun, Mr. Hall! Aber was hilft's — gute oder schlechte Zeiten, man muß sich eben in Alles zu finden wissen.“

„Jetzt wird er mich um ein Darlehen ansprechen,“ dachte der Pächter und beeilte sich, die für eine Abweisung gebotene Miene des Bedauerns aufzusetzen. Aber seine Befürchtung erwies sich als ungegründet. Wallace nahm seinen Hut, verabschiedete sich mit einer Verbeugung und verließ in sicherer, selbstbewußter Haltung, wie er gekommen, das Haus.

## 2.

Um dieselbe Stunde, da Hall den ehemaligen Gutsnachbarn zum Vertrauten seiner väterlichen Kummernisse und Sorgen machte, lustwandelte Miß Emily, der anmuthige Gegenstand dieser Sorgen, unter dem Schutze oder der Bewachung der alten Köchin Helene in einem abgelegenen Theile des winterlich kahlen und einsamen Hyde-Parks. Das schlanke Töchterchen des vierschrötigen Pächters war von so auffallender Schönheit, daß der kühne Entschluß des verliebten jungen Arztes, ihretwegen eine sichere, einträgliche Praxis zu verlassen und den höchst ungewissen Wettkampf mit seinen zahlreichen Londoner Kollegen aufzunehmen, allerdings einigermaßen begreiflich

erschien. Ihr feines Gesicht zeigte nicht die mindeste Aehnlichkeit mit den groben Zügen des Vaters, und selbst die Wolke des Unmuths, die jetzt darauf lag, vermochte ihrer Goldseligkeit keinen Abbruch zu thun.

Daß auch die alte Dienerin an ihrer Seite eine verdrießliche Miene zur Schau trug, konnte bei der schneidenden Winterkälte und der Reizlosigkeit dieses Spazierganges, der lediglich im beständigen Auf- und Niederschreiten derselben kurzen Wegstrecke bestand, nicht Wunder nehmen. Während der letzten Viertelstunde war kein Wort mehr zwischen den beiden Frauen gesprochen worden; als sie nun aber wiederum am Ende des schmalen Seitenpfades angekommen waren, brach die alte Ings in einem keineswegs liebenswürdigen Tone das Schweigen:

„Wenn Sie meinem Rathe folgen wollen, Miß Emily, so geben Sie es getrost auf, ihn noch länger zu erwarten. Er wird heute so wenig kommen, als er gestern gekommen ist. Und wenn er sich doch noch einstellte, so wäre es nur eine gerechte Strafe, daß er Sie nicht mehr fände. Ich für meine Person habe jedenfalls keine Lust, diesem jungen Herrn zu Liebe eine erfrorene Nase und erstarrte Gliedmaßen mit nach Hause zu bringen.“

Fräulein Emily war ersichtlich nahe daran, in Thränen auszubrechen. Wenigstens suchte es um ihre Lippen, als sie mit bittendem Ausdruck sagte: „Laß uns noch ein kleines Weilchen ausharren, liebe Helene! Es ist ja nicht möglich, daß er auch heute wieder ganz und gar ausbleiben sollte. Gewiß hat er nur eine Abhaltung in seinem Beruf. Du weißt doch, daß ein Arzt nicht über seine Zeit verfügen kann, wie andere Menschen.“

„Na, wenn Sie ihn schon jetzt durch solche Nachsicht verwöhnen wollen, wird es Ihnen später schlecht genug ergehen. Ich kann Ihnen bloß sagen: mein Ings hätte mir solche Fausen nicht machen dürfen. Die Patienten

kommen auch ohne ihn früh genug in die Ewigkeit, das weiß Ihr Mr. Parker besser als irgend Einer, und wenn er sich trotzdem durch seine sogenannten ärztlichen Pflichten abhalten läßt, zu Ihnen zu eilen, so wird das wohl irgend welche besondere Ursachen haben. Wer weiß, welche verführerische Schönheit hier in diesem sündhaften London ihre Neze nach ihm ausgeworfen hat."

Nun war es mit Fräulein Emily's Fassung vorbei. Sie drückte ihr Tüchlein an die Augen und begann zu schluchzen. Das aber hatte ihre Begleiterin offenbar nicht beabsichtigt, denn sie machte ein erschrockenes Gesicht und gab sich sogleich alle erdenkliche Mühe, die Weinende zu trösten. Trotzdem hätte sie den einmal entfesselten Thränenstrom wohl nicht so bald wieder zum Versiegen gebracht, wenn sie nicht plötzlich in die Lage versetzt worden wäre, ein Beruhigungswort von geradezu wunderbarer Wirkung auszusprechen.

„Um Gottes willen, Miß Emily, schnell fort mit dem Taschentuch! Ich sehe Mr. Parker kommen.“

Da war es mit der trostlosen Stimmung freilich auf einmal vorbei; die letzten Thränen Spuren wurden hastig getilgt, und als der stattliche junge Mann eilenden Schrittes in den Seitenweg einbog, da strahlte Miß Emily's Antlitz vor Freude. Mit einem glücklichen Lächeln flog sie dem Geliebten entgegen, und wenn die alte Jngs die innige Umarmung, welche gleich darauf erfolgte, nicht durch entschiedenen Einspruch verhinderte, so geschah das wohl nur deshalb, weil sie merkwürdigerweise gerade in diesem Augenblick etwas sehr Nothwendiges an ihrem Schirm zu untersuchen hatte. So lange wurde sie durch diese unaufschiebbare Hantirung an der nämlichen Stelle zurückgehalten, daß sich darüber ein Abstand von mindestens dreißig Schritten zwischen ihr und dem jungen Paare gebildet hatte. Und es mochte wohl die Rücksicht auf ihre durch reichlichen

Fettansatz bedingte Kurzathmigkeit sein, die sie hinderte, diesen Abstand durch rascheres Ausschreiten zu verringern. Mit der Miene einer grimmigen Wächterin zwar, doch in sehr bedächtiger Langsamkeit wandelte sie hinter den Liebenden einher, und von dem, was die Beiden einander zu sagen hatten, drang nicht ein Wort bis an ihr Ohr.

Zu einem Vorwurf wegen seines gestrigen Ausbleibens und seiner heutigen Verspätung hatte William Parter es gar nicht erst kommen lassen. Nicht mit der Beklommenheit eines schuldbewußten Sünders, sondern in einem freien und offenen Tone, der gar keinen Zweifel an der Wahrhaftigkeit seiner Mittheilungen gestattete, erzählte er von einem sehr schweren Fall, der ihn während der letzten zwei Tage und Nächte fast ausschließlich in Anspruch genommen hatte. Mr. Harley, der bekannte und gefürchtete Oberinspektor der Londoner Polizei, hatte ihn an die Krankenbetten seiner gleichzeitig an einer tödtlichen Seuche ergriffenen Kinder rufen lassen, und der Zustand der kleinen Patienten war ein so bedenklicher gewesen, daß er selber anfänglich nur wenig Hoffnung gehegt hatte, sie den verzweifelten Eltern zu erhalten.

„Ich hätte es vor meinem Gewissen nicht verantworten können, sie gerade in den kritischsten Augenblicken zu verlassen,“ sagte er, „und da ich leider keine Möglichkeit hatte, Dich zu benachrichtigen, mein Lieb, mußte ich es wohl geschehen lassen, daß Du vergeblich auf mich harrtest. Die ganze Nacht hindurch blieb ich in Harley's Hause, und heute konnte ich zu meiner Freude den Eltern mittheilen, daß ihre Lieblinge gerettet seien. Du bist mir also nicht mehr böse wegen meines Ausbleibens, nicht wahr?“

Stolz und beglückt schmiegte Emily sich an seine Seite.

„Ach, Bill, wäre ich denn würdig, die Gattin eines pflichttreuen Arztes zu werden, wenn ich mich nicht freudig und ohne Murren in solche Nothwendigkeiten fügte?“

Daß ein solches Wort nicht ohne eine der zärtlichen Belohnungen bleiben konnte, muß ohne Weiteres Jedem einleuchten, der sich jemals in ähnlicher Situation befunden hat. Aber die Unterhaltung zwischen den Beiden blieb nicht einzig auf den Austausch von Liebesversicherungen und Liebesbeweisen beschränkt. Dem ersten Freudenrausch des Wiedersehens folgten bald auch ernstere Gedanken und sorgenvollere Gespräche.

Hall's Härte und sein unbeugfamer Widerstand gegen die Vereinigung der Liebenden gaben dazu ja des Stoffes genug. Und wenn William Parker vielleicht gehofft hatte, daß Emily ihm über die Gefinnung ihres Vaters heute Günstigeres würde berichten können, so sah er sich durch ihre Mittheilungen schmerzlich enttäuscht.

„Gestern erst machte er mir wieder heftige Vorwürfe,“ erzählte sie. „Er hatte mich gefragt, ob ich endlich zur Vernunft gekommen sei, und meine Antwort, daß ich von Dir nicht lassen könne, versetzte ihn in den fürchterlichsten Zorn. So gut und nachsichtig er sonst gegen mich war, so viel habe ich jetzt unter seinem Groll und seiner Geiztheit zu leiden.“

„Mein armes Lieb! Und meinetwegen mußt Du das Alles über Dich ergehen lassen!“

Sie schüttelte energisch das Köpfchen. „Nein, ich kämpfe ja auch für mein eigenes Glück. Und wenn Du mich verschmähen wolltest, Bill, ich würde ja doch nie einem Anderen angehören können.“

„Ich Dich verschmähen? An eine solche Möglichkeit hast Du doch gewiß noch niemals im Ernst gedacht. Aber es peinigt mich, daß ich gar nichts thun kann, diesen traurigen Zustand zu enden.“

„Wir müssen uns eben in Geduld fassen und abwarten, bis mein Vater anderen Sinnes wird. So lange ich Dich nur von Zeit zu Zeit sehen darf, will ich mich ja nicht

beklagen. Aber ich fürchte, auch das wird nicht lange mehr möglich sein."

"Wie? Will Dir Dein Vater etwa auch diese Spaziergänge verbieten? Sollst Du ganz und gar zur Gefangenen gemacht werden?"

"Er wird sie mir sicherlich verbieten, sobald ihm der Verdacht aufsteigt, daß Helene unsere Liebe begünstigt. Noch ahnt er nichts. Jngs aber fängt schon an, seine Frau zu beargwöhnen, und er hat so viel Macht über sie, daß sie das Geheimniß gewiß nicht lange mehr bewahren wird. In derselben Stunde aber, wo der Alte es erfahren hat, weiß es auch mein Vater. Weder durch Bitten noch durch Versprechungen würde Jngs sich abhalten lassen, uns zu verrathen."

"Zum Henker mit diesem Jngs! Der alte Schleicher mit seinen lauernnden, mißtrauischen Ragenaugen ist mir von jeher zuwider gewesen. Spionirt er uns wirklich nach, so mag er sich vor mir in Acht nehmen. Und wird Deine Befürchtung zur Wahrheit, will man uns auch diesen letzten Trost nehmen — dann muß etwas Entscheidendes geschehen. Ich gebe Dich nicht auf, Emily, und wenn Dein Vater unserem Herzensbunde nicht gutwillig zustimmt, nun, so müssen wir eben im äußersten Fall versuchen, ohne seinen Segen glücklich zu werden."

Er hatte die letzten Worte blitzenden Auges und mit erhobener Stimme gesprochen; Emily aber erfaßte angstvoll seinen Arm.

"Um des Himmels willen, ich beschwöre Dich, Bill, sei vorsichtig! Helene empfindet ohnedies Gewissensbisse, weil sie das Vertrauen ihres Brodherrn durch die Duldung unseres Zusammentreffens täuscht, und wenn sie solche Worte hörte, würde sie uns ganz sicher ihren Beistand für immer entziehen."

Daß diese Sorge keine grundlose war, sollten sie nur

zu bald erfahren. Ob nun die Alte wirklich etwas gehört hatte, oder ob sie nur durch die allzu lebhaften Gesticulationen des jungen Mannes beunruhigt worden war, jedenfalls kam sie plötzlich trotz ihrer Kurzathmigkeit mit eiligen Schritten heran und erinnerte Emily auf sehr dringende Weise, daß es hohe Zeit sei, nach Hause zurückzukehren. William Parker's Bitten, daß sie nur noch eine Viertelstunde zugeben möge, blieben ohne jeden Erfolg, und wenn sie ihre Gunst nicht ganz und gar verscherzen wollten, mußten sich die Liebenden wohl der Mahnung fügen.

Eine letzte kurze Umarmung, ein letztes zärtliches Wort und ein letztes wehmüthiges „Auf Wiedersehen!“ — dann schlugen die beiden Frauen den Heimweg ein, und William Parker schaute ihnen nach, bis die bereiften Stämme ihm den Anblick der geliebten Gestalt entzogen.

## 3.

Am zweiten Tage nach dem Besuch seines ehemaligen Gutsnachbarn empfing Mr. Hall einen Brief, der ihn einigermaßen in Erstaunen setzte. Ein gewisser Norton lud ihn darin zu einer Besprechung ein mit dem Hinzufügen, es handle sich um ein Geschäft, bei dem wenigstens tausend Pfund zu verdienen seien. Nun befaßte sich zwar der wackere Mr. Hall, der das Geld rechtschaffen lieb hatte, noch immer ein wenig mit allerlei Geschäften; aber die Form des Briefes und der Name, der darunter stand, machten ihn bedenklich. Er kannte wohl einen Getreidehändler Norton, dem er wiederholt seine Ernte verkauft hatte, doch er kannte auch die Handschrift dieses Mannes und war ganz sicher, daß sie nicht mit der in dem Briefe übereinstimmte. Außerdem wollte ihm trotz allen Kopferbrechens nicht einleuchten, was für ein Geschäft jener Norton ihm jetzt, wo er seine Pacht aufgegeben, noch solle vorschlagen können, und so kam er nach reiflichem



Nachdenken zu dem Entschluß, der Aufforderung keine Folge zu geben.

Je näher aber die für die Zusammenkunft bestimmte Stunde heranrückte, desto hartnäckiger drängten sich die tausend Pfund, von denen in dem Brief so verheißungsvoll die Rede war, in seine Gedankenkreise. Die Vorstellung, daß er sich durch sein Ausbleiben möglicherweise einen großen Gewinn entgehen lasse, den nachher mit Behagen ein Anderer einstreichen würde, verursachte ihm lebhaftes Unbehagen und brachte seinen vorhin gefaßten Entschluß von Viertelstunde zu Viertelstunde mehr in's Wanken. Am Ende war er ja auch dadurch, daß er der Einladung folgte, noch zu nichts verpflichtet. Er konnte die Vorschläge jenes Norton annehmen oder ablehnen, ganz wie es ihm gefiel, und wenn sich die Sache vielleicht gar als Schwindel erwies, so hatte er sich durch diese Feststellung wenigstens seine Ruhe gesichert.

Eine halbe Stunde vor der angegebenen Zeit kleidete er sich dann auch richtig zum Ausgehen an und machte sich auf den Weg. Ein Haus in Camberwall war als Norton's Wohnung bezeichnet, und die Beschreibung war so genau, daß Hall es ohne große Schwierigkeiten fand, obgleich die frühe Dunkelheit des trüben Wintertages das Suchen einigermaßen erschwerte. Es war ein altes, allein stehendes Gebäude von wenig Vertrauen erweckendem Aussehen. Die nach der Straße hinaus gehenden Fenster waren durch hölzerne Läden so fest verwahrt, daß nicht ein einziger Lichtstrahl hinausdringen konnte, und daß man wohl versucht sein mochte, die hinfällige Baracke für ganz ausgestorben zu halten.

Zögernd nur setzte Hall den Klopfer in Bewegung; denn die Geschichte wollte ihm nicht recht geheuer vorkommen, und wenn nicht die verführerisch lockenden tausend Pfund gewesen wären, hätte er sich wahrscheinlich

noch unmittelbar vor dem Ziel wieder zur Heimkehr gewendet.

Ein paar Minuten lang mußte er warten, dann wurde drinnen ein Riegel zurückgeschoben, der Schlüssel drehte sich knirschend in dem verrosteten Schloß, und ein altes Mütterchen mit wirrem, grauem Haar und blödem Gesicht öffnete ihm die Thür. Auf seine Frage nach Mr. Norton erhielt er zwar keine Antwort; aber es mußte doch wohl seine Richtigkeit haben; denn die Frau ließ ihn ohne Weiteres eintreten und deutete auf eine schlecht beleuchtete Stiege, die im Hintergrund der kahlen Vorhalle sichtbar wurde. Beklommenen Herzens tastete sich Hall, dessen starke Seite die Tapferkeit niemals gewesen war, über die knarrenden Stufen empor, und es trug nicht dazu bei, ihn in eine behaglichere Stimmung zu versetzen, als er vernahm, wie sorgfältig hinter seinem Rücken die Hausthür wieder verschlossen und verriegelt wurde.

Im oberen Stockwerk brannte ebenfalls nur ein einziges kümmerliches Dellämpchen, und der ehemalige Pächter gewahrte bei seinem Schein eine Anzahl von Thüren, von denen er unmöglich wissen konnte, welches die rechte sei. Er wartete, ob die alte Frau ihm nachkommen würde, da aber unten Alles still blieb, entschloß er sich zuletzt, auf's Gerathewohl in das nächstliegende Zimmer einzutreten. Es war ein spärlich erhellter und dürftig ausgestatteter Raum, darinnen keine Menschenseele zu erblicken war. Aus einem Nebengemach aber tönte es wie der gedämpfte Klang von Männerstimmen, und Hall, der am liebsten weit von diesem unheimlichen Orte entfernt gewesen wäre, pochte bescheiden an die Verbindungsthür.

Von dem, was in den nächsten Augenblicken geschah, hatte er später nur noch eine wirre Erinnerung als an etwas Unerhörtes, Grauenhaftes und Furchterliches, wie er es gleich schauerhaft vorher nicht einmal in seinen

schrecklichsten Träumen gesehen. Die Thür wurde von innen aufgerissen, eine Anzahl gespenstisch verummter, schwarzer Gestalten tauchte vor seinen entsetzten Augen auf; er fühlte sich ergriffen, umklammert und zu Boden geworfen, ehe er in seinem maßlosen Schrecken auch nur einen einzigen Laut hatte von sich geben können, und dann klang eine dumpfe, geisterhafte Stimme dicht an seinem Ohr: „Schweig' oder Du bist des Todes! Bei dem ersten Versuch des Widerstandes senkt sich dieser Dolch in Deine Brust!“

Dabei funkelte der gräßliche Mordstahl so nahe vor dem Gesicht des Unglücklichen, daß er unwillkürlich die Augen schloß. Selbst wenn er nach dieser Drohung noch den Muth gehabt hätte, um Hilfe zu rufen, würde er nicht mehr Kraft genug dazu besessen haben. Die Kehle war ihm wie mit eisernen Klammern zusammengepreßt, und gleich Centnergewichten lastete es auf seiner Brust. Nur ein schwaches, qualerpreßtes Aechzen kam über seine Lippen. Widerstandslos ließ er es geschehen, daß man ihm Hände und Füße mit Stricken fesselte, und dann lag er still wie ein Todter da, während die Vermummten sich ein wenig von ihm zurückzogen, um flüsternd miteinander zu berathen.

Hall sah, daß es ihrer Fünf waren, durchweg große, kräftig gebaute Gestalten, die ihn ohne Zweifel mühelos überwältigt haben würden, wenn er den verwegenen Einfall gehabt hätte, sich gegen sie zur Wehr zu setzen. Von ihren Gesichtern war nichts zu erkennen, denn sie trugen sehr unheimlich aussehende Hauben aus schwarzem Krepp, die den ganzen Kopf verhüllten und ganz besonders dazu beitrugen, für den bedauernswerthen Pächter den schauerlichen Charakter der Situation bis in's Uebernatürliche zu steigern.

Die Berathung währte nicht allzu lange. Der mit

dem Dolche, dessen Krepphaube durch drei rothe Schleifen verziert war, während die Anderen deren nur eine aufzuweisen hatten, näherte sich wieder dem am Boden Liegenden und begann in dem vorigen dumpfen Grabeston ein peinliches Verhör mit ihm anzustellen.

„Wer bist Du? Und wie kommst Du in dieses Haus?“

Mehr einem dunklen, instinktiven Antrieb als vernünftiger Ueberlegung folgend, ließ sich Hall zu einer Nothlüge verleiten.

„Mein Name ist Robert Brown, und ich —“

„Er lügt,“ fiel ihm ein Anderer von den Vermummten mit offenbar ebenfalls verstellter Stimme in die zitternde Rede. „Ich sehe es an seinem Gesicht. Wir müssen ihm die Taschen durchsuchen.“

Der Gefesselte dachte in Todesangst an die Briefftasche, darin sich allerlei auf seinen Namen lautende Papiere befanden, und er bereute bitter, seine Lage durch die zwecklose Unwahrheit noch mehr verschlechtert zu haben.

„Verzeihen Sie mir, meine Herren!“ bat er. „Ich bin ein ehrlicher Mann, der noch nie in seinem Leben einem Menschen etwas zu Leide gethan hat. Es geschah keineswegs aus böser Absicht, wenn ich Ihnen soeben nicht die volle Wahrheit sagte. Ich heiße Thomas Hall und kam hierher, weil ich von einem Mr. Norton eingeladen worden war, ihn in geschäftlichen Angelegenheiten zu besuchen.“

„Das ist eine elende Ausflucht,“ erklärte der Mann mit den drei rothen Schleifen. „Hier gibt es keinen Norton. Du bist ein Polizeispion, und als Spion wirst Du den Tod erleiden.“

„Allbarmherziger Gott!“ wimmerte Glückselige.  
 „Ich schwöre Ihnen, daß ich nicht dar  
 spioniren. Haben Sie M  
 auch ganz gewiß nicht ve

Zwei Vermummte hatten unterdessen seinen Rock durchsucht und die wohlgefüllte Brieftasche zu Tage gefördert. Der schreckliche Mensch mit den drei rothen Schleifen, der hier ohne Zweifel den Oberbefehl führte, durchblätterte ihren Inhalt.

„Mit dem Namen scheint es ja seine Richtigkeit zu haben,“ meinte er, ohne Hall's verzweifeltes Flehen auch nur einer Antwort zu würdigen. „Die Erzählung von dem angeblichen Norton aber ist nichts als ein schlecht erfonnenes Märchen. Der Mann bleibt dringend verdächtig, sich als Spion hier eingeschlichen zu haben, und ich frage euch, meine Brüder: was hat er dafür verdient?“

„Den Tod!“ erklärte Einer von den Vierern, und „den Tod!“ wiederholten die drei Anderen im schauerlichen Chorus.

„Du hörst es,“ wandte sich der Sprecher gegen Hall. „Was hast Du jetzt noch zu Deiner Vertheidigung vorzubringen?“

Mit thränenerstickter Stimme und in den beweglichsten Worten jammerte der auf so summarische Weise Verurtheilte um sein Leben. Alles — Alles wollte er thun, was man von ihm verlange, wenn man nur seinem armen Kinde nicht den einzigen Beschützer und Ernährer raube. Anfänglich schien es, als ob diese Bitten und Versprechungen nicht den geringsten Eindruck machten; dann aber begann auf's Neue ein eifriges Geflüster unter den Männern, und nach etwa zehn Minuten, die dem vor Angst halbtodten Hall zu einer qualvollen Ewigkeit geworden waren, wurde ihm das Ergebniß der abermaligen Berathung verkündet.

„Wohl! Um Deines unschuldigen Kindes willen soll Dir eine Möglichkeit eröffnet werden, Dein Leben zu retten. Aber bedenke Dich wohl, ehe Du davon Gebrauch machst. Rechne nicht darauf, uns zu hintergehen, denn wir sind Glieder eines mächtigen und weit verbreiteten Bundes. Wir haben unsere Rundschafter überall, und die Stunde, da Du den Versuch machtest, an uns zum Verräther zu

werden, wäre unfehlbar auch die letzte Deines Daseins. Willst Du also in unsere Brüderschaft eintreten und auf der Stelle den Treueid leisten, so mag die Ausführung des Todesurtheils unterbleiben. Auf Schritt und Tritt wirst Du alsdann von den Unserigen beobachtet werden, und bei dem ersten Verstoß gegen die Satzungen des Bundes wird Dich ein Dolchstich oder eine Pistolenkugel niederstrecken.“

Was auch immer in diesem Augenblick von ihm gefordert worden wäre, Hall würde es unbedenklich versprochen haben. Tausendmal lieber wollte er selbst zum schwärzesten Verbrecher werden, als daß er sich hier gleich einem gefesselten Opferlamm hinschlachten ließ, und er bedurfte deshalb keiner Ueberlegungsfrist, um seinen Entschluß zu fassen.

„Sawohl, ich will ein Mitglied Ihres Bundes werden,“ betheuerte er, „und eher will ich mir selber die Zunge abbeißen, als daß ich Sie verricthe.“

„So höre denn zunächst Jung-Englands unverbrüchliche Gesetze!“

Und von einem großen, schwarzumranderten Blatte verlas der Mann mit den drei Schleifen voll düsterer Feierlichkeit eine Reihe von Paragraphen, deren Inhalt dem armen Hall zwar zum großen Theile unverständlich blieb, denen er aber doch so viel zu entnehmen glaubte, daß es sich um den gewaltsamen Sturz der gegenwärtigen Regierung und um die Aufrichtung einer Republik handeln sollte. Jedes Bundesmitglied gelobte, auf den Befehl der gewählten Oberen unbedenklich Gut und Blut für die Erreichung des großen Zieles zu opfern. Auf den kleinsten Ungehorsam stand ebenso wie auf das Verbrechen des Verraths unnachsichtig der Tod.

„Bist Du bereit, Thomas Hall, auf Grund dieser Satzungen den Treueid zu schwören?“

Der vor Todesangst halb wahnsinnige Mann vermochte nur zu stammeln: „Ja, ich bin bereit — nur schonen Sie mein Leben!“

Auf einen Wink ihres Führers machten sich zwei der Verschworenen daran, seine Fesseln zu lösen, während die Uebrigen mit gezückten Dolchen daneben standen, offenbar entschlossen, jeden Fluchtversuch ihres Gefangenen auf schreckliche Weise zu hindern. Aber Hall dachte gar nicht an Flucht. Er schien vielmehr mit einer gewissen Ungebuld seiner Aufnahme in den unheimlichen Bund entgegen zu sehen, und ohne auch nur mit den Wimpern zu zucken, leistete er den gräßlichen Schwur, der ihm Satz für Satz vorgesprochen wurde und der ihn mit Leib und Seele an die Sache der Empörer fesselte. Als das „Amen“ verklungen war, reichte ihm der Sprecher eine Feder und deutete auf das schwarzgeränderte Blatt, von dem er vorherhin die „Gesetze Jung-Englands“ abgelesen hatte.

„Setze Deinen Namen unter dies Dokument. Nach den Satzungen soll Jeder mit seinem Blute unterzeichnen; aber wir wollen für diesmal davon absehen, um schneller zu Ende zu kommen.“

Hall trat an den Tisch und schrieb. Dann legte ihm der Mann mit den drei rothen Schleifen beide Hände auf's Haupt und murmelte dabei verschiedene Sätze in einer Sprache, die der ehemalige Pächter nicht verstand.

„So erkläre ich Dich denn für ein ordentliches Mitglied unserer Bruderschaft,“ fügte er auf englisch hinzu. „Du wirst den Namen Thomas führen und meiner Gruppe zugetheilt bleiben. Alle mündlichen oder schriftlichen Befehle, die Dir von mir zukommen, hast Du fortan ohne Zögern und Widerspruch zu erfüllen. Ich bin der General Smith. Und nun empfang nach Jung-Englands Brauch die brüderliche Umarmung.“

Der Reihe nach umarmten alle Fünf den dicken Hall

so kräftig, daß er nach beendeter Ceremonie vollständig außer Athem war. Großmüthig reichte General Smith ihm dann auch seine Briefftasche zurück.

„Der Inhalt ist unversehrt. Du wirst alle Deine Papiere darin finden mit Ausnahme der hundert Pfund, die ich als das übliche Eintrittsgeld für die Zwecke unseres Bundes zurückbehalten habe. Hier — Du magst Dich selbst überzeugen.“

Wenn Hall in der Stille seines Herzens vielleicht der Meinung war, daß es ein recht kostspieliges Vergnügen sei, einer Verschwörung anzugehören, so hütete er sich doch weislich, solcher Ansicht Ausdruck zu geben. Er wußte ja, auf jedem Widerspruch stand der Tod, und fünf leibhaftige Teufel hätten ihm nicht größere Furcht einflößen können, als diese Männer, hinter deren schwarzen Krepplarven er die eisernen Züge blutdürstiger Tyrannenmörder vermuthete. Er bedankte sich also fein demüthig für die Rückgabe seines Eigenthums und überlegte eben im Stillen, ob er es nun wohl wagen dürfe, um seine vorläufige Entlassung zu bitten, als dreimal rasch nacheinander auf eigenthümliche Weise an die Thür geklopft wurde. Hastig öffnete einer der Verschworenen; ein kleiner, schwächtiger Mensch, ebenfalls durch eine schwarze Haube ver mummt, trat über die Schwelle und berichtete, nachdem er durch eine Handbewegung des Generals über die Persönlichkeit des Fremden beruhigt worden war:

„Wir sind verrathen, das ganze Haus ist von Polizei umstellt. Sie können in jedem Augenblick eindringen. Wir müssen einen Angeber in unserer Mitte haben, denn auch an dem geheimen hinteren Ausgang, der sonst Niemand bekannt ist, stehen zwei Mann. Wenn wir uns nicht mit Gewalt durchschlagen, so ist Alles verloren.“

Wie zur Bestätigung seiner Worte ertönten in diesem Augenblick von unten herauf schwere, dumpfe Schläge, die



allem Anschein nach gegen die verschlossene Hausthür geführt wurden. Hall, der für seine Person schon wieder vom mildesten Entsetzen gepackt worden war, erwartete natürlich nichts Anderes, als daß auch die Verschworenen in gewaltige Aufregung gerathen würden, und es gab ihnen in seinen Augen etwas geradezu übermenschlich Heldenhaftes, daß Keiner von ihnen auch nur für einen Moment seine Fassung verlor. Wenige halblaute Worte nur wurden gewechselt; dann brachte der General unter seinem Mantel eine Pistole zum Vorschein und trat auf das neue Bundesmitglied zu.

„Nimm diese Waffe,“ befahl er, „und folge mir! An dem hinteren Ausgang sind nur zwei dieser Hunde postirt. Jeder von uns wird einen auf sich nehmen, damit der Weg zur Flucht für unsere Brüder frei werde.“

„Ich?“ stammelte Hall im höchsten Schrecken. „Seien Sie barmherzig, General — ich kann kein Blut vergießen und ich weiß nicht einmal mit einer Pistole umzugehen.“

„Sie ist geladen und gespannt; Du brauchst nur zu zielen und auf den Abzug zu drücken. Also keine Ausflüchte! Weigerst Du Dich, so bleibt uns nur die Annahme übrig, daß Du selbst die Polizei hierher geführt hast, und dann ist der erste Schuß, der in diesem Kampfe abgefeuert wird, für Dich.“

Das war in einem Tone gesprochen, der wahrlich keinen Zweifel an der Ernsthaftigkeit der Drohung gestattete, und gleichzeitig schien sich unten die Wucht der Schläge zu verdoppeln. Hier war nicht Zeit, zu zaudern und zu überlegen. Und ehe er so recht begriffen hatte, was mit ihm geschah, hielt Hall die Pistole in der Hand und fühlte sich von einer eisernen Faust fortgezogen, eine steile Stiege hinunter und dann durch einen schmalen, finsternen Gang, von dessen Ende her ihm schneidend die eisige Winterluft entgegenwehte.

Jetzt ließen sich dort auch die schattenhaften Umrisse zweier männlicher Gestalten erkennen, die anscheinend unbeweglich an der Oeffnung des Ganges standen. Mit einer Energie, gegen die es keinen Widerstand gab, schob der General seinen fassungslosen Begleiter vor sich her.

„Noch zwei Schritte,“ flüsterte er, „und dann Feuer! Fehlst Du Deinen Mann, so fährt Dir mein Dolch zwischen die Rippen. Nimm Dich also zusammen, wenn Dir daran liegt, lebendig aus diesem Hause zu kommen. Ich zähle: eins — zwei — drei!“

Und die Todesangst brachte zuwege, was der friedliebende Mr. Hall nimmer für möglich gehalten hätte. Er erhob seine Pistole, drückte bei dem furchtbaren Kommandowort „drei“ wirklich ab und einer der dunklen Schatten glitt mit einem Schrei zur Erde.

„Vortrefflich, mein Bruder!“ tönte sofort nach dem Schusse die Stimme des Generals an sein Ohr. „Der Kerl wird nie wieder aufstehen, und das Pulver für den Anderen können wir uns sparen. Sieh' nur, wie eilig der Feigling sich aus dem Staube macht. Jetzt vorwärts, daß wir uns in Sicherheit bringen! Die Genossen haben den Weg frei und werden schon für sich selber sorgen.“

Er riß den halb Betäubten mit sich fort, an dem regungslos daliegenden menschlichen Körper vorüber in's Freie hinaus. Ueber ein paar dunkle Höfe, auf denen sich nichts Lebendiges regte, ging ihre eilige Flucht. Dann, nach Verlauf mehrerer Minuten, blieb der General plötzlich stehen.

„Jetzt sind wir sicher vor unseren Verfolgern, und hier trennen sich unsere Wege. Du hast nunmehr die Feuerprobe bestanden und wir haben keinen Verrath mehr von Dir zu fürchten. Denn selbst wenn unsere Rache Dich nicht ereilte, würdest Du Dich damit rettungslos an den Galgen liefern. Du hast einen Diener der öffentlichen

Ordnung getödtet, dafür gibt es nur eine einzige Strafe — den Tod. In Deinem eigenen Interesse also liegt es, vorsichtig zu sein. Geh' jetzt nach Hause und erwarte meine weiteren Befehle! Du wirst bald genug von mir hören."

Ohne dem Anderen Zeit zu einer Erwiederung zu lassen, wandte er sich seitwärts und war alsbald in der Dunkelheit verschwunden, als hätte die Erde ihn verschluckt. Hall, dem die Kniee zitterten wie einem Schwerkranken, mußte sich minutenlang an die Mauer eines Hauses lehnen, bevor er wieder stark genug war, weiter zu gehen. Aber auch dann noch ging er taumelnd und schwankenden Schrittes dahin, daß die Leute, die ihm begegneten, einen Berauschten zu sehen vermeinten. Wie er in solcher Verfassung den weiten Weg nach Paddington-Street gefunden, war ihm selber nachher schier unbegreiflich, und als er sich dann endlich in den vier Wänden seines Schlafzimmers sah, fiel er angekleidet auf das Bett nieder und eine wohlthätige Ohnmacht umfing seine Sinne.

## 4.

Erschrocken betrachtete Emily ihren Vater, als er am nächsten Morgen ungewöhnlich spät in das Frühstückszimmer kam. Innerhalb der wenigen Stunden, seitdem sie ihn nicht mehr gesehen, war eine geradezu beängstigende Veränderung mit ihm vorgegangen. Sein sonst so blühendes, kräftig geröthetes Antlitz war von einer fahlen Blässe; dunkle Schatten umgaben seine Augen, und seine Züge waren schlaff wie die eines Kranken. Mit kurzem Gruß setzte er sich an den Theetisch; aber schon nach dem ersten Schluck schob er die von Emily dargereichte Tasse wieder zurück und versank in ein dumpfes Brüten. Nun konnte die besorgte Tochter sich nicht enthalten, eine Frage wegen seines Befindens an ihn zu richten. Die Antwort, die sie

erhielt, bestand jedoch in einer so schroffen, unwirschigen Zurückweisung, daß sie betroffen verstummte. Wohl eine halbe Stunde lang saßen sich Vater und Tochter in bedrückendem Schweigen gegenüber; dann fuhr sich Hall plötzlich über die Stirn, wie wenn er einen peinigenden Gedanken wegwischen wollte und stand nach einem tiefen, schmerzlichen Seufzer aus seinem Sessel auf.

„Zürne mir nicht, mein Kind!“ sagte er, indem er sich zu der überraschten Emily niederbeugte. „Ich darf Dich nicht in meine Sorgen und Kummernisse einweihen; aber Du kannst mir glauben, daß Dein Vater in diesem Augenblick einer der bedauernswerthesten Menschen in ganz London ist. Wollte Gott, ich hätte diese unglückselige Stadt niemals gesehen.“

Das junge Mädchen war zugleich gerührt und bestürzt. Kaum je zuvor hatte er in solchem Tone zu ihr gesprochen. Zärtlich umschlang sie ihn mit beiden Armen und lehnte ihr Köpfchen an seine Schulter.

„Laß mich theilnehmen an Deiner Betrübniß!“ bat sie. „Es wird mich ja nur um so trauriger machen, wenn Du mir verschweigst, was Dich bedrückt.“

Doch er hatte auf ihr kindlich liebevolles Drängen immer nur dasselbe wehmüthige Kopfschütteln.

„Es darf nicht sein, Emily! Ich bin verpflichtet, zu schweigen, und wenn ich auch mein Wort brechen wollte, Du könntest mir doch nicht helfen. Es ist ein Schicksal, das ich allein tragen muß. Aber wenn Du — wenn Du jemals etwas Schlechtes von mir hören solltest, so wirst Du mir glauben, daß ich es nicht aus freien Stücken gethan — und wirst mich nicht verdammen. Willst Du mir das versprechen, mein Kind?“

Ein Schluchzen preßte ihm die Kehle zusammen, und auch Emily hielt ihre Thränen nicht länger zurück.

„Wie sollte ich je etwas Schlechtes von Dir glauben

können, lieber Vater! Wer dürfte es wagen, einen Vorwurf gegen Dich zu erheben?"

„Die Welt ist schlimm, mein Liebling, und der ehrenhafteste Mensch kann ohne seine Schuld in Verhältnisse gerathen, die ihn zwingen — aber laß uns nicht weiter davon reden, Emily! Sei nachsichtig und liebevoll mit Deinem armen Vater — das ist Alles, was ich von Dir erbitte.“

Seitdem sie durch ihre beharrliche Liebe zu Doktor Parke seinen Zorn gereizt hatte, war Hall seiner Tochter so hart und tyrannisch gegenüber getreten, daß diese plötzliche Weichheit einen um so gewaltigeren Eindruck auf ihre empfängliche Seele machte. Lange noch hing sie weinend an seinem Halse und er mußte sich endlich mit sanfter Gewalt von ihr befreien, sichtlich getröstet durch das Bewußtsein, daß wenigstens ein menschliches Wesen ihm voll selbstloser Hingabe zugethan war und auch im Unglück treulich zu ihm halten würde.

Aber der freundliche Sonnenblick, der damit in sein jäh umdüstertes Dasein gefallen war, schwand bald genug wieder dahin. Sobald er in seinem Zimmer allein war, bemächtigte sich seiner auf's Neue eine verzweifelte Stimmung, und er schien es jetzt sogar zu bereuen, daß er sich durch sein Bedürfniß nach Theilnahme vorhin so weit hatte hinreißen lassen. Denn er zeigte im weiteren Verlauf des Tages auch Emily eine finstere, unzugängliche Miene und hinderte sie durch kurze, ablehnende Antworten, auf ihr Gespräch vom Morgen zurückzukommen.

Noch mehr als das bedauernswerthe Mädchen hatte der alte Jngs unter seiner Reizbarkeit und üblen Laune zu leiden. Er war ursprünglich nur Hall's Kutscher gewesen; aber er stand schon seit mehreren Jahrzehnten in seinem Dienst, und nachdem er bei der Uebersiedlung in die Hauptstadt zum Haushofmeister aufgerückt war, nahm

er sich vollends mancherlei Vertraulichkeiten heraus, wie sie einem bewährten alten Faktotum wohl gestattet werden. Mit besonderer Vorliebe tischte er seinem Herrn die jüngsten Stadtneuigkeiten auf, und er dachte sich auch heute nichts Urges, als er beim Anzünden der Lampen sagte: „Haben Sie schon gehört, daß gestern wieder ein Polizist ermordet worden ist? Diese verwünschten —“

Aber er kam nicht weiter, denn der Hausherr schleuderte das Buch, darin er soeben gelesen hatte, zu Boden und fuhr ihn wüthend an:

„Habe ich Dich beauftragt, mir solche Geschichten zu erzählen? — Rede, wenn Du gefragt wirst — nicht eher! Was kümmert es mich, ob es einen Polizisten mehr auf der Welt gibt oder nicht!“

Jngs, der an solche Behandlung nicht gewöhnt war, zog sich brummend zurück, und draußen ließ er sich seiner Frau gegenüber sogar zu der Aeußerung hinreißen, mit Mr. Hall scheine es neuerdings nicht ganz richtig zu sein, denn er habe ihn ohne jede Ursache angeschrien wie ein Kannibale.

Derartige Vorgänge aber wiederholten sich im Laufe der nächsten Tage noch sehr oft. Kein Mensch im Hause war vor den ganz unberechenbaren Bornesausbrüchen des beständig gereizten Mannes sicher, und die Anwandlungen von Weichheit, die sich im Verkehr mit seiner Tochter zuerst noch hin und wieder eingestellt hatten, wurden immer feltener. Als sie ihn einmal schüchtern fragte, ob er seiner Appetitlosigkeit und seines schlechten Aussehens wegen nicht doch einen Arzt zu Rathe ziehen wolle, betrachtete er sie mit durchdringendem Blick und erwiderte rauh:

„Vielleicht William Parker, nicht wahr? Hast Dir wohl schon irgend einen hübschen Plan zurecht gemacht und meinst, mich um den Finger wickeln zu können, weil ich mich einmal schwach gezeigt habe? Aber bilde Dir

ja nichts ein! Davon ist keine Rede, und ich ersuche Dich dringend, mir nicht auch noch mit dieser Geschichte den Kopf warm zu machen. Ich brauche keinen Arzt, diesen Parker so wenig als einen andern.“

Damit wandte er ihr zornig den Rücken, ohne sich um den betrübten Ausdruck ihres Gesichtes zu kümmern, und schloß sich, wie er es gegen alle frühere Gewohnheit neuerdings zu thun pflegte, auf mehrere Stunden in seinem Zimmer ein.

Das Haus verließ er jetzt überhaupt nicht mehr, aber er empfing dafür täglich um die Abendzeit Besuche, die Emily beunruhigten und dem alten Jngs lebhaft mißfielen. Er hielt sehr viel auf die Respektabilität seiner Herrschaft; darum konnte es ihm durchaus nicht gleichgiltig sein, daß Leute von höchst armseligem, ja geradezu verdächtigem Aussehen auf Hall's ausdrücklichen Befehl ohne Weiteres Zutritt zu ihm erhielten. Er für seine Person ließ diesen Individuen dann auch nicht den geringsten Zweifel, wie er über ihre Aufdringlichkeit dachte, und behandelte sie mit einer Art von verächtlicher Herablassung, die nur leider nicht den geringsten Eindruck auf sie zu machen schien.

Emily hielt sich zwar überzeugt, daß die dürftig gekleideten Männer entweder als Bittsteller oder in geschäftlichen Angelegenheiten zu ihrem Vater kämen; aber auch sie sah ihr Erscheinen sehr ungern, weil Hall jedesmal, wenn Einer von ihnen bei ihm gewesen war, besonders verstimmt und zu jähzornigem Aufbrausen geneigt war.

Aller Friede und alles Behagen waren seit jenem unvergeßlichen Morgen aus dem Hause entwichen, und das arme junge Mädchen, das unter diesen Umständen überhaupt nicht mehr den Muth hatte, eine Frage an den so seltsam veränderten Vater zu richten, sah voll der bangsten Befürchtungen und mit zahllosen heimlichen Thränen der ungewissen Zukunft entgegen.

Und nur zu bald sollten sich diese Befürchtungen erfüllen. Hall empfing eines Tages in früher Morgenstunde den Besuch eines Menschen, der dem Diener seinen Namen nicht genannt hatte und mit dem er sich längere Zeit in sein Zimmer einschloß. Bald nach der Entfernung des Fremden kam er mit auffallend verstörter Miene zum Vorschein und zwar zu Emily's Ueberraschung fertig zum Ausgehen gekleidet. Den sorgenvoll forschenden Blick seiner Tochter geflissentlich vermeidend, verließ er eilig das Haus, und das junge Mädchen sah, wie er mit langen Schritten die Straße hinabging.

Umsonst erwartete sie um die Zeit des Mittagessens seine Heimkehr, und schon war sie eine Beute der schrecklichsten Angst geworden, als ein Knabe ihr einen von Hall geschriebenen Brief überbrachte, der ersichtlich in großer Hast abgefaßt war und folgenden Wortlaut hatte:

„Meine liebe Tochter!

Ängstige Dich nicht wegen meines Ausbleibens! Ich war genöthigt, in wichtigen geschäftlichen Angelegenheiten ohne jeden Verzug eine Reise anzutreten, über deren Ziel und Dauer ich Dir in einigen Tagen Näheres mittheilen werde. Während meiner Abwesenheit darfst Du niemals ausgehen, ohne Dich von Jngs begleiten zu lassen, und Du darfst keinem fremden Menschen den Eintritt in das Haus, am wenigsten aber in mein Arbeitszimmer gestatten. Ich rechne auf Deine Klugheit und Vorsicht.

In treuer Liebe

Dein Vater.“

Für den Augenblick zwar gewährte der Inhalt dieses Billets Emily eine gewisse Befriedigung. Als sie sich dann aber vergegenwärtigte, daß ihr Vater, der sonst in all' seinen Entschlüssen von geradezu pedantischer Sauberkeit und Umständlichkeit war, sich so wie er ging und stand, ohne alle Vorbereitungen und ohne jedes Gepäck, auf eine Reise begeben hatte, und als sie an seine verstörte Miene



beim Fortgehen dachte, wurde ihr das Herz doch wieder recht schwer und allerlei sorgenvolle Gedanken gingen ihr durch den Sinn.

Noch hielt sie das sonderbare Billet in der Hand, als der alte Jungs eintrat, um ihr einen zweiten Brief zu überreichen, der indessen diesmal nicht an sie, sondern an Mr. Thomas Hall adressirt war.

„Einer von diesen Leuten, die neuerdings hier aus und ein gehen,“ meldete er, „ist soeben dagewesen, um den Herrn zu sprechen. Er war sehr überrascht, ihn nicht anzutreffen und hat dieses Schreiben zurückgelassen. Man sollte es Mr. Hall sogleich übergeben mit dem Bemerkten, daß Mr. Herkules morgen Früh erscheinen werde, sich die Antwort zu holen.“

„Mr. Herkules? Welch' ein sonderbarer Name!“

Der mürrische Graukopf machte eine wegwerfende Geste. „Bei diesen Leuten“ — und es lag eine Fülle von Verachtung in den drei Worten — „bei diesen Leuten darf man sich über gar nichts wundern, nicht einmal über ihre heidnischen Namen. Als ich dem Menschen sagte, daß Mr. Hall abwesend sei, hatte er sogar die Unverschämtheit, an der Wahrhaftigkeit meiner Worte zu zweifeln. Und ich glaube, er wäre ohne Weiteres in das Zimmer des Herrn eingedrungen, wenn ich ihm nicht einigermaßen deutlich zu verstehen gegeben hätte, daß er mit dem nächsten Schritt sehr unangenehme Bekanntschaft mit meinen Fäusten machen könnte.“

„Ich hoffe, Du bist nicht gar zu unhöflich gegen ihn gewesen. Jedenfalls aber wird sich Mr. Herkules auch morgen vergebens bemühen, denn mein Vater theilt mir soeben mit, daß er auf unbestimmte Zeit habe verreisen müssen. Wenn der Mann wiederkommt, mußt Du ihm das mittheilen, ohne ihn erst in das Haus eintreten zu lassen.“

Jngs war über die plötzliche Abreise seines Herrn augenscheinlich nicht weniger erstaunt als Emily; aber er unterließ es doch, eine Bemerkung darüber zu machen, und die Vorstellung, daß er den verhaßten Herkules unverrichteter Sache würde heim schicken können, erfüllte ihn offenbar mit großem Behagen. Als er das Zimmer wieder verlassen hatte, konnte Emily sich nicht enthalten, den Brief mit einer gewissen Neugier zu betrachten. Der Umschlag bestand aus grobem, grauem Papier von der gewöhnlichsten Sorte, und die steifen, unbeholfenen Züge der Aufschrift deuteten auf eine verstellte oder auf eine sehr wenig geübte Hand. Natürlich kam es dem jungen Mädchen nicht in den Sinn, den Angelegenheiten des Vaters durch eine eigenmächtige Eröffnung des Schreibens nachzuspüren. Sie verwahrte es vielmehr sehr sorgfältig, und hatte es schon nach kurzer Zeit, von ihren unerfreulichen Gedanken auf's Neue in Anspruch genommen, vollständig vergessen.

Zu der Beunruhigung über Hall's seltsames Gebahren gesellten sich nämlich auch andere Sorgen von zwar weniger bedeutender, doch immerhin recht peinlicher Art. Bei seiner plötzlichen Abreise hatte ihr Vater anscheinend ganz und gar vergessen, daß sie vollständig mittellos zurückgeblieben war. Die wenigen Schillinge, die sie zufällig in der Tasche hatte, reichten nicht hin, die Bedürfnisse des Haushalts auch nur für einen einzigen Tag zu bestreiten. Von dem Bankier, bei dem Hall sein Vermögen niedergelegt hatte, konnte sie ohne seine ausdrückliche schriftliche Anweisung nichts erheben, und das für die laufenden Ausgaben bestimmte bare Geld befand sich ebenso wie die kleinen Ersparnisse, die sie von ihrem Taschengelde gemacht hatte, in dem verschlossenen Schreibtisch ihres Vaters. Der alte Jngs hätte ihr freilich wohl aus der vorübergehenden Verlegenheit helfen können, aber es widerstrebte ihr, sich in einer solchen Angelegenheit an den eigenen Diener um

Beistand zu wenden, und bei dem eingezogenen Leben, das sie vom ersten Tage an hier in London geführt hatten, gab es sonst Niemanden, dem sie sich hätte anvertrauen dürfen.

In der Hoffnung, daß ihr Vater sich seiner Verschämniß noch rechtzeitig erinnere, und ihr am nächsten Morgen eine kleine Geldsumme oder eine Anweisung auf den Bankier zukommen lassen würde, gab sie im Verlauf des Abends ihre geringe Barschaft für allerlei in der Häuslichkeit nothwendige Besorgungen her. Aber ihre Erwartung erfüllte sich nicht; der neue Tag brachte kein Lebenszeichen von Hall, und Helene bedurfte gerade heute eines größeren Betrages, weil verschiedene Lieferanten bezahlt werden mußten. So sah Emily in ihrer Verlegenheit keinen anderen Ausweg, als den Versuch, mit einem ihrer Schlüssel das wohlbekannte Schreibtischfach zu öffnen und sich aus dem Inhalt desselben wenigstens mit dem unumgänglich Nothwendigen zu versehen.

Ungern nur entschloß sie sich dazu, und es war ihr, als stände sie im Begriff, etwas sehr Unrechtes zu thun, da sie einen Schlüssel nach dem andern probirte. Der letzte erst von allen, die sie an ihrem Bund hatte, paßte zur Genüge, um ihr, wenn auch unter mancherlei Schwierigkeiten, das Oeffnen des Faches zu ermöglichen. Noch hatte sie indessen keinen Blick hineingeworfen, als Jngs mit geröthetem Gesicht und sehr aufgeregter das Zimmer betrat.

„O, Miß Emily,“ sagte er, „dies ist fast zu stark! Der Mensch mit dem heidnischen Namen ist wahrhaftig der unverschämteste Kerl unter der Sonne.“

„Er ist also dagewesen? Und Du hast ihm gesagt, daß mein Vater verreizt sei?“

„Freilich! Ohne ihn überhaupt erst in das Haus eintreten zu lassen. Aber der Bursche wurde grob wie ein Brauerknecht. Zuerst antwortete er mir frech: das mit

der Reise wäre eine Lüge, und wenn er mir's glauben sollte, möchte ich ihm erst sagen, wohin Mr. Hall sich gegeben habe. Als ich mich dann anschickte, ihm die Thür vor der Nase zuzumachen, rief er drohenden Tones: ‚Der Spaß wird Euch wie Eurem Herrn theuer zu stehen kommen; denn wir lassen uns nicht zum Besten haben.‘ Ich mußte wahrhaftig an mich halten, um dem Strolch nicht eine hübsche Tracht Prügel mit auf den Weg zu geben.“

„Laß es gut sein, Jngs!“ beruhigte Emily den aufgeregten Alten. „Wenn der Mann sich ungehörig benommen hat, wird es Sache meines Vaters sein, ihn dafür zur Rechenschaft zu ziehen. Sollte er noch einmal wiederkommen, so rathe ich Dir, Dich gar nicht erst in eine Unterhaltung mit ihm einzulassen.“

Der Diener zog sich zurück, und sie öffnete das Fach, darin sie das nöthige Haushaltungsgeld zu finden hoffte. Das Erste, was sie erblickte, waren einige beschriebene Blätter von grobem, grauem Papier. Die steifen, ungelentkenzüge waren ohne Zweifel dieselben, die sie auf dem von Mr. Herkules überbrachten Briefe gesehen hatte, und gerade unter dem Eindruck des Briefes, den sie soeben von Jngs erhalten, konnte sie der Versuchung nicht widerstehen, wenigstens einige Worte zu lesen.

Die Wirkung dieser Worte aber war eine so erschreckende, daß sie mit zitternder Hand die Briefe herausnahm und sie vom ersten bis zum letzten durchlas, todtenbleich und mit weit aufgerissenen, entsezten Augen, wie wenn sich der Inhalt der meist nur sehr kurzen Billets in ihrer Phantasie zu schrecklichen, grauenhaften Bildern gestaltete.

Das war nicht gerade wunderbar, denn gleich das erste Schreiben hatte folgenden Wortlaut gehabt:

„Sende uns durch den Ueberbringer zwanzig Pfund für die Bundeskasse! Gedenke Deines Schwurs und des

Dolches, der über Deinem Haupte schwebt! Du darfst nicht wieder wie das letzte Mal eine vorwitzige Frage an den Boten richten, und wehe Dir, wenn Du einen Versuch machst, auszuspiiren, wohin er geht. Man hegt Mißtrauen gegen Dich; darum rathe ich Dir, wenn Dir Dein Leben lieb ist, uns greifbare Beweise für Deine Treue zu geben.  
Smith."

In einem andern Briefe hieß es:

„Gestern befürchteten wir, daß auch unser jetziges Versammlungslokal der Polizei verrathen worden sei. Denn während wir eben im Begriff waren, einem neuen Genossen den Eid abzunehmen, wurden wir durch heftiges Klopfen alarmirt. Augenblicklich machten wir uns zum Kampfe bereit, und Einer von uns stellte sich mit brennender Fackel neben das große Pulverfaß, um das ganze Haus in die Luft zu sprengen, falls wir an Zahl zu schwach sein sollten, uns gegen die Uebermacht durchzuschlagen. Denn lebend soll Keiner in ihre Hände fallen; das haben wir uns durch einen feierlichen Schwur gelobt. Dein Ausbleiben wurde von den Genossen übel vermerkt. Du hast dafür eine Strafe von zehn Pfund verwirkt, die Du dem Ueberbringer einhändigen wirst. Zu der nächsten Versammlung aber, wo wichtige Entschlüsse gefaßt werden sollen, erwarten wir Dich ganz bestimmt.

Der General."

Dann kamen verschiedene Zettel, auf denen immer größere Summen als Sühne dafür gefordert wurden, daß der Adressat nicht zu den Versammlungen gekommen sei. Das letzte Schreiben aber, welches mit dem Datum des gestrigen Tages versehen war, lautete:

„Sende sofort dreihundert Pfund! Wir müssen Thistlewood befreien; denn da er nicht freiwillig den Verräther machen will, haben seine Richter beschloffen, ihn foltern zu lassen, und dann ist unsere Sache verloren. Wähle

zwischen Gehorsam und Tod! Das kleinste Zögern besiegelt Dein Verderben.  
Smith."

Wenn Emily bis dahin noch im Zweifel gewesen wäre über die Bedeutung dieser schrecklichen Briefe, so hätte der letzte sie mit nur zu grausamer Deutlichkeit darüber aufklären müssen. Sie wußte aus ihres Vaters eigenem Munde, daß Thistlewood das Haupt der in der Cato-Street entdeckten Verschwörer sei, und daß Alle, die mit ihm in geheimen Beziehungen standen, vom Gesetz geächtet seien. An einen Irrthum, an ein Mißverständniß aber durfte sie nicht mehr glauben. Die von ihm aufbewahrten Briefe redeten eine Sprache, die nur eine einzige Deutung zuließ. Und sein seltsames Benehmen, seine dunklen Hindeutungen auf ein von ihm begangenes Unrecht, seine krankhaft gereizte Stimmung wie seine geheimnißvolle Abreise — das Alles war für sie nun mit einem Male vollständig erklärt.

Fassungslos, unfähig zu einem Entschluß oder auch nur zu einem klaren Gedanken zu kommen, starrte sie noch lange auf die unglückseligen Blätter, dann, als sie von draußen her den Klang des Thürklopfers vernahm, warf sie dieselben in tödtlicher Angst vor Entdeckung in das Schreibtischfach zurück und bemühte sich, es zu verschließen. Aber das Schloß war durch ihre vorigen Oeffnungsversuche verdorben, und alle ihre Anstrengungen blieben umsonst. Sie hörte, wie hinter ihr die Thür aufging, und mit einem Schreckensruf wandte sie sich um, vollkommen darauf gefaßt, einen mordbereiten Verschwörer oder einen Polizisten vor sich zu sehen.

Für diesmal jedoch war die Angst noch eine grundlose gewesen; denn nur die Köchin hatte sich die Freiheit genommen, ohne vorheriges Anklopfen einzutreten. Auch sie hielt wieder einen Brief in der Hand und berichtete über seine Herkunft: „Ein zerlumpter Junge warf ihn herein,

sobald ich die Thür geöffnet hatte. Ich rief ihn an, stehen zu bleiben; aber er rannte davon, so schnell ihn nur seine Füße trugen. Eine sonderbare Art von Postbeförderung — das muß man sagen.“

Emily, die jetzt nur noch die schrecklichsten Dinge erwartete, wagte kaum, das Billet anzusehen. Erst als Helene sagte: „Ihr Name steht auf dem Umschlag,“ entschloß sie sich, das Siegel zu brechen. Es waren nicht die ungelentken Buchstaben des furchtbaren Generals Smith, auf die ihre Augen fielen, sondern elegante und sichere Schriftzüge, wie sie nur von der Hand eines gebildeten Mannes her-rühren konnten.

Und auf den wenigen Zeilen hieß es:

„Meine liebe Miß Hall!

Ihr Vater befindet sich in größter Gefahr. Sein Leben hängt an einem Faden, und einzig in Ihrer Hand liegt es, ihn zu retten. Es bedarf einer Summe von fünfhundert Pfund, um ihn aus schrecklicher Lage zu befreien und in Ihre Arme zurückzuführen. Zögern Sie also nicht, dieses Geld zu beschaffen, und müßten Sie dazu auch alle Ihre Schmucksachen und alle im Hause befindlichen Werthstücke verkaufen. Ich werde mich um neun Uhr Abends selbst bei Ihnen einfinden, um den Betrag in Empfang zu nehmen. Haben Sie ihn bis dahin nicht bereit, so ist Alles verloren. Verbrennen Sie diesen Brief und sprechen Sie zu keinem Menschen von dem, was darin steht. In Ihrer Verschwiegenheit und Ihrer Energie liegt die letzte Hoffnung des unglücklichen Mannes. Ein einziges unvorsichtiges Wort aus Ihrem Munde würde sein Schicksal besiegeln.

Ihr aufrichtiger Freund

Wallace.“

Emily hatte gerade noch Kraft genug, den Brief zusammenzufalten und ihn in der Tasche ihres Kleides zu bergen. Dann wurde es ihr dunkel vor den Augen und

mit schmerzlichem Aufstöhnen sank sie halb ohnmächtig in einen Stuhl.

## 5.

Keine gewaltigere Ueberraschung hätte William Parker zu Theil werden können, als da ihm um die Mittagszeit eine fremde junge Dame gemeldet wurde, und er in der Eintretenden seine geliebte Emily erkannte. Das freudige Wort, das sich ihm hatte auf die Lippen drängen wollen, blieb freilich ungesprochen, nachdem ein Blick in ihr bleiches, verstörtes Antlitz ihn darüber belehrt hatte, daß die Veranlassung zu diesem Besuch nur von sehr trauriger Art sein konnte. Voll zärtlicher Besorgniß ergriff er vielmehr ihre Hände und befragte sie mit der dringenden Ungebuld eines liebevollen Herzens nach der Ursache ihrer offenkundigen Betrübniß.

Mit leiser, beklommener Stimme, seinem forschenden Blick scheu ausweichend, erzählte ihm Emily, daß ihr Vater gestern ohne Abschied und unter sehr seltsamen Umständen plötzlich abgereist sei, und daß sie Grund habe zu glauben, er befinde sich in dringender Gefahr.

„Ich kenne in ganz London keinen Menschen, an den ich mich in meiner verzweifelten Lage hätte um Beistand wenden können,“ fügte sie hinzu, „und wie ich auch sann und grübelte, es gab für mich doch zuletzt keine andere Zuflucht, als den Weg zu Dir.“

„Fast sollte ich Dir zürnen, Geliebte, daß Du nur einen Augenblick darüber im Ungewissen sein konntest, bei wem Du Rath und Beistand zu suchen habest. Aber wenn es sich verhält, wie Du sagst, wollen wir nicht mit überflüssigen Bethuerungen die kostbare Zeit verlieren. Sage mir vor Allem, worauf sich Deine Befürchtung gründet.“

Emily zauderte ein wenig, ehe sie den mit „Wallace“ unterzeichneten Brief zum Vorschein brachte. Und während der junge Arzt ihn sichtlich befremdet überflog, sagte sie



haftig: „Hätte ich die fünfhundert Pfund besessen oder wäre es mir ohne fremde Hilfe möglich gewesen, sie flüssig zu machen, so würde ich nicht gezögert haben, die in dem Briefe gestellte Bedingung zu erfüllen. Aber ich habe an barem Gelde kaum den zwanzigsten Theil dieser Summe, und die Schmucksachen, die ich von meiner verstorbenen Mutter ererbt habe, befinden sich in Verwahrung der Bank. Ich versuchte sie zu erhalten; aber man hat mir ohne eine schriftliche Anweisung meines Vaters die Herausgabe verweigert.“

„Man hat sehr Recht daran gethan,“ erwiderte Parker, indem er das Blatt zusammenlegte, ernst, „und ich hege die feste Ueberzeugung, mein Lieb, daß wir nicht den geringsten Anlaß haben, uns wegen Deines Vaters zu beunruhigen. Dieser Wallace ist ohne jeden Zweifel ein frecher Betrüger, dem man das Handwerk legen muß, indem man ihn der Polizei überliefert.“

Emily bewies durch ein trauriges Kopfschütteln, daß sie seine Zuversicht nicht theile.

„Er war unser Gutsnachbar, als wir noch in Hampshire lebten, und ich glaube, er war damals in der That mit dem Vater befreundet. Noch vor Kurzem hat er, wie ich erfuhr, einen Besuch in unserem Hause gemacht. Es wäre doch wohl voreilig, ihn ohne Weiteres für einen Schwindler zu halten.“

„Wo aber ist der Beweis, daß der Wallace, den Du meinst, und der Schreiber des Briefes eine und dieselbe Person sind? Irgend ein Gauner, der mit den Verhältnissen vertraut ist, gedenkt vielleicht Deine Unerfahrenheit zu mißbrauchen. Doch wer auch immer der Absender sein mag, Du darfst ihm unter keinen Umständen das verlangte Geld anvertrauen und ihn auch nicht anders als im Beisein eines zuverlässigen männlichen Beschützers empfangen. Am besten würde jedenfalls ein Polizeibeamter diese Beschützerrolle übernehmen.“

Emily sah, daß es unmöglich sein würde, ihm eine andere Auffassung beizubringen, so lange er nicht die ganze Wahrheit wußte, und nach hartem innerem Kampfe gelangte sie endlich zu dem Entschluß, ihm diese schreckliche Wahrheit zu offenbaren. Unter heißen Thränen und vielfach stockend erzählte sie dem Geliebten Alles, was sie selbst von dem furchtbaren Geheimniß ihres Vaters wußte. Sie zeigte ihm die im Schreibtisch ihres Vaters aufgefundenen Briefe und schilderte ihm die Vorgänge der letzten Tage, deren Natur jeden Zweifel daran ausschloß, daß Hall wirklich der Empfänger jener Briefe gewesen sei.

Jetzt war freilich auch William Parter auf's Tiefste erschrocken. So viel er darum gegeben hätte, wenn er im Stande gewesen wäre, die verzweifelte Emily zu trösten, wollte ihm doch nichts einfallen, was er ihr zu ihrer Beruhigung hätte sagen können. Daß Hall sich in staatsgefährliche Umtriebe eingelassen hatte, war durch diese Dokumente unzweideutig bewiesen, und welche Erklärung man auch immer für sein räthselhaftes Verschwinden erfinden mochte, keine von allen Möglichkeiten war darnach angethan, die beklagenswerthe Tochter mit der Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang zu erfüllen.

„Dadurch gewinnt der Brief dieses Wallace allerdings ein anderes Aussehen,“ sagte der junge Arzt nach langem Nachdenken. „Daß er selbst in irgend einem Zusammenhange mit der Verschwörung steht, scheint mir ganz gewiß, und die Frage, wie man mit ihm zu verfahren hat, ist unter diesen Umständen nicht mehr so leicht zu entscheiden. Aber Du darfst selbstverständlich unbedingt auf mich zählen, mein theures Lieb, und was in Menschenkräften steht, Deinen armen, verblendeten Vater zu retten, das soll sicherlich geschehen. Wenn ich nur begreifen könnte, wie er, der ängstliche pedantische Mann, der Gesetz und Ordnung über Alles stellte, in die Gesellschaft solcher Leute gerathen konnte.“

Emily hatte darauf keine andere Antwort als Thränen. Ach, sie selbst begriff es ja gewiß am allerwenigsten, und wie sie auch ihr Gehirn zermartert hatte, nichts war ihr dabei eingefallen, das einen schwachen Lichtstrahl in das undurchbringliche Dunkel dieses Geheimnisses geworfen hätte. Rathlos und ohnmächtig stand sie dem Entsetzlichen gegenüber; auf die Entschlossenheit und männliche Kraft des Geliebten gründete sie ihre letzte Hoffnung.

Parter aber fühlte die ganze Schwere der Verantwortung, die da mit einem Male auf seine Schultern gewälzt wurde. Er mußte Alles aufbieten, was in seinen Kräften stand, um ein theures Wesen vor schwerem Kummer zu bewahren; aber er hatte auf der anderen Seite auch der Stimme des Gewissens zu gehorchen, die ihm verbot, sich zum Mitschuldigen eines Verbrechens zu machen. Aus dieser Ungewißheit auf der Stelle einen rettenden Ausweg zu finden, wollte ihm nicht gelingen, und so schwer es ihm auch wurde, Emily ungetröstet von sich gehen zu lassen, konnte er ihr doch zu ihrer Beruhigung zunächst nichts Anderes versprechen, als daß sie bis zum Abend eine Nachricht von ihm erhalten werde und daß sie auf ihn zählen dürfe in jeder Lage.

Nach ihrer Entfernung sagte er seinem Diener, daß er an diesem Tage für Niemand mehr zu sprechen sei, und schloß sich in seinem Studierzimmer ein. Als er eine Stunde später wieder heraustrat, sah er sehr bleich und angegriffen aus, aber es war zugleich auch ein Zug fester Entschlossenheit auf seinem Gesicht. Mit der Erklärung, daß er jedenfalls erst spät in der Nacht zurückkehren werde, verließ er das Haus und lenkte seine Schritte nach der Wohnung des Polizeieinspektors, dessen Kinder er vor Kurzem vom Tode gerettet hatte.

---

Es war zwischen acht und neun Uhr Abends, als ein

mit zwei stämmigen Pferden bespannter, hochbepackter Lastwagen die Paddington-Street heraufsasselte und vor Hall's Hause hielt. Der Kutscher kletterte von seinem Sitz herab, pochte an die Thür und reichte dem verwunderten Jngs einen Brief: „Für Miß Emily Hall!“ sagte er. „Ich soll auf die Antwort warten.“

Das junge Mädchen, das seit Stunden in tausend Aengsten auf eine Nachricht von Parker geharrt hatte, athmete auf, als sie die Handschrift des Geliebten erkannte. Aber es versetzte sie in nicht geringes Erstaunen, da sie las:

„Nimm die sechs Kisten, die der Fuhrmann bringt, in das Haus und laß sie in ein Zimmer stellen, das Niemand außer Dir betreten darf. Sie enthalten lebendige Fracht — ich selbst mit einigen Freunden bin in ihnen verborgen. Sobald Du dreimal an eine der Kisten klopfst, werden wir dies für ein Zeichen nehmen, daß die Luft rein ist, und Du darfst nicht erschrecken, mein Lieb, wenn Du alsdann sechs Männer aus den Behältern herausklettern siehst. Ich vermüthe nämlich, daß die Verschworenen das Haus beobachten und stutzig werden würden, wenn sie uns hineingehen sähen. In diesen Kisten aber werden sie schwerlich etwas Verdächtiges wittern.“

Emily hatte Selbstbeherrschung genug, dem auf die Antwort wartenden Jngs nichts von ihrer Ueberraschung zu verrathen. Sie befahl ihm vielmehr in gelassenem Tone, dem Fuhrmann beim Abladen der Güter behilflich zu sein, die sie auf Anweisung ihres Vaters in Empfang nehmen solle, und die Kisten vorsichtig im Empfangszimmer aufzustellen, wo sie später ausgepackt werden sollten.

Der Alte brummte nicht wenig über die ungewohnte Arbeit, denn die Frachtstücke hatten ein ganz beträchtliches Gewicht. Aber er führte den Befehl mit Hilfe des Kutschers doch vorchriftsmäßig aus, und nachdem er ein angemessenes

Trinkgeld empfangen hatte, fuhr der Kutscher mit dem übrigen Inhalt seines Wagens davon.

Emily verschloß die Thür des Empfangszimmers und klopfte zagenden Herzens dreimal an eine der Kisten. Obgleich sie ja auf das, was nun weiter geschehen würde, hinlänglich vorbereitet war, machte es ihr doch einen recht unheimlichen Eindruck, als wie von Geisterhänden gleichzeitig die sechs Deckel geöffnet wurden und sich aus jedem der offenbar recht unbequemen Gefängnisse eine männliche Gestalt erhob. Nur die Thatsache, daß auch William Parker sich unter ihnen befand, hielt ihren Muth aufrecht. Aber es erfüllte sie dann doch mit neuem Schrecken, als sie aus seinem Munde erfuhr, daß die angeblichen Freunde der Oberinspektor der Polizei und vier seiner Beamten seien. Voll schmerzlichen Vorwurfs sah sie zu dem Geliebten auf.

Mr. Harley aber, dem dieser Blick nicht entgangen war, sagte beruhigend: „Fürchten Sie nichts, mein Fräulein! Ich hoffe, daß es uns gelingen wird, diese Angelegenheit zu einem für Sie erfreulichen Ende zu führen. Es ist ein großes Glück für Ihren irre geführten Vater, daß vom Parlament soeben ein Gesetz angenommen worden ist, wonach Theilnehmer an einer Verschwörung straflos bleiben sollen, wenn sie selbst oder ihre Angehörigen der Obrigkeit die zur Entdeckung des Geheimbundes erforderlichen Angaben machen. Ein solches Gesetz war unter den jetzigen Verhältnissen leider eine Nothwendigkeit, und es soll mich um Ihre Willen aufrichtig freuen, wenn wir es hier zum ersten Male in Anwendung bringen können.“

In diesem Augenblick erklang draußen der Thürklopfer von Neuem.

„Das ist er — das ist Mr. Wallace!“ rief Emily erschrocken. „Sagen Sie mir nur schnell, wie ich ihn empfangen und was ich ihm sagen soll.“

„Sie brauchen ihm gar nichts zu sagen, Miß Hall,“

erklärte der Oberinspektor ruhig. „Wir wollen Sie jeder Nothwendigkeit einer Unterhaltung mit diesem sauberen Vogel überheben, denn das Vergnügen, ihm auf den Zahn zu fühlen, habe ich mir für mich selbst vorbehalten.“

Er horchte auf den Klang der Stimmen, die draußen in der Vorhalle laut wurden, dann drehte er behutsam den Schlüssel, um plötzlich die Thür aufzureißen und mit zwei raschen Schritten hinaus zu treten.

„Ist dies der Wallace, den Sie kennen, Miß Hall?“ fragte er mit erhobener Stimme, und als Emily nach einem Blick auf die lange Gestalt des Fremden stumm bejahte, fügte er befehlend hinzu: „Wallace, Sie sind mein Gefangener! Bindet ihn!“

So schnell, daß der Ueberraschte gar keine Zeit zum Widerstande gefunden hätte, wurde diese Weisung von den erfahrenen Polizisten zur Ausführung gebracht, und der ehemalige Gutsbesitzer sah sich nach Verlauf von wenigen Augenblicken gleich einem gemeinen Verbrecher gefesselt.

Stumm, mit finsterem Gesicht und fest zusammengepreßten Lippen, stand er dem Oberinspektor gegenüber, während ein Blick wüthenden Hasses Emily's bleiches, erwartungsvolles Antlitz streifte.

„Nun, Wallace,“ sagte Mr. Harley in jenem beinahe gemüthlichen Tone, den er ertappten Verbrechern gegenüber mit Vorliebe anschlug. „Sie sehen, daß hier nichts weiter zu machen ist. Wir wissen Alles. Wenn Sie also Ihre Lage nicht noch mehr verschlimmern wollen, so bequemen Sie sich gefälligst zu einem offenen Geständniß.“

Der Gefangene schien eine Weile unentschlossen; dann fragte er: „Wollen Sie mich als Kronzeugen\*) annehmen?“

\*) Kronzeugen heißen nach einer eigenthümlichen Einrichtung der englischen Kriminaljustiz diejenigen Theilnehmer an einem Verbrechen, die gegen Zusicherung der Straffreiheit für ihre eigene Person wahrheitsgemäßes Zeugniß gegen ihre Genossen ablegen.

„Das kommt darauf an, ob Sie uns die volle Wahrheit sagen — sowohl über den Verbleib des Mr. Hall als über die Verschwörung.“

„Ueber den Verbleib dieses Narren vermag ich keine Auskunft zu geben. Wahrscheinlich ist er geflohen, weil er sich für einen Hochverräther und für den Mörder eines Polizisten hält. Einer der Unserigen will ihn gestern gesehen haben, wie er im Hafen mit dem Kapitän eines nach Calais bestimmten Schiffes sprach. — Was aber die Verschwörung betrifft, so ist darüber verdammt wenig zu sagen, denn sie hat niemals bestanden.“

„Durch ein so dreistes Leugnen hoffen Sie Ihr Leben zu erkaufen, Wallace? — Geben Sie diese Hoffnung auf, denn wir besitzen zum Glück die von Ihnen oder von einem Ihrer Mitverschworenen an Hall gerichteten Briefe.“

„Nun, und was weiter?“ fragte Wallace mit spöttischem Auflachen. „Die Briefe sind von mir, und es scheint, daß ich meine Sache nicht schlecht gemacht habe, wenn selbst die hohe Polizei sich durch ihre Fassung täuschen läßt. Aber ich wiederhole Ihnen, meine Herren! die Verschwörung hat nur in der Einbildung dieses Hall, des größten Dummkopfes unter der Sonne, bestanden.“

„Wie wollen Sie uns denn das erklären?“

„Ziemlich einfach, wie ich denke. Ich kannte den Einfaltspinsel noch von Zeiten her, da es mir besser ging, als während der letzten Wochen, und ich kannte seine Furchtsamkeit wie seinen beschränkten Verstand. Darauf baute ich in einer verzweifelten Stunde meinen Plan, um ihm ein wenig von seinem Ueberfluß an Mammon abzunehmen. Durch einen Brief unter falschem Namen beschied ich ihn nach einem Hause in Camberwall, wo ich ihn mit einigen meiner Freunde, armen Teufeln gleich mir, doch guten Staatsbürgern und harmlosen Burschen, in schauerlicher Vermummung erwartete, um ihn als angeblühenen Spion

erst mit dem Tode zu bedrohen und ihm dann auf sein jämmerliches Flehen unter der Bedingung das Leben zu schenken, daß er unserem Bunde als eingeschworenes Mitglied beitrete. Er mußte einen gräßlichen Eid leisten, mußte die Satzungen unterzeichnen, die ich zuvor aus einem alten Buche abgeschrieben hatte, und wurde dann unter lächerlichen Ceremonien als Bruder aufgenommen. Damit wir seiner aber ganz sicher seien, gaben wir der Komödie noch einen besonders dramatischen letzten Akt. Zwei vorher eingeweihte Kameraden fingirten eine Ueberraschung unserer Zusammenkunft durch die Polizei. Wir drückten dem neuen Mitverschworenen eine blind geladene Pistole in die Hand und zwangen ihn, auf einen der Polizisten zu schießen. Natürlich stürzte der Mann maufetodt zu Boden, und von diesem Augenblick an hatten wir den Schwachkopf, der sich durch einen Verrath ja selbst als Mörder denunzirt hätte, völlig in der Hand. Nun konnten wir frisch daran gehen, ihn zu schröpfen, und er hat denn auch rechtschaffen geblutet, da er nicht ein einziges Mal Muth genug hatte, die Zahlung zu verweigern. Hätte ich nicht so viele Mitwisser nöthig gehabt, die natürlich auch Alle ihren Antheil an der Beute begehrten, so hätte ich ihm weniger arg zuzusetzen brauchen. Aber das Geld zerfloß uns unter den Händen wie Wasser, und da mag es ihm denn zuletzt doch zu viel geworden sein, so daß er es in seiner Angst vorzog, das Weite zu suchen. Weil mir auf diese Art das Opfer entgangen war, gedachte ich nun einen letzten Hauptstreich zu führen und, wenn er gelang, mit dem Erlös nach Amerika zu flüchten. Ich muß es wohl sehr ungeschickt angestellt haben, da man es fertig bringen konnte, mich in einer so plumpen Falle zu fangen.“

Der Oberinspektor ließ in seinem Benehmen nicht erkennen, ob er dieser Erzählung Glauben schenke. Ohne jede weitere Frage forderte er Wallace auf, ihm die Namen



und die Wohnungen seiner Spießgesellen anzugeben, und nachdem der Gefangene diesem Befehl bereitwillig Folge geleistet hatte, ertheilte Harley zweien seiner Beamten den Auftrag, ihren Gefangenen unter Beobachtung aller erdenklichen Vorsicht in das Gefängniß zu schaffen. Ehe er sich mit den übrigen Polizisten von Emily verabschiedete, sagte er jedoch lächelnd: „Ich hege nicht den geringsten Zweifel, daß dieser Spießbube uns die volle Wahrheit gesagt hat; denn die Sache mit der Verschwörung kam mir von vornherein etwas abenteuerlich vor. Nun wird es sich vor Allem darum handeln, Ihren Vater zu beruhigen und ihn zur Heimkehr zu bestimmen. Jrgend eine Gefahr ist damit für ihn ja nicht mehr verbunden.“

---

William Parker war es, der die Erfüllung dieser Aufgabe übernahm. Es gelang ihm durch einen glücklichen Zufall, festzustellen, daß Hall sich wirklich nach Calais begeben habe. Er reiste ihm mit dem ersten dahin abgehenden Schiffe nach, ermittelte seinen Aufenthalt in einem Gasthose, wo der völlig gebrochene und rathlose Mann nicht einmal mehr Kraft genug hatte, bei seinem Anblick in Zorn zu gerathen, und überbrachte ihm die Kunde seiner Rettung, die dem halb zu Tode Geängstigten geradezu als eine Himmelsbotschaft erschien. Anfangs wollte er gar nicht an eine so beglückende Möglichkeit glauben; dann aber, als er nicht länger an der Wahrhaftigkeit von Parker's Mittheilungen zweifeln konnte, fiel er dem jungen Arzte weinend um den Hals und erklärte, Parker sei sein Lebensretter, dem er bis zu seinem Tode dankbar bleiben werde.

Im herzlichsten Einvernehmen traten Beide die Heimreise an, und Hall hatte nicht mehr das Geringste dagegen einzuwenden, als Emily nach der ersten, innigen Begrüßung

des bei aller Freude doch ziemlich verlegen dreinschauenden Waters ihrem geliebten William jubelnd und überglücklich in die Arme flog. —

Die mit großer Sorgfalt geführte Untersuchung gegen Wallace und Genossen ergab die volle Richtigkeit seiner gleich nach der Festnahme gemachten Darstellung. Sämmtliche Angeklagte mit Ausnahme des Kronzeugen, den man nicht bestrafen durfte, wurden zur Deportation nach Australien verurtheilt. Wallace aber schloß sich seinen Kameraden freiwillig an; denn in London war für ihn nichts mehr zu hoffen. Hall hätte ihn ohne Zweifel auf Schadenersatz verklagt und ihn dann für den ganzen Rest seines Lebens in's Schuldgefängniß sperren lassen.

Ungleich tragischer endete der Prozeß gegen die wirklichen Verschwörer aus der Cato-Street. Der Anstifter Thistlewood hauchte am 1. Mai des nämlichen Jahres zugleich mit fünf seiner Genossen unter den Händen des Richters sein Leben aus, und die übrigen Theilnehmer des furchtbaren Anschlages, der sehr leicht namenloses Unheil über ganz England gebracht hätte, mußten den Rest ihres Daseins im Zuchthause verbringen.





## Das pfälzische Versailles.

Eine Wanderung durch den Schwetzingen Park.

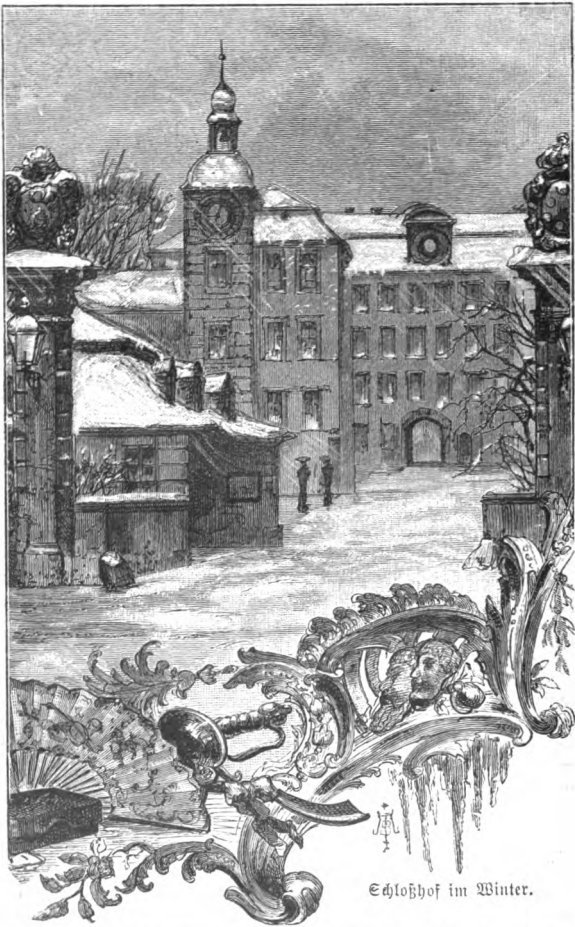
Von H. Behrend.

Mit 12 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

**W**er nach Heidelberg kommt, sollte nicht versäumen, einen Nachmittag auf den Besuch des Schwetzingen Schloßgartens zu verwenden, denn dieses „pfälzische Versailles“ steht in Deutschland ohne Frage einzig da. Das Schwetzingen Schloß mit seinen Gartenanlagen, wohin uns ein kurzer Schienenstrang von der Station Friedrichsfeld (Gabelpunkt der Main-Neckarbahn) befördert, ist ein wahres Juwel des Rokoko und keineswegs eine bloße Nachahmung von Versailles, sondern eine durchaus eigenartige Schöpfung, fein und geschmackvoll erfunden und mit großen Mitteln ausgeführt. Hier findet man nicht jene geschmacklosen Spielereien, denen man sonst an ähnlichen Orten wohl begegnet, sondern hier sind wirkliche Kunstwerke in's Dasein gerufen, zu deren Schöpfung sich Baukunst, Bildhauerei und Malerei verbunden haben, und die einen dauernden Eindruck in dem Besucher hinterlassen.

Die badische Amtsstadt Schwetzingen liegt südwestlich von Heidelberg und ist mit der Heidelberg-Speyerer Eisen-



Schloßhof im Winter.

bahn in zwanzig Minuten zu erreichen. Ihre Gründung wird in die Römerzeit zurückverlegt, doch kommt der Ort erst gegen Ende des 8. und zu Beginn des 9. Jahrhunderts urkundlich vor. Das erste Schwesinger Schloß wurde im



Die große Fontäne. Die Bildsäule der Galathea. Hirschgruppe.  
Blick auf das Schloß.

14. Jahrhundert erbaut, aber in dem verheerenden dreißigjährigen Kriege zerstört. Nach dem Friedensschluß ließ es Kurfürst Karl Ludwig für seine zweite Gattin Luise v. Degenfeld, spätere Raugräfin von der Pfalz, aus seinen Trümmern neu erstehen, aber gerade dieser vortreffliche Fürst war es, der wider Willen für Schwetzingen wie für sein ganzes Land neues Unheil heraufbeschwor. Die Verheirathung seiner Tochter erster Ehe, Elisabeth Charlotte, bekannt unter dem Namen „Lieselotte“, mit dem Herzog von Orleans, dem Bruder des „Sonnenkönigs“, mußte ja Ludwig XIV. zur Begründung seiner Raubansprüche auf die pfälzischen Lande dienen; Schwetzingen traf das gleiche traurige Loos wie Heidelberg, Speyer, Mannheim, Landau, Worms und noch viele andere Orte, welche die Mordbrenner Monclar und Melac auf Befehl ihres Gebieters in Flammen aufgehen ließen.

Abermals erstand Schwetzingen von Neuem, es hob sich namentlich, seitdem Kurfürst Karl Philipp infolge eines Zerwürfnisses mit den Heidelberger Bürgern Mannheim zu seiner ständigen Residenz und Schwetzingen zur Sommerresidenz erhob. Seine höchste Blüthe aber dankt Schwetzingen dem Neffen und Nachfolger Karl Philipp's, dem für Kunst und Wissenschaft begeisterten Karl Theodor, der den Schlossgarten in seiner jetzigen Gestalt anlegen ließ und 1752 die jährlich dafür zu verausgabende Summe auf 66,000 Gulden festsetzte. Er zog zur Ausführung dieser Anlagen und zu ihrer künstlerischen Ausschmückung Männer heran, wie die Gartendirektoren Nikolaus v. Pigage und Friedrich Ludwig Skell, der später den Englischen Garten in München schuf, und die Bildhauer und Maler: Ritter v. Verschaffelt, Eggel, Lamine, Link, Gabriel de Grupello, Bouchardon, Carabelli, Pozzi, Kobell u. A.

Mit Recht durfte eine ältere Beschreibung behaupten: „Schwetzingen war jetzt abwechselnd mit dem nahen Mann-



Der Park im Mondstein.

heim der sichere Hafen aller pfälzischen Künstler und Gelehrten von Bedeutung, Brennpunkt des herrschenden Geschmacks der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts, Sitz der Grazien und der Musen, Centralsonne der ganzen Pfalz, Gegenstand der Aufmerksamkeit und Bewunderung von halb Europa, Sammelplatz der gefeiertsten Geister, die Deutschland durchstreiften. Kein Reisender von Auszeichnung segelte durch die Gegend,

ohne hier Anker zu werfen. Fast alle Fürsten und Großen, fast alle berühmten Männer strömten nach diesem deutschen Versailles, Saint Cloud, Aranjuez, oder wie man diesen merkwürdigen Ort sonst nennen mag.“

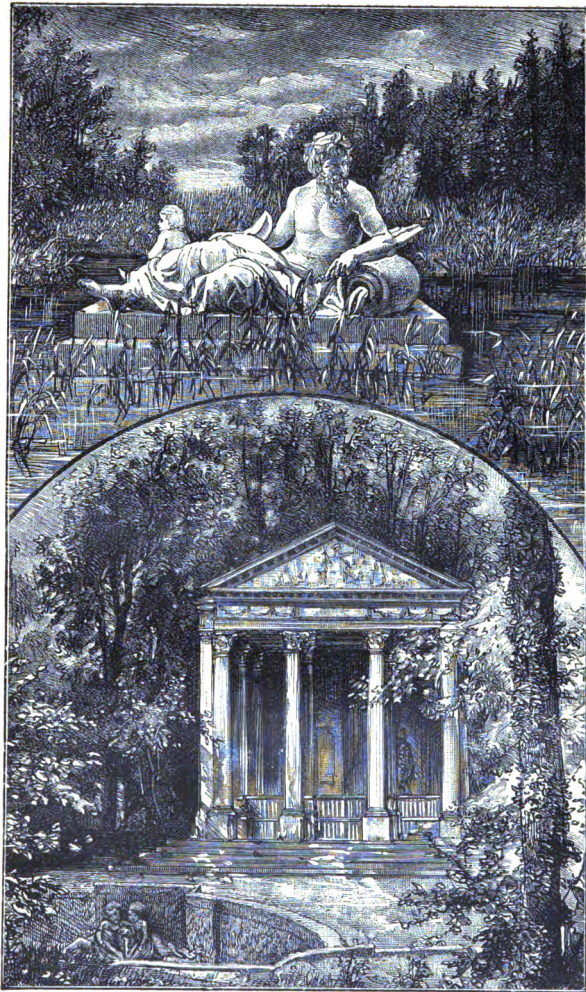
Seit der Verlegung der kurpfälzischen Residenz nach München wurde freilich die oben angegebene, für Schwefingen alljährlich ausgeworfene Summe erst auf 24,000 und dann auf 12,000 Gulden herabgesetzt, aber auch heute noch wird der 186 Morgen umfassende Garten nebst dem Schlosse in gutem Stand erhalten.

Das Schloß selbst enthält im Innern nichts Sehenswerthes, man kann sich also die Besichtigung sparen. Es ist ein zwar ziemlich einfaches, aber doch ansehnliches Bauwerk, dem selbst der Winter mit seiner Schneehülle einen gewissen malerischen Reiz zu verleihen vermag. Aus dem Mitteltheile des Schlosses, in der Richtung von Osten nach Westen, gelangt man auf eine breite Terrasse, die den Eingang zu dem Schloßgarten und Park darstellt. Auf einer Freitreppe, neben der beiderseits sich schiefe Ebenen hinziehen, steigt der Besucher zunächst in den Vorgarten, das sogenannte große Parterre hinab.

Hier befinden wir uns im Bereiche des Versailler Geschmacks; die ganzen inneren Parthien des Schloßgartens sind nämlich nach den Regeln der durch Lenôtre zur höchsten Vollendung gebrachten altfranzösischen Gartenkunst hergestellt, während die diese rings umgebenden äußeren Parthien freie und schöne Phantasien im englischen Parkstyl darstellen.

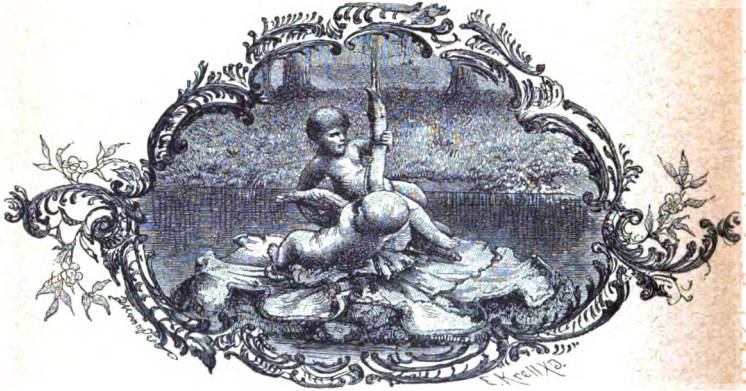
Umgrenzt wird das große Parterre, eine kreisrunde Grundfläche, die durch Wege in Parallelogramme und Dreiecke getheilt wird, im vorderen Halbkreis rechts vom Schloß und der Orangerie, links von den Gesellschafts- und Spielsälen, während die hintere Kreishälfte dunkle Laubengänge einfaßt.





Die Rheingruppe. Der Minervatempel.

Das Ganze versetzt den Beschauer auf das Lebendigste in die Reifrock- und Puderzeit des vorigen Jahrhunderts, in die Rokokoperiode zurück, und jeden Augenblick meint man zwischen den Bosketts eine Gesellschaft von Herren und Damen aus jener Zeit in ihrem barocken Putz auftauchen zu sehen. Zumal, wenn der Mond den Park mit seinem hellen Silberschein übergießt, gehört keine große



Kindergruppe mit Schwan.

Phantasie dazu, in seinen verschwiegenen Anlagen ein Bild zu erblicken, wie es uns Eichendorff so hübsch gezeichnet hat:

„Die schöne Chloë heut' spazieret in dem Garten,  
Zur Seit' ein Kavalier, ihr höflich aufzuwarten,  
Und hinter ihnen leis' Cupido kommt gezogen,  
Bald duckend sich im Grün, bald zielend mit dem Bogen.

Es neigt der Kavalier sich in galantem Rosen,  
Mit ihrem Fächer schlägt sie manchmal nach dem Losen.  
Es rauscht der tast'ne Rock, es bliken seine Schnallen,  
Dazwischen hört man oft ein art'ges Lachen schallen.“

In der Mitte des großen Parterres sendet die große Fontäne fünf Wasserstrahlen empor, die in ein dreißig Meter

weites Marmorbecken niederfallen: in der Mitte Arion mit dem Delphin, um ihn herum Kinder auf schwimmenden Schwänen. Ferner rauschen in einiger Entfernung von jener Fontäne noch vier kleinere Springbrunnen inmitten



Die Moschee.

großer Nasenplätze empor, die von Blumenbeeten eingefasst sind. Hier kommen die Wasserstrahlen aus Gruppen mit Thieren spielender Kinder hervor; besonders hübsch ist die eine, auf der ein Schwan aus seinem emporgeredten Halse den Strahl senkrecht in die Höhe sendet, während zwischen

feinen ausgebreiteten Flügeln ein Kind sitzt, das mit der einen Hand den Hals umfaßt und mit der anderen sich auf einen Flügel stützt. Vor dem Vogel liegt rücklings ein zweiter Knabe, der den Untertheil des Halses mit beiden Armen umschlungen hält. Diese Bildnereien sind sämmtlich von Bouchardon aus Blei gegossen und stammen aus dem Parke des 1761 verstorbenen Königs Stanislaus Leszczyński



Die Vogelfontäne

von Polen zu Luneville. Vier Urnen aus sarrarischem Marmor mit allegorischen Basreliefs stehen um das Hauptbassin, für welche Karl Theodor dem Florentiner Carabelli 2000 Dukaten gezahlt haben soll. Beachtenswerth sind auch die beiden kolossalen, von Hunden zu Boden gerissenen Hirsche, von Verschaffelt aus gelbem Sandstein gemeißelt. Sie stehen am Hauptausgange des Vorgartens in den Hauptgarten, wo wir uns links

zum Minervatempel wenden. Weiterhin kommen wir an zahlreichen Marmorgelbilden, Götter, Heroen und römische Kaiser darstellend, sowie an einer „Begräbnißstätte aus der Römerzeit“ vorüber, um uns dann plötzlich in die Welt des Morgenlandes versetzt zu finden.

Zwei riesige Löwen aus gelbem Sandstein, wiederum von Verschaffelt herrührend, stehen am Eingange der „türkischen Anlagen“, dann führt ein prächtiger Baumgang zu dem imposantesten Bauwerk des ganzen Schloßgartens, der Moschee mit stolzer Kuppel. Auf beiden Seiten derselben



Das römische Bad.

ragen zwei  
schlanke  
Minarets  
empor;  
man kann  
in jedem  
von ihnen  
auf 126  
Stufen bis  
zu der von  
einem ver-  
goldeten

Halbmonde gekrönten Spitze steigen, wo sich eine schöne Rund-  
schau bietet. Das Innere der Moschee entspricht dem prunk-

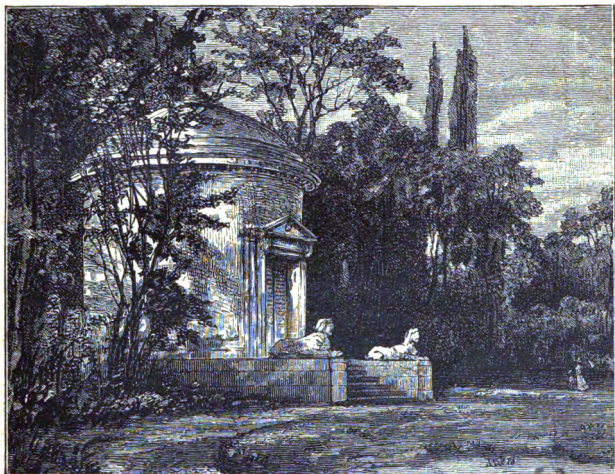
vollen Neußeren: Koransprüche sind auf den in vergoldetem Stuck prangenden Wänden der Rotunde angebracht. Der Bau wurde im Jahre 1784 durch den Hofbaudirektor v. Pigage mit einem Kostenaufwand von 300,000 Gulden ausgeführt und soll der Moschee von Mekka genau nachgebildet sein. Als im Jahre 1870 die in den durch die Großherzogin von Baden zum Lazareth umgewandelten Schloßräumen untergebrachten verwundeten Turkos als Rekonvaleszenten den Park durchwanderten und sich plötzlich diesem wie aus „Tausend und einer Nacht“ hervorgezauberten Bau gegenüber sahen, sollen sie mit Freudenthränen im Auge zu Boden gesunken sein und ihre Gebete verrichtet haben.

Je weiter wir uns vom Mittelpunkte des Gartens entfernen, desto mehr ändert sich die landschaftliche Scenerie: an die Stelle der geschnörkelten französischen Anlagen treten solche in dem freieren englischen Styl. Der Yorkshirer Maler Kent (1684—1748) war es, der zuerst Gartenanlagen, den Gesetzen der Natur entsprechend, zu gestalten unternahm, und seinen Grundsätzen ist hier der geniale Landschaftsmeister Stoll gefolgt. An Stelle der mit der Schärfe der geraden Linien treten gebogene; die Bäche schlängeln sich gekrümmten Laufe durch die gepflanzte Höhen bringen Mannigfaltigkeit in die Werk entfaltet sich natürlich, ohne die künstlichen Formen zu werden. Auf grünen Rasenflächen bilden Gruppen, und überall eröffnen sich abwechslungsreiche Ausblicke.

Gleich vom Hauptportal des Gartens in eine überaus liebliche Landschaft fernung erhebt sich ein Hügel, auf dem ein Gebäude aus röthlichgelbem Sandstein auf gestürzter Kuppel: es ist das Grabmal des Markgrafen Merkurstempel bezeichnet. In

Wasserspiegel eines Weihers, in den Trauerweiden ihre Zweige neigen und der ein kleines Eiland umschließt.

Weiterhin gelangen wir zu dem großen See, an dessen Ustrand, gegenüber den vom Schlosse heraufziehenden majestätischen Alleen, zwei riesige Steingruppen unsere Aufmerksamkeit erregen. Die eine stellt den Vater Rhein mit lorbeerumkränztem, bärtigem Haupte dar, der sich mit



Der Tempel der Botanik.

dem linken Arme auf eine mächtige Urne stützt, aus der das klare Maß hervorsprudelt. Er hält ein Ruder, das Zeichen der Schiffbarkeit, worauf auch der zu seinen Füßen in der Stellung eines Rudernden sitzende Knabe hindeutet. Das Gegenstück dazu bildet die Figur der Donau.

Wenden wir uns nunmehr dem Nordrande des Parkes zu, so öffnet sich uns hier der „Hain der Botanik“ mit dem nach dieser Wissenschaft benannten Tempel, dessen Treppenwangen zwei Sphinge bewachen. Der Tempel ist

von Nikolaus v. Pigage ganz aus behauenen Steinen aufgeführt und stellt einen geschlossenen Rundbau dorischen



Römische Wasserleitung.

Styls dar. Ueber dem Kuppeldach befindet sich eine niedrige Laterne, die zur Erhellung des Innern angebrachte Scheitelöffnung bedeckend. Treten wir ein, so gewahren



wir in einer der Thür gegenüber in der Rückwand des Tempels angebrachten Nische eine hoheitsvolle weibliche Figur, von Carabelli aus farrarischem Marmor gemeißelt. Sie hält in der Hand eine Rolle, auf der die Worte zu



Der Apollotempel.

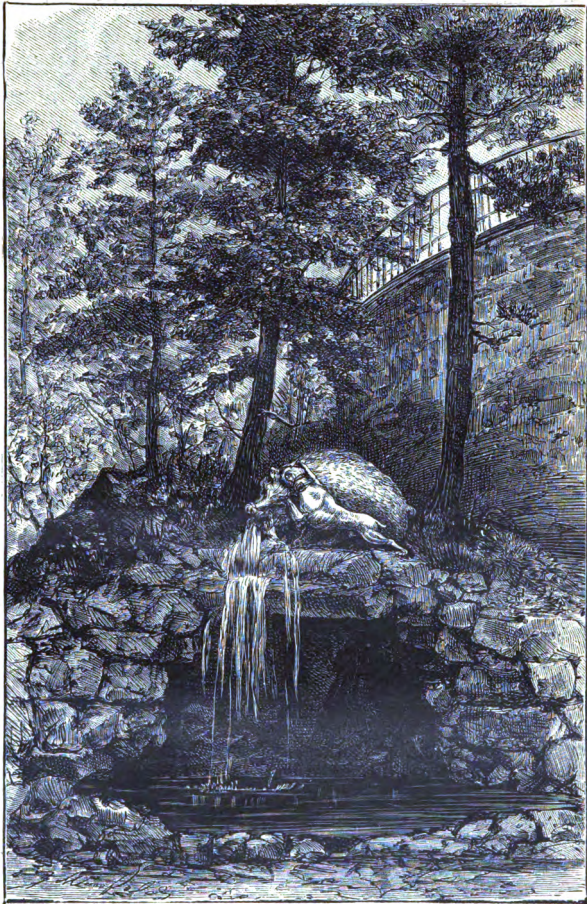
lesen sind: „Caroli Linnei Systema plantarum“ (Karl Linné's Pflanzensystem). Außerdem sind an den Wänden die Medaillonporträts des berühmten Botanikers Linné und seiner Vorläufer Plinius, Paracelsus und Joseph Pitton de Tournefort angebracht.

Einen sehr stimmungsvollen Eindruck bringt die in der Nähe des Tempels der Botanik befindliche und mit großer Treue ausgeführte Ruine einer römischen Wasserleitung hervor. Man glaubt wirklich die Ueberreste eines jener gewaltigen Aquädukte zu sehen, welche die alten Römer überall — nicht nur in Italien, sondern auch in den von ihnen eroberten Ländern — auführten, und die oft aus weiter Ferne kamen, auf hohen Substruktionen und Bogen Berge und Thäler überschreitend. Die Täuschung wird noch vollkommener durch die Epheuranken, welche von allen Seiten das Tuffsteinmauerwerk bedecken und sich zwischen die Fugen der scheinbar verwitterten Steine drängen.

An diese römische Erinnerung schließt sich wieder die heitere griechische Götterwelt. Ueberaus lieblich ist die Idealfigur der Galathea, die Gabriel de Grupello auf einen Felsen gestellt hat, der sich aus einem runden Bassin erhebt. Die Tochter des Nereus scheint soeben dem Bade zu entsteigen und das noch nasse Haar mit den schlanken Händen auszudrücken. Hinter ihr aber erhebt sich ein Triton aus dem Wasser, um sie mit einem Gewinde von Muscheln und Korallen zu schmücken.

Unfern davon trägt eine Granitsäule eine von Link nach der Antike modellirte Kolossalbüste der Pallas; an einer Kindergruppe vorüber, die mit einem Ziegenbock spielend dargestellt ist, gelangt man zu einem wasserberieselten Felsblock mit einer Pansfigur von Lamine. Waldesdunkel umfängt auf beiden Seiten den Apollotempel, eine auf zwölf jonischen Säulen ruhende offene Rotunde, in deren Mitte sich eine Statue des Gottes mit der Lyra erhebt. Der Tempel nimmt den Gipfel eines Felsens ein, dem eine Quelle entspringt, welche über Stufen abwärts rieselt; auf dem Nasenrondell im Vordergrund lagern aus Stein gehauene Sphinge.

Wie der Beginn unserer Wanderung durch Anlagen



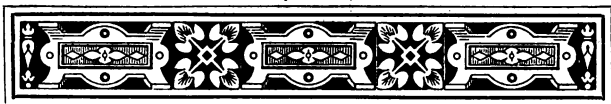
Der Eberbrunnen.

im altfranzösischen Geschmack führte, so trägt auch die rechte Parkseite, durch die wir jetzt den Rückweg angetreten haben, wiederum das Gepräge Lenôtre'scher Gartenkunst. Auch hier fehlt es nicht an Ueberraschungen und Kunstwerken

verschiedenster Art, von denen nur noch einzelne eingehender erwähnt werden mögen. So vor Allem der prächtige Eberbrunnen, ein Meisterwerk Bouchardon's, in Blei gegossen. Das Wasser entspringt dem Rachen eines in natürlicher Größe wiedergegebenen Wildschweines, das zwei Hundehunde gepackt halten — eine Gruppe von lebendigster Naturwahrheit. Ferner Bigalle's Badehaus in italienischem Villenstyl: im Innern ein Marmorbassin, ein Deckengemälde von Guibal, Landschaften von Kobell u. s. w. Eigenartig ist die Vogelfontäne, ein eirundes Wasserbecken mit einer zornigen Gule in der Mitte, während auf dem Gitterrande allerlei aus Blech meisterhaft getriebene und naturgetreu bemalte Vögel Wasserstrahlen in das Bassin senden. Die früher viel bewunderte „Perspektive“ ist ein 120 Meter langer, schmaler Gang, an dessen Ende eine gemalte Landschaft täuschende Wirkungen hervorbringt. Weitere Einzelheiten mögen ungenannt bleiben, um den Leser nicht zu ermüden. Wohl Niemand aber wird es am Schlusse dieser kurzen Wanderung bedauern, unserem Rathe gefolgt zu sein und dies „pfälzische Versailles“ in Augenschein genommen zu haben.

Von dem Orte Schwezingen, der nun aus der ehemaligen kurpfälzischen Residenz ein betriebsames badisches Amtsstädtchen mit 5100 Einwohnern geworden ist, weiß jeder Feinschmecker, daß dort ein sehr ausgedehnter Spargelbau getrieben wird, dessen Erzeugnisse weithin verschickt werden. Berehrer Johann Peter Hebel's werden auch dem dortigen Friedhofe einen Besuch abstatten, wo der ausgezeichnete alemannische Dialektdichter und Volkschriftsteller seine letzte Ruhestätte gefunden hat, nachdem er auf einer Reise am 22. September 1826 in Schwezingen gestorben war.





## Der Stapellauf unserer Kriegsschiffe.

Marinetechnische Skizze von Fr. Berner.

Mit 7 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

**W**enn wir in den Zeitungen lesen, daß demnächst wieder ein neues Schiff unserer Kriegsmarine vom Stapel laufen soll, dann suchen wir später auch gern nach dem Bericht über den Verlauf der Sache, weil damit stets eine interessante Feierlichkeit verbunden zu sein pflegt. An die großen und mannigfaltigen Gefahren, mit denen solch' ein Stapellauf verbunden ist, oder gar an ein Mißglücken denken wir nicht, aus dem einfachen Grunde, weil bis heute jeder Stapellauf in unserer Marine im Ganzen glatt und ohne Unfall von Statten gegangen ist. Im Allgemeinen ist man daher auch wohl der Ansicht, daß das Zumasserbringen eines Schiffes ganz einfach sei und eigentlich auch immer glatt gehen müsse. Ob und wie weit diese Ansicht zutreffend ist, soll in Folgendem darzulegen versucht werden.

Der Bau eines jeden Schiffes beginnt mit dem Legen des Kiels. Dies geschieht auf der Helling, einer dicht am Wasser liegenden geneigten Fläche aus starken Bohlen und Balken, oft auch aus Mauerwerk, die sich bis weit unter die Oberfläche des Wassers erstreckt.

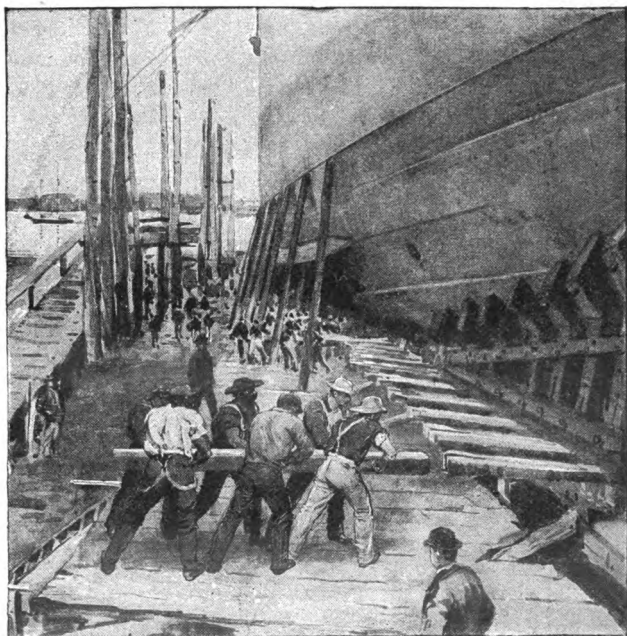
Die erste Unterlage und Hauptstütze des Schiffsrumpfes

bilden die Kielklöße, starke querliegende Balkenstücke, die, je drei oder vier Fuß voneinander entfernt, in ihren oberen Konturen der beabsichtigten Form des Kiels entsprechen.

Auf diesen Kiel- und Stapelklößen wird das zu erbauenden Kriegsschiffes unterster Theil ausgestreckt; man nennt denselben noch immer Kiel, obgleich von einem eigentlichen äußeren Kiel, wie ihn die alten Holzschiffe aufweisen, bei diesen eisernen Bauwerken nicht mehr die Rede sein kann. Dagegen besitzen sie im Inneren eine Vorrichtung, die dem Kiel entspricht, eine Konstruktion aus Stahlplatten und Winkeln, an welchen zu beiden Seiten die Spanten oder Rippen durch Niete befestigt werden. Die Spanten sind bis zur Deckhöhe dreifach zusammengesetzt und untereinander durch eiserne Längsbalken verbunden. Um die Last der Rippen zu stützen, werden starke Streben angebracht, die unten auf der Helling ruhen und oben mit denselben verklammert sind. Dem fortschreitenden Wachstum des Spantengerippes entsprechend, werden nach und nach die Tragbalken der verschiedenen Decks an Ort und Stelle gebracht; da die Last des aufgethürmten Eisenwerks hierdurch immer gewaltiger wird, so muß die Anbringung der Streben damit gleichen Schritt halten.

Inzwischen sind auch die Vorder- und Achtersteven emporgewachsen, und nun beginnt die innere und äußere Verkleidung des Gerippes durch Stahlplatten, die so sorgfältig vernietet werden, daß kein Tropfen Wasser durch die Nähte dringen kann. Die Decksplanken werden gelegt, Schotten oder Zwischenwände errichtet, wasserdichte Abtheilungen hergestellt, Deckstützen angebracht; am Achtersteven, der beim Stapellauf zuerst in's Wasser fährt, wird das Ruder eingehängt; die Ankerklüsen am Bug und die Beetings oder Boller, um welche die Kettenkabel festgelegt werden, wenn das Schiff zu Wasser gelangt und verankert

ist, kommen an ihren Ort, ebenso die Schraubenwellen und einige andere Theile der Maschine. Wenn auf diese Weise 60 bis 75 Prozent des Schiffskörpers fertiggestellt sind, dann kann der Stapellauf vor sich gehen. Denn vollendet wird das Werk erst, nachdem das Fahrzeug schwimmt;



Das Eintreiben der Keile.

dann erst erhält es seine Panzerung, seine Kessel und Maschinen, seine Thürme, Masten und Armirung (Geschütze), sowie Alles, was die hohle Eisenschale zu einem Wohnort für Menschen herzurichten vermag.

Die Vorbereitungen zum Stapellauf werden schon frühzeitig, wenn der Schiffsbau sich noch in seinen ersten Stadien

befindet, in Angriff genommen. Sobald der unterste Schiffsboden Gestalt und Festigkeit gewonnen hat, geht es an die Herstellung der Gleitbahn. Diese, aus starken Balken gezimmert, besteht aus zwei Hälften, je eine auf Backbord und Steuerbord des Schiffes, in gleicher Entfernung vom Kiel und zwischen sich einen Raum von ungefähr einem Drittel der Schiffsbreite. Die Oberfläche dieser Gleitbahn, leicht nach innen, gegen den Kiel geneigt, erhält ein mehr oder minder starkes Gefälle nach dem Wasser zu; die Linie dieses Gefälles ist im Allgemeinen ein wenig gewölbt gehalten, wodurch das Abgleiten besonders schwerer Schiffe erleichtert wird; nur selten ist die Gleitlinie der Bahn eine gerade.

Der Neigungsgrad des Gefälles hängt von der Lage der Kiellöcher, der Breite und Tiefe des Wassers und von dem Gewicht des Schiffes ab; bei kleinen Fahrzeugen beträgt er 1 Fuß auf eine Strecke von 12 Fuß, bei sehr großen Fahrzeugen 1 Fuß auf 20 Fuß; ein Gefälle von 1 Fuß auf 16 Fuß ist das am meisten gebräuchliche.

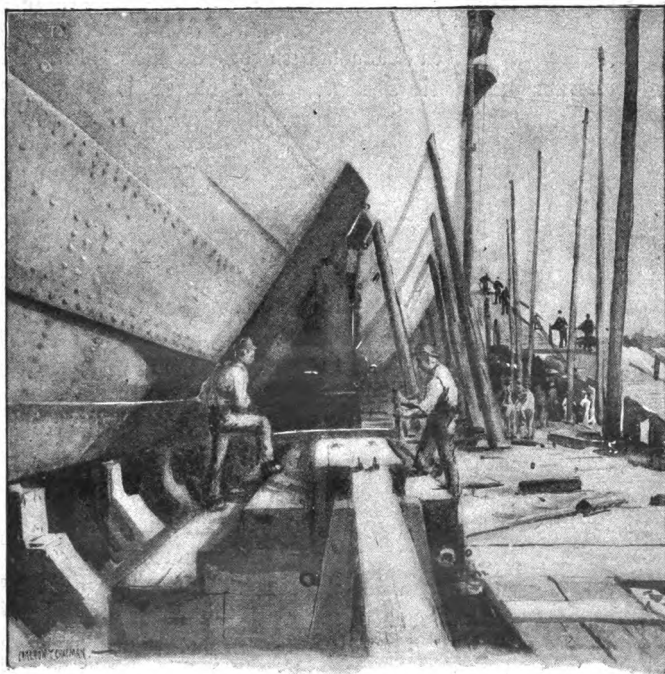
Mit größter Sorgfalt wird zu vermeiden gesucht, daß das ablaufende Schiff den Grund des Wassers berührt; geschieht dies, dann bleibt das Fahrzeug entweder stecken, und der Stapellauf ist ein sehr kostspieliger Mißerfolg, oder aber es pflügt durch Sand und Schlamm und beschädigt sich die Plattenlagen seines Bodens.

Die beiden Hälften der Gleitbahn werden durch starke Stützen und Streben in ihrer Lage gehalten, damit die Last des Schiffes sie nicht auseinander drängt; die meisten der Unfälle, die sich bisher beim Stapellauf von Schiffen ereigneten, sind auf solch' ein Auseinanderdrängen der Gleitbahn zurückzuführen, da die Gestalt des Schiffsbodens naturgemäß einen gewaltigen, keilartig wirkenden Druck hervorbringen muß.

Zwischen der Gleitbahn und dem Schiffskörper aber ist,



während der obere Bau seinen Fortgang nahm, der Schlitten errichtet worden, ein niederes, dichtgefugtes Balkengerüst, welches sich dem Boden überall genau anschmiegt und somit das Schiff vollständig zu tragen geeignet ist. Seine Länge beträgt drei Viertel der Länge des Fahrzeuges.



Das Durchsägen der Stopper.

Noch immer aber ruht die Last des Schiffes auf den Kielflözen und den allenthalben seitlich angebrachten Stützen. Diesem Umstande und auch der Konstruktion der Gleitbahn entsprechend, besteht der Schlitten ebenfalls aus zwei Längshälften, die einander völlig gleich sind. Damit sie auch in

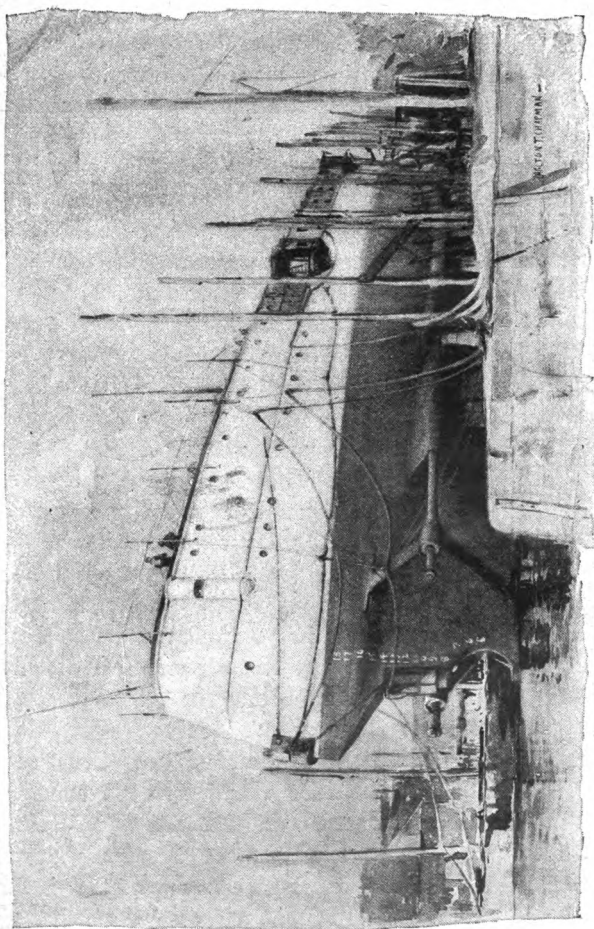
ihrer Lage bleiben, wenn das Schiff auf sie zu drücken beginnt, sind sie vermittelst zahlreicher, unter dem Kiel durchgehender Tauen und Ketten unverrückbar aneinander gefesselt.

Das Verfahren, die Last des Schiffes von den Kiellöken und Stützen auf den Schlitten zu übertragen, ist ein sehr einfaches.

Jede der beiden Längshälften des Schlittens besteht wiederum aus zwei Theilen, einem oberen und einem unteren. Der untere Theil ruht mit seiner glatten Bodenfläche fest auf der Gleitbahn; wird nun der obere Theil emporgetrieben, dann muß er nothwendig das Schiff aufheben, und Kiellöke und Stützen können beseitigt werden, da sie ja nun nichts mehr zu tragen haben. Das Emporreiben des oberen Schlittentheils geschieht durch das Eintreiben von Keilen zwischen ihn und den unteren Theil. Die Zahl der hierbei verwendeten Keile ist eine sehr große; der Obertheil des Schlittens wird langsam höher und höher, und das Schiff beginnt sich zu heben. Die Keile bestehen aus bestem Eichenholz, sind 8 bis 12 Zoll breit und ganz allmählig zugespitzt. Von Keil zu Keil ist ein Zwischenraum von etwa 1 Fuß. Auf der ganzen Länge des Schlittens, zu beiden Seiten des Schiffes, werden diese Hunderte von Keilen eingetrieben, alle zugleich, in möglichst gleichmäßigem Tempo. Die Werkzeuge hierzu sind schwere hölzerne Rammbalken, ein jeder gehandhabt von vier bis sechs Mann. Jede solche Arbeitergruppe hat ein Duzend Keile einzutreiben.

Es kommt Alles darauf an, zu vermeiden, daß das Schiff ungleichmäßig gehoben wird, sein Gewicht muß vielmehr ebenmäßig über den ganzen Schlitten vertheilt bleiben. Erhält eine Stelle zu viel Belastung, dann kann die Gleitbahn sich leicht hohl drücken, wodurch der Ablauf erschwert, wenn nicht gar unmöglich gemacht würde.

Aus diesem Grunde geschieht das Reiltreiben unter sorgfältigster Aufsicht und nach bestimmten Signalen, die



Anordnung der Taue zum Anhalten eines Kreuzers.

Klöze und Streben werden symmetrisch beseitigt, und die Schiffslast überträgt sich fast unmerklich von ihrer früheren

Bettung auf den Schlitten. Ehe jedoch die Keile eingetrieben wurden, hatte man, nach Stützung der Obertheile, die unteren Theile des Schlittens entfernt, um ihre Bodenflächen sowohl, wie auch die Oberflächen der unterhalb des Schiffes befindlichen Gleitbahn schlüpfrig zu machen. Dies wird bewerkstelligt, indem man beiden Gleitbahnen zunächst einen mehrfachen Ueberzug von Talg und Fett verleiht, sodann weiche Seife aufträgt und schließlich das Ganze mit Fischöl übergießt. Dann kommt der Unterschlitten wieder an seinen Platz, wird aber durch das Zwischenlegen kleiner Holzstücke so lange an der Berührung der Fetttage der Gleitbahn verhindert, bis die Arbeit bis zum Keiltreiben gediehen ist, also bis unmittelbar vor dem Stapellauf. Jetzt wird auch der übrige Theil der Gleitbahn schlüpfrig gemacht, der Fettüberzug dann aber, bis zum Moment des Ablaufens, sorgsam bedeckt gehalten.

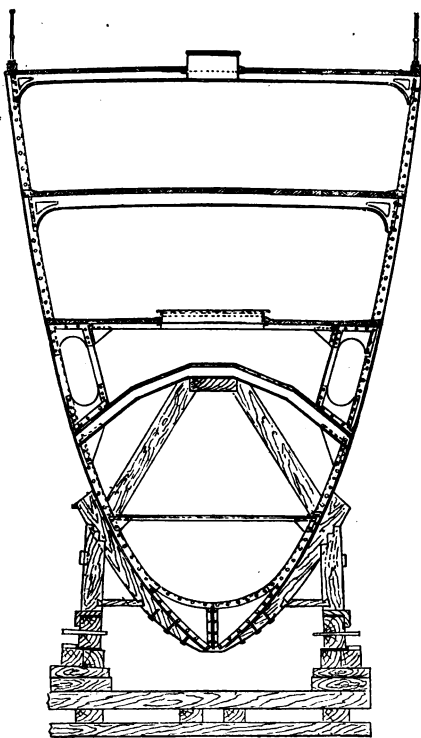
Das Schiff ist endlich zum Stapellauf bereit. Es ruht nur noch auf dem Schlitten, der sogleich mit aller Schnelligkeit die Helling hinab und in's Wasser gleiten würde, wenn man ihm dies gestattete. Der Zeitpunkt des Ablaufs muß jedoch genau kontrolirbar sein. Um dies zu ermöglichen, hat man verschiedene Methoden angewendet, die folgenden aber sind die gebräuchlichsten.

In kurzer Entfernung von dem vorderen, oberen Ende des Schlittens — das Schiff läuft, wie bereits erwähnt, mit seinem Hintertheil voran in's Wasser — sind zwei Eichenblöcke in die Gleitbahn, jeder auf einer Seite, verbolzt. Diese Blöcke sind durch zwei schwere Eisenplanken fest mit dem Schlitten verbunden. Nachdem die Keile eingetrieben sind, halten diese Planken, Stopper genannt, den Schlitten sammt dem Schiffe allein noch auf der Gleitbahn zurück. Die Zugkraft, die ein Kriegsschiff auf diese Stopper ausübt, mag der einer Lokomotive gleichkommen, die eine Wagenreihe von mittlerer Länge mit

der Schnelligkeit von zehn Meilen die Stunde hinter sich her reißt. Auf ein gegebenes Zeichen werden die Stopper durchsägt und der Schlitten setzt sich in Gang; häufig reißen die Planken durch, ehe sie ganz zersägt sind.

Die andere Methode besteht darin, daß man zwei kurze Streben, welche die

Bezeichnung „Hunde“ führen, auf beiden Seiten gegen den unteren, also hinteren Theil des Schlittens stützt und über jedem ein schweres Gewicht aufhängt. Beim Signal zum Ablauf werden die Leinen durchschnitten, die Gewichte fallen herunter, schlagen die „Hunde“ nieder, und der Schlitten



beginnt zu gleiten. Das Fallen

Querschnitt durch das untere Hintertheil eines Kreuzers, die Anordnung der Stützen innerhalb des Raumes zeigend.

der Gewichte kann durch allerlei Vorrichtungen, z. B. auf elektrischem Wege, von der bei solchen Stapelläufen üblichen Festtribüne aus bewirkt werden; man läßt dann mit Vorliebe

die höchste der anwesenden Persönlichkeiten oder auch den zarten Finger einer Dame auf den betreffenden Knopf drücken.

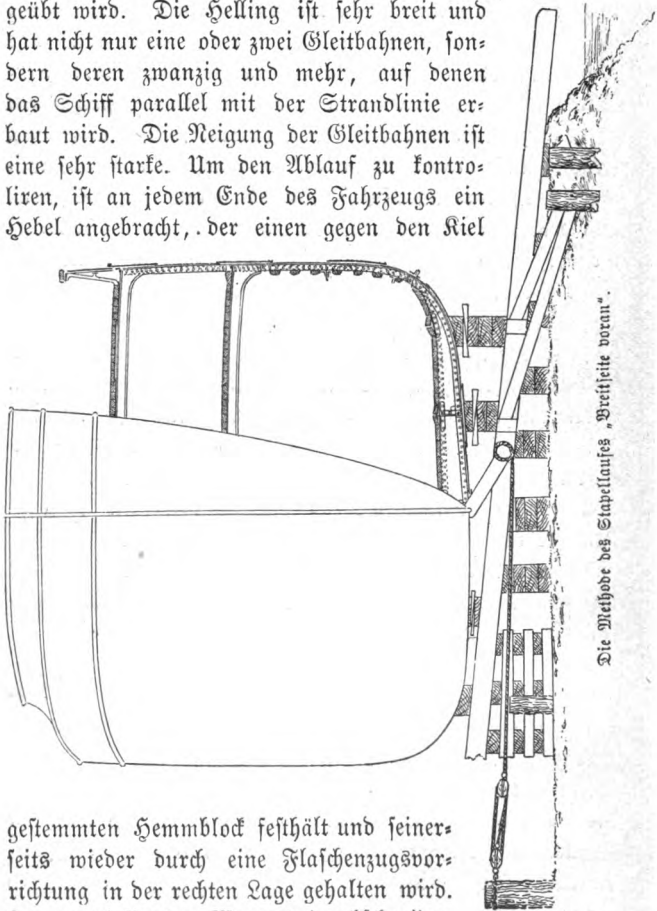
Die Fahrt des ablaufenden Schiffes ist zuerst nur eine mäßig geschwinde, sie nimmt jedoch zu, bis sie eine Schnelligkeit erreicht, die in der Stunde zwölf bis fünfzehn Meilen betragen würde. Es ist nicht leicht, ein viele Tausend Tons wiegendes und in solcher Fahrt befindliches Schiff zur gebotenen Zeit aufzuhalten, dennoch hat dies zu geschehen, und zwar vermittelt einer Anordnung starker Trossen und Kabel, die an eingegrabenen Ankern und dergleichen auf dem Bauplatz befestigt sind. Bei einer Wasserfläche von ausreichender Breite sind solche Vorrichtungen nicht nöthig, dann geht das abzulaufende Schiff in genügender Entfernung vom Lande zu Anker. Sobald das Fahrzeug das Wasser erreicht hat, löst der Schlitten sich selbstthätig von ihm ab und wird wieder an's Land gezogen.

Gegen die Erschütterungen, denen ein Schiff beim Stapellauf trotz aller Vorsichtsmaßregeln doch noch immer mehr oder weniger ausgesetzt ist, wird es auch im Innern durch Stützen nach Möglichkeit gefestigt; zu demselben Zweck werden sämmtliche Thüren geschlossen und alle Luken zugedeckt, was wesentlich dazu beiträgt, das Schiff „steif“ zu machen.

Außer dieser soeben geschilderten, Jahrhunderte alten Methode des Stapellaufs auf doppelter Gleitbahn sind noch zwei andere Arten zu erwähnen, die sich ebenfalls bewährt haben — der Ablauf auf dem Kiel und der Ablauf mit der Breitseite voran.

Die erstere Art ist fast allgemein in Frankreich im Gebrauch und wird mit bestem Erfolge nicht nur bei kleinen Torpedobooten, sondern auch bei den größten Kriegsschiffen angewendet. Unmittelbar auf den Kielhöfen liegt eine einfache Gleitbahn, auch der Schlitten ist nur eintheilig.

Der Stapellauf mit der Breitseite voran ist eine amerikanische Methode, die hauptsächlich auf den großen Seen geübt wird. Die Helling ist sehr breit und hat nicht nur eine oder zwei Gleitbahnen, sondern deren zwanzig und mehr, auf denen das Schiff parallel mit der Strandlinie erbaut wird. Die Neigung der Gleitbahnen ist eine sehr starke. Um den Ablauf zu kontrolliren, ist an jedem Ende des Fahrzeugs ein Hebel angebracht, der einen gegen den Kiel



Die Methode des Stapellaufes „Breitseite voran“.

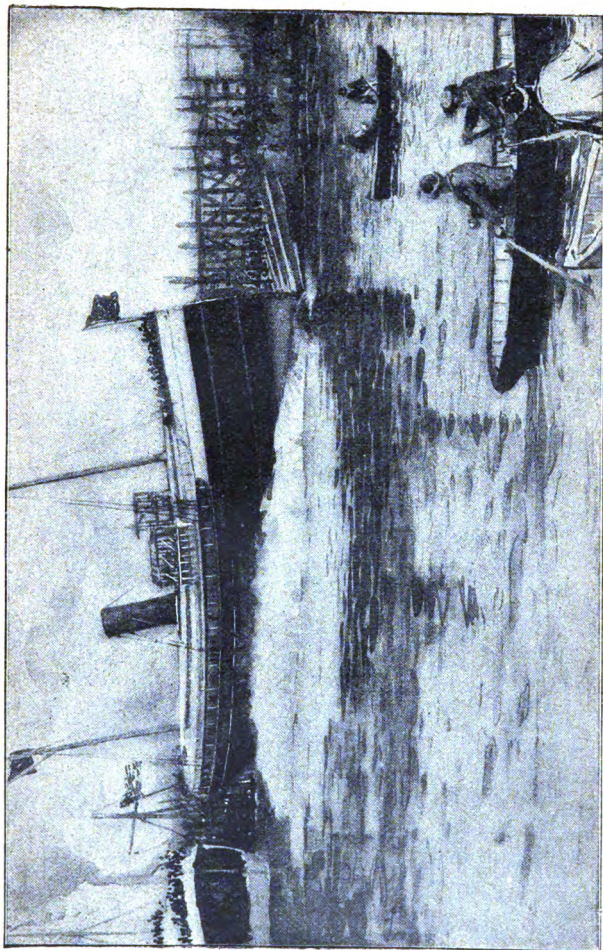
gestemmtten Hemmblock festhält und seinerseits wieder durch eine Flaschenzugsvorrichtung in der rechten Lage gehalten wird. Im entscheidenden Moment durchschneiden zwei gleichzeitig geführte Arthiebe die Leinen der Flaschenzüge, die Hebel schnellen zurück, die Hemmklöße weichen,

das Schiff gleitet die kurze Strecke bis zum Ende der Bahn und fällt hier quer und wagrecht auf den Wasserspiegel hinab, denn die Gleitbahnen verlaufen nicht unter dem Wasser, sondern endigen in einer Höhe von etwa fünf Fuß oberhalb desselben. So gefährlich dies Verfahren im ersten Moment auch erscheinen mag, so gewährt es dennoch eine solche Sicherheit, daß selbst die größten Fracht- und Passagierdampfer, mit Kesseln und vollständigen Maschinen an Bord, ohne Schädigung diesen Sprung aus dem trockenen Element in das nasse auszuführen vermögen. Allerdings haben diese Schiffe sehr breite und flache Böden; bei scharfgebauten Kriegsfahrzeugen dürfte diese Methode kaum angebracht sein.

Die englische Marine besitzt eine Anzahl von Kreuzern und Schlachtschiffen, die nie auf einer Helling gestanden haben und auch niemals vom Stapel gelaufen sind. Man hat diese Schiffe in Trockendocks erbaut; war der Bau hinreichend weit gediehen, dann pumpte man die Docks voll Wasser, öffnete die Thore, spannte einen Schleppdampfer vor das Fahrzeug und zog es heraus.

Wenn wir Eingang hervorheben durften, daß auf unseren deutschen Schiffswerften noch keine ernstlichen Unfälle bei Stapelläufen sich ereigneten, so kann ein gleiches von anderen Ländern nicht gesagt werden. Im Sommer 1888 wurde auf dem Clyde bei Glasgow der Schraubendampfer „Daphne“ vom Stapel gelassen und zwar in der gebräuchlichen Weise auf doppelter Gleitbahn. Das Hintertheil hatte glücklich das Wasser erreicht, als aber der Bug die Bahn verließ, da begann das Schiff sich auf die Seite zu neigen bis zum Winkel von 45 Grad. Hier zögerte es einen Augenblick, wie um den an Bord befindlichen Leuten Zeit zur Rettung zu geben, dann aber kenterte es, bis es kieloben im Wasser lag. Von den 200 Arbeitern an Bord fanden 120 den Tod in den Fluthen. Das



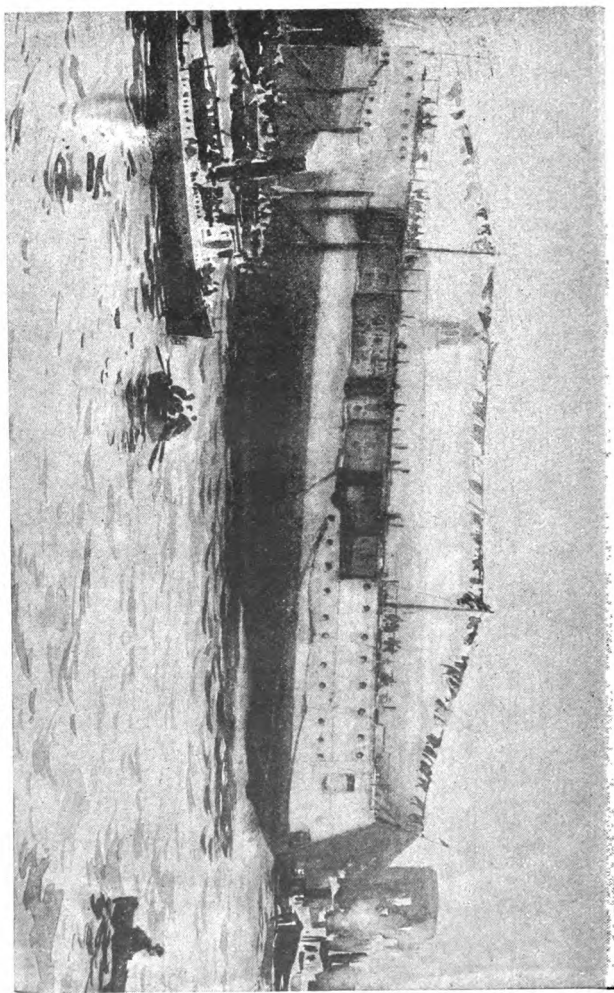


Stapelkauf des Passagierdampfers „Virginia“ in Cleveland, Breitseite voran.

Schiff war so fehlerhaft gebaut, daß es sich ohne Ballast nicht aufrecht erhalten konnte.

Zuweilen kommt auch ein ablaufendes Schiff mitten  
1896. X.

Der Stapellauf des nordamerikanischen Kriegsdampfers „Stately“.



auf der Bahn wieder zum Stillstand. Gewöhnlich trägt dann die schlechte Beschaffenheit des Schmiermaterials die Schuld hieran. Ein Stapellauf ist eine so kostspielige Sache, daß die Erbauer sich häufig zu unangebrachter Sparsamkeit hinreißen lassen und dadurch sich nicht allein selber in Mißkredit, sondern auch Menschenleben in Gefahr bringen.

Bei dem Stapellauf des italienischen Schlachtschiffes „Dandolo“ gerieth das Hintertheil so tief in den Morast, daß es stecken blieb und erst nach mehrtägiger Arbeit von der Stelle bewegt werden konnte.

Im Jahre 1876 wurde auf dem Delawarefluß das Dampfschiff „Saratoga“ vom Stapel gelassen. Durch ein Versehen setzte es sich in Bewegung, ehe noch sämtliche Kiellöcher entfernt werden konnten. Die unter dem Schiffsboden beschäftigten Arbeiter gewannen nicht mehr die Zeit, sich in Sicherheit zu bringen. Das zuschauende Publikum brach beim Anblick des flott dahingleitenden Fahrzeugs in die üblichen Jubelrufe aus, die sich jedoch in Schmerz- und Schreckenslaute verwandelten, als man, nachdem das Schiff in's Wasser gelangt war, die schrecklich verstümmelten Leichen und Verwundeten auf der Bahn liegen sah.

Zum Schluß sei nun noch erwähnt, daß dem eigentlichen Stapellauf die sogenannte Taufe des neuen Schiffes unmittelbar vorhergeht. Diese Feierlichkeit wird gewöhnlich in Gegenwart hochgestellter Persönlichkeiten vollzogen und beginnt mit einer Ansprache, worauf nach der Nennung des Namens, den das Fahrzeug fortan in der Marine führen soll, eine mit Wein gefüllte Flasche — häufig von der Hand einer Dame — am Bug des Schiffes zertrümmert wird.

Dann erfolgen die betreffenden Kommandos oder Signale, und nun setzt das Schiff sich in Bewegung, um zum ersten Male seinen Kiel in die Fluthen zu tauchen.



## Englisches Studentenleben.

Bilder vom britischen Inselreiche. Von **A. Berthold.**

(Nachdruck verboten.)

**S**eit dem Jahre 1882 haben die englischen Universitäten ein neues Statut. Es sind nach Einführung desselben nicht unwichtige Aenderungen im ganzen Universitätswesen, in dem Verhältniß der Schüler zu den Lehrern eingetreten, und so dürfte es sich verlohnen, einmal jetzt nach vierzehnjähriger Einführung des neuen Statuts zu sehen, wie sich das englische Studentenleben gestaltet.

Die Engländer sind ein so mächtiges und kräftiges Volk, unsere Beziehungen zu England auf dem Gebiete des Handels, der Industrie und Wissenschaft sind so lebhaft, daß man bei uns ein Interesse daran hat, auch in weiteren Kreisen etwas über das Geistesleben dieser Nation, über die Art und Weise, wie sich dieses auf den Universitäten äußert, zu erfahren.

England besitzt nur zwei berühmte Universitäten: Cambridge und Oxford. Die Londoner Universität hat weder das Alter der beiden ersterwähnten, noch genießt sie das Ansehen, welches diese in den vereinigten Königreichen haben. Oxford und Cambridge sind gleichmäßig eingerichtet, nur ist Oxford die vornehmere Universität, aber in Cambridge wird mehr Wissenschaft getrieben und mehr gelernt.

Es wird sich daher empfehlen, die Verhältnisse auf der Universität Cambridge zu schildern.

Im Voraus muß erwähnt werden, daß zwischen dem Leben des deutschen Studenten und dem des englischen nicht die geringste Aehnlichkeit besteht. Der englische Student geht weder in die Kneipe, noch weiß er etwas vom Komment. Er kennt keine Kommerse, keine Duelle, er hat auch keineswegs die akademische Freiheit, welche auf deutschen Universitäten herrscht. Er ist eigentlich nichts, als ein älterer Schüler, dem man allerdings eine gewisse Freiheit verstatet. Es mag gleich erwähnt werden, daß der englische Student nicht mit der Bildung auf die Universität kommt, die vom deutschen Studenten verlangt wird. Es hat dies zur Folge, daß die englischen Studenten keineswegs so gut befähigt sind, wie die deutschen, sich selbstständig ernstern, wissenschaftlichen Arbeiten zu widmen und sofort bei Beginn des Studiums schwierige Vorlesungen anzuhören. Der englische Student hat ungefähr die Bildung eines deutschen Sekundaners und da es ein Reisezeugniß für die Universität in England nicht gibt, so müssen die Studenten erst eine Aufnahmeprüfung durchmachen. Diese ist nach deutschen Begriffen nicht besonders schwierig. Nachdem die Aufnahmeprüfung bestanden ist, kommt der Student in eines der Colleges.

Die englischen Universitäten sind nämlich sogenannte Internate, d. h. die Studenten essen, schlafen und wohnen gemeinsam und unter beständiger Aufsicht in der Anstalt selbst. Das neue Statut gestattet allerdings den Studenten, auch außerhalb des College zu leben, aber nur Wenige machen davon Gebrauch. So sind in Cambridge von ungefähr 3500 Studenten noch nicht 150 außerhalb eines College und diese stehen unter der Aufsicht eines besonderen Beamten.

Cambridge besitzt 17 Colleges, von denen jedes einen

besonderen Namen führt, als St. Peters College, Kings College, Queens College, Trinity College u. s. w. Die Wahl des College bleibt dem Studenten überlassen. Er wird sich bei dieser höchst wahrscheinlich davon leiten lassen, ob er schon Freunde oder Verwandte dort vorfindet, nächst- dem durch die Rücksicht auf seinen Geldbeutel. Der Aufenthalt auf diesen Colleges ist nämlich verschieden theuer. Für das Studienjahr, das ungefähr sechs Monate dauert, hat der Student im College 3000 bis 4000 Mark zu bezahlen. Einzelne Colleges in Oxford sind noch bedeutend theurer, so daß das Studiren in England eine sehr kostspielige und bei Weitem theurere Sache ist, als bei uns. Der in das College Aufgenommene erhält ein kleines Zimmer mit Schlafcabinet, dann einen besonderen Platz im großen Eßsaal, in welchem sich täglich die Mitglieder des College zu den Mahlzeiten versammeln. Die Zahl der Mitglieder eines College ist je nach der Beliebtheit der betreffenden Anstalt sehr verschieden; so hat z. B. die Trinity-Hall in Cambridge gegen 700 Mitglieder, während andere Colleges kaum 200 Mitglieder aufweisen. Fast alle diese Institute besitzen große Bibliotheken, haben sehr schöne Lesesäle, Hörsäle, in denen Unterricht ertheilt wird, und natürlich auch große Plätze, auf denen dem Sport gehuldigt werden kann.

Das, was den englischen Studenten vor dem deutschen auszeichnet, ist die Abwesenheit des wüsten Trinkens, der Duelle und das Hervorragende des regen Sportslebens. Der englische Student ist, selbst wenn er Ehrgeiz und Streben besitzt, doch niemals ein Stubenhocker, er theilt den Tag so ein, daß fast gleichviel Stunden der Uebung des Körpers, wie der Uebung des Geistes gewidmet werden. Die Studenten von Cambridge üben sich auf dem Camflusse im Segeln und Rudern, auf den weiten Plätzen im Fußball oder im Cricket, im Lauf- und Ringsport, im Reiten,

Fahren, Radfahren, Turnen; sie angeln und jagen, kurzum, vernachlässigen nichts, was zur Kräftigung und Stählung eines jugendlichen Körpers nothwendig ist.

Mit dem Studiren nimmt es nur die Hälfte der Studenten wirklich ernst, die sogenannten Honoursmen. Diese wollen die Prüfungen mit ehrenvoller Auszeichnung bestehen und zu Amt und Stellung kommen, die andere Hälfte aber, die Pollmen,\*) verzichten im Voraus darauf, gründliche Studien zu machen, sind auf der Universität nur gewissermaßen zu ihrer Erziehung, oder weil es so für einen jungen Mann aus guter Familie Sitte ist. Sie wollen die drei Jahre des Studirens unter Altersgenossen in angenehmer Gesellschaft mit ein klein wenig wissenschaftlicher Beschäftigung, im Sport und Vergnügen verbringen. Es ist eben für die Söhne der besseren englischen Familien Mode, auf drei Jahre die Universität zu beziehen.

In Deutschland dienen die Söhne der adeligen Familien einige Zeit als Offiziere, ohne daß sie die Absicht haben, die Offizierslaufbahn einzuschlagen, in England gehen sie auf die Universität, ohne Doktoren oder Professoren werden zu wollen.

Länger als drei Jahre darf in der Regel Niemand sich auf der Universität aufhalten. Nur wer am Ende dieser drei Jahre seine Prüfungen mit Ehren besteht, darf ein viertes Jahr sich noch irgend einem Lieblingsfache widmen, also einem Spezialstudium.

Es muß jedoch erwähnt werden, daß Juristen, Theologen und Mediziner in England nicht nothwendigerweise ihre Kenntnisse auf der Universität zu sammeln brauchen. Der Jurist kann als Lehrling bei einem Notar eintreten;

---

\*) Die beiden Kunstausdrücke sind unüberseßbar. Wir geben sie daher in der englischen Form.

der Theologe kann bei einem Geistlichen praktisch seine Studien betreiben, und der Mediziner in einem Krankenhause sich als Volontär einschreiben lassen. Sie haben dann später nur noch ihre Prüfungen abzulegen.

Während die deutschen Universitäten nur fünf Fakultäten aufzuweisen haben, nämlich: die theologische, die medizinische, die juristische, die philologische und die naturwissenschaftliche, hat die englische Universität zwölf Fakultäten, nämlich: Gottesgelehrtheit, Rechtswesen, Medizin, Philosophie, orientalische Studien, moderne Sprachen, Geschichte und Archäologie, Physiologie und Volkswirtschaftslehre, Musik, Mathematik, Physik und Chemie, Biologie und Geologie.

Die Vorlesungen werden theils in dem Universitätsgebäude, theils in den Hörsälen der Colleges gehalten. Einzelne Vorlesungen müssen von allen Mitgliedern des College besucht werden, andere sind nach Belieben zu hören. Es findet eine sehr strenge Aufsicht darüber statt, daß jedes Mitglied eines College täglich ein bestimmtes Arbeitspensum leistet. Von allen Mitgliedern des College gehört werden müssen die Kollegien über Philosophie, Mathematik, Chemie und neuere Sprachen. Die Volkmen arbeiten täglich 2 bis 3 Stunden, die Honoursmen 6 bis 8 Stunden. Mehr als zehn verschiedene Vorlesungen nimmt nie ein Student an. Den schwächeren Schülern werden theuer bezahlte Privatstunden innerhalb des College ertheilt, und diese Privatstunden werden ebenso beaufsichtigt, wie der Besuch der Vorlesungen und die Vorbereitungen für die Prüfungen. Diese Ueberwachung hat aber nichts Demüthigendes für den jungen Mann, denn sie geschieht durch ältere Studenten und nicht etwa durch die Lehrer.

Jedes College hat nämlich eine Art republikanischer Verfassung. An der Spitze steht ein Master, ein älterer Mann, den man ungefähr mit dem Titel Studiendirektor



bezeichnen könnte. Er wird aus der Zahl der Fellows (Genossen) gewählt und ist das Oberhaupt des ganzen College. Auch die Fellows sind frühere Studenten, die nach Ablegung ihrer Prüfungen als Repetitoren und Studienaufseher am College zurückgeblieben sind. Manche dieser Herren sind schon recht bemooste Häupter. Sie bleiben zeit lebens in ihrer Stellung, und das neue Statut gestattet ihnen sogar, sich zu verheirathen. Sie müssen dann allerdings außerhalb des College wohnen und verlieren eine ganze Anzahl von Vortheilen, denn sowohl der Master als die Fellows haben freie Wohnung und Kost im College.

Jedes College besitzt liegende Gründe, Waldungen, Güter, Bergwerke, und aus dem Ertrag dieser Besitzungen, sowie aus dem Gelde, das die Schüler zahlen, wird die Anstalt unterhalten.

Die Fellows und der Master haben außer der freien Station noch ein bestimmtes Einkommen, das aus gewissen Prozenten der jährlichen Einnahmen des College besteht und insofgedessen sehr verschieden ist. Haben die Besitzungen des College ein günstiges Erträgniß abgeworfen, dann ist dieses Gehalt hoch; ist der Grundbesitz entwerthet, war die Ernte schlecht, so ist das Einkommen der Fellows oft ein recht geringes.

Nach den Fellows im Range kommen die Scholars, Studenten, welche wegen besonderen Fleißes und vorzüglicher Anlagen aus Stiftungen jährliche Stipendien von 40 bis 80 Pfund, also von 800 bis 1600 Mark beziehen und außerdem noch freie Wohnung im College haben. Die zahlenden Studenten heißen Pensionäre. Einzelne Colleges haben auch noch Freistellen für arme Studenten, welche den Titel Sizars \*) führen.

Ein Tag in einem solchen College spielt sich folgender-

---

\*) Aufwärter, Famulus.

maßen ab. Zu früher Morgenstunde ruft die Glocke zum Aufstehen. Die Mitglieder des College, von denen die jüngsten gewöhnlich nicht unter 16 Jahren sind, kleiden sich in ihrem Zimmer an und begeben sich dann nach der Kapelle, welche sich ebenfalls in ihrem College befindet, um der Morgenandacht beizuwohnen. Von dort geht es in den Speisesaal, um das Frühstück einzunehmen. Dann beginnen sofort entweder Repetitionen oder Vorlesungen, welche bis gegen Mittag wenigstens für die Honoursmen dauern. Wenn es bei uns um die Mittagszeit ist, genießt der Engländer den Lunch, d. h. sein Gabelfrühstück. Nach diesem ist im College eine Pause, worauf wieder die Studien aufgenommen werden. Um 2 Uhr Nachmittags sind gewöhnlich sämtliche Vorlesungen und Studien beendet; dann folgt Sport und körperliche Uebung bis zur Hauptmahlzeit, welche nach englischer Sitte um 5 oder 6 Uhr eingenommen wird.

Später besuchen die Studenten ihre Klubs im Collegess, veranstalten Theateraufführungen, finden sich in Disputationsvereinen oder zu wissenschaftlichen Uebungen zusammen, besuchen Privatstunden oder beschäftigen sich im Lesesaale.

Nur etwa ein halbes Jahr dauert der Aufenthalt im College und der Unterricht. Die gleiche Zeit sind Ferien, und diese verbringen die Studenten außerhalb der Collegess entweder auf Reisen oder im Elternhause. Besonders fleißige Studenten finden sich indessen auch während der Ferien im College ein, um gemeinsam zu wiederholen und Studien zu treiben. In letzter Zeit ist es üblich geworden, daß gewisse Gruppen von Studirenden aus derselben Altersklasse gemeinsame Ferienaussflüge machen, und das Ziel derselben ist sehr häufig das billige Deutschland. Im Harz, in Thüringen, am Rhein, in Städten, die viel von Engländern besucht werden, wie Wiesbaden, Dresden,

Stuttgart, setzen sich diese Gruppen von Studirenden auf Wochen und Monate fest, arbeiten hier tagsüber einige Stunden zusammen, und machen dann gemeinsam oder einzeln Ausflüge und widmen sich eifrig dem Sport.

Sind die drei Jahre des Studiums um, und hat der Pollman die Abgangsprüfung, die sehr leicht ist, bestanden, so wird er B. A., d. h. Bachelor of Arts, zu deutsch: Baccalaureus der freien Künste. Dieser Titel wird fast nie geführt, er ist auch wenig werth gegenüber dem Titel, den die Honourämen empfangen, welche nach Ablegung ihrer sehr schwierigen Abgangsprüfung zwar auch Bachelor of Arts heißen, aber mit dem Zusatz „mit Ehren“. Nach drei weiteren Jahren kann der B. A., auch ohne daß er Studien gemacht hat, gegen Zahlung einer allerdings sehr hohen Gebühr die Verleihung des Titels Master of Arts von der Universität verlangen, welcher ungefähr unserem Dokortitel entspricht.

Hat der Student die Universität verlassen, so braucht er sein Verhältniß zum College nicht aufzugeben; er hat nur jährlich einen bestimmten Beitrag zu zahlen, um lebenslänglich — selbst wenn er im Auslande bleibt — als Mitglied des College geführt zu werden. Er hat dann in allen Angelegenheiten der Verwaltung des College eine berathende Stimme, und so kommt es vor, daß einzelne berühmte Collegen viele Tausende von auswärtigen Mitgliedern in ihren Listen führen, die früher ihre Studien im College gemacht haben und jetzt noch infolge ihrer Beitragszahlung zum College gehören.

Für die Mitglieder des College ist eine besondere Tracht vorgeschrieben. Dieselbe besteht aus einer Kappe und aus einem talarartigen Rock. Bei den Vorlesungen, bei allen amtlichen Anlässen, in der Kirche, am Sonntag und nach Eintritt der Dunkelheit hat der Student, aber auch jedes Mitglied des College, selbst der Master, wenigstens das

Gown, den talarartigen Rock, zu tragen. Dieser ist verschiedenfarbig und mit Besätzen geziert; die Kappe hat fast das Ansehen einer deutschen Ulanenschlapfa. Scharlachroth ist die Ehrenfarbe, nur die Doktoren tragen scharlachrothe Talare. Bei jüngeren Studenten ist der Talar kurz und rockartig, bei den graduirten wird er immer länger. Die Bachelors tragen bei feierlichen Gelegenheiten noch einen Ueberwurf aus schwarzer Seide, welcher mit Kaninchenfell gefüttert ist und den Namen Hood, d. h. eigentlich Kapuze, führt.

Nachdem wir nun das College kennen gelernt haben, müssen wir uns die eigentliche Universität ansehen. In den Universitätsgebäuden befinden sich Hörsäle, Laboratorien, physikalische und andere Kabinete, Sammlungen und Instrumente, naturgeschichtliche Museen und Bibliotheken. Die Universitäten sind vollständig frei, haben eine eigene Verwaltung, und stehen weder unter einem Unterrichtsminister noch überhaupt unter einer Behörde. (England besitzt überhaupt keinen Unterrichtsminister.) Die Universitäten verwalten ihr Vermögen, welches aus Stiftungen und aus großem Grundbesitz besteht, vollständig selbst. Sie haben in der Stadt, in der sie sich befinden, gewöhnlich eine Anzahl alter Privilegien, so z. B. die eigene Polizei, ein eigenes Gericht, welches Vergehen der Studenten bestraft. Wohnen Studenten nicht im College, sondern in Privathäusern in der Stadt, so steht der Universität ein Aufsichtsrecht über diese Häuser zu. Ferner kann die Universität gewisse Geschäfte in der Stadt boykottiren, indem sie bei Strafe diesen Geschäften verbietet, an Studenten überhaupt etwas zu verkaufen. Ein solcher Boykott wird indessen nur verhängt, wenn die Geschäfte Waaren führen oder einen Geschäftsbetrieb haben, welcher der Verschwendungssucht der Studenten Vorschub leistet.

Jede Universität schickt zwei Vertreter in's Parlament

und ernennt alle ihre Professoren, Lehrer, Verwaltungsbeamten u. s. w. nach eigenem Ermessen. Sie stellt Lehrpläne und Prüfungsordnungen ganz selbstständig auf, und ihr Senat wird gebildet durch freie Wahl. Die Master und Fellows der 17 Colleges wählen den Senat, der wieder die höchste Verwaltungsstelle der Universität aus seinen Mitgliedern wählt. Diese höchsten Stellen der Universität, welche sehr gut bezahlt werden, sind der Kanzler, der Obersteward, der Vizekanzler und der Vizesteward. Sehr oft ist nur der Vizekanzler auf der Universität anwesend und führt hier das Oberkommando. Zum Kanzler wird oft ein früheres Mitglied der Universität, ein Mann in Amt und Würden, gewählt. Der Vizekanzler ist Master eines College und führt sein Amt meist zwei Jahre. Die Beamten der Universität sind ein Kommissar und ein Archivar, ein Redner, welcher bei feierlichen Gelegenheiten eine lateinische Rede im Namen der Universität hält, der Bibliothekar, der Rechtsbeistand und zwei Ehrenpedelle, welche darauf zu achten haben, daß die Geschäfte der Universität richtig geführt werden. An Professoren sind 30 bis 40 (in Cambridge 41) vorhanden, außer diesen noch eine größere Anzahl von Repetitoren und Lehrern, welchen den Namen Lecturers\*) führen. Diese Lecturers unterrichten nur an den Colleges, während die wirklichen Professoren an der Universität und in den Hörsälen der Colleges ihre Vorlesungen halten. Besonders tüchtige Lecturers werden von verschiedenen Colleges gemeinsam angestellt, und die Mitglieder der betreffenden Colleges kommen dann zu den Vorlesungen in einem besonderen großen Hörsaal zusammen.

Es war nur möglich, hier in großen Zügen die Einrichtungen der englischen Universitäten zu schildern. Schon die Organisation der Colleges ist durch alte Ueberlieferung

---

\*) Deutsch etwa Vortragmeister.

und Jahrhunderte lange Gewohnheit eine so komplizirte und eigenartige, daß man darüber ein besonderes Buch schreiben könnte. Aber auch die vorstehenden Zeilen werden wohl genügen, um den Lesern klar zu machen, daß das Leben des englischen Studenten ganz und gar verschieden von dem des deutschen ist, und daß eigentlich zwischen der deutschen und der englischen Universität nur eine sehr geringe Aehnlichkeit besteht.

Welches System besser ist, ob das englische oder das deutsche, wird sich schwer entscheiden lassen. Auf den deutschen Universitäten wird mehr für die Wissenschaft gethan, und besonders können sich die deutschen Universitäten rühmen, viel mehr Leuchten der Wissenschaft zu erziehen, als die englischen. Dagegen wird auf den deutschen Universitäten andererseits zu viel getrunken, gebummelt und gerauft, und Sport wenig oder gar nicht betrieben; das ist entschieden ein großer Nachtheil. Wenn es möglich wäre, die Vorzüge der englischen Universitäten auf die deutschen Universitäten zu übertragen, wenn man hier dieselbe Pflege der Entwicklung und Kräftigung des Körpers zu Theil werden ließe, wie dort, dagegen den alten Topf des Bierkommerts und des Kneipens abschnitte, so würde die deutsche Universität vollkommen sein.

Auf Anregung des deutschen Kaisers sind für die Einführung des Sports an den deutschen Universitäten, für die Körperübung der Studenten einleitende Schritte gethan worden, es wird aber wohl noch Jahrzehnte dauern, bis in Deutschland auch nur annähernd Verhältnisse herrschen, wie in England. Zur Ausübung des Sports gehört Lust und Liebe, und solche fehlt heutzutage noch vielfach den deutschen Studenten; in dieser Beziehung also können wir viel von den Engländern lernen.





# Eine Wanderung zu den sieben Wundern der Welt.

Archäologische Skizze von Rudolph Felgr.

Mit 15 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

**A**ls die „sieben Wunder der Welt“ bezeichneten die Alten sieben durch Größe oder Pracht besonders hervorragende Bau- und Kunstwerke. Nach der verbreitetsten Ueberlieferung waren dies: der Kolos von Rhodos, das Mausoleum zu Halikarnaß, der Artemistempel zu Ephesos, die Bildsäule des olympischen Zeus von Pheidias, der Pharos zu Alexandria, die egyptischen Pyramiden und die sogenannten hängenden Gärten der Semiramis zu Babylon.

Die Beschreibungen jener Wunderwerke sind durch die antiken Schriftsteller auf uns gekommen, aber jene Bauten und Kunstwerke selbst sind entweder längst gänzlich vom Erdboden verschwunden oder zu traurigen Ruinen zerfallen, nur die Pyramiden allein haben siegreich alle Jahrhunderte überdauert. Um so lohnender aber ist es, im Geiste eine Wanderung zu den sieben Weltwundern zu unternehmen, um an Ort und Stelle den Versuch ihrer Rekonstruktion zu wagen, wie wir das nachstehend zu thun gedenken.

Wir beginnen mit dem Kolos von Rhodos, der neben dem später zu schildernden Pharos von Alexandria

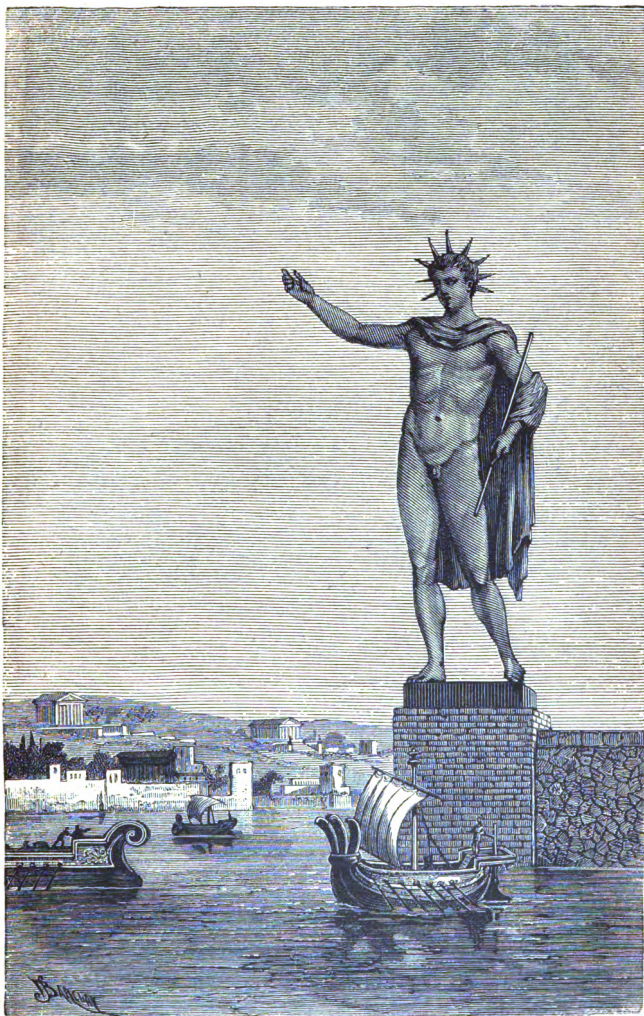
der berühmteste unter allen Leuchtthürmen des Alterthums war. Rhodos, die Hauptstadt der gleichnamigen östlichsten Insel des Aegeischen Meeres, liegt an der nordöstlichsten Spitze dieses Eilandes. Der im Jahre 408 v. Chr. gegründete Ort erhob sich in der Zeit nach Alexander dem Großen zu einer hervorragenden Seemacht; auch Künste und Wissenschaften blühten in der Stadt, wo der Athener Aeschines eine berühmte Rednerschule gründete.

44 n. Chr. fiel Rhodos an die Römer und 651 an die Araber. Im Jahre 1310 machten die aus Palästina vertriebenen Johanniter die von ihnen eroberte Insel zu ihrem Wohnsitz, wovon sie auch Rhodiserritter genannt wurden. Rhodos erlebte nun eine zweite Blüthezeit, bis es 1522 durch Verrath in die Hände der Türken fiel. Unter ihrer Herrschaft sind Insel und Stadt seitdem stark verkommen.

Der Anblick der amphitheatralisch gebauten Stadt mit ihren mittelalterlichen Mauern und Festungswerken, ihren Kuppeln, Minarets und schlanken Palmen ist vom Meere aus höchst malerisch, im Innern dagegen begegnet man auf Schritt und Tritt den Spuren des täglich zunehmenden Verfalles. Zwei mächtige Thürme, die den Namen des heiligen Johannes und des heiligen Michael tragen, flankiren den Eingang zum großen Hafen, hinter dem noch ein zweiter, kleinerer liegt; beide sind jedoch arg versandet.

Am Eingange des inneren Hafens — genau läßt sich die Stelle nicht bezeichnen — erhob sich nun einst der Kolos von Rhodos, eine riesige, den Sonnengott darstellende Figur aus Erz, die als Leuchtfeuer diente, indem man an der rechten, emporgestreckten Hand derselben ein Kohlenbecken befestigte. Der Kolos wurde im Jahre 280 v. Chr. durch Chares von Lindos gegossen, war 70 Ellen (32 Meter) hoch und kostete 300 Talente (etwa 1,413,000 Mark). Eine erst im 16. Jahrhundert aufgekommene Fabel ist es, daß dieser sogenannte Kolos

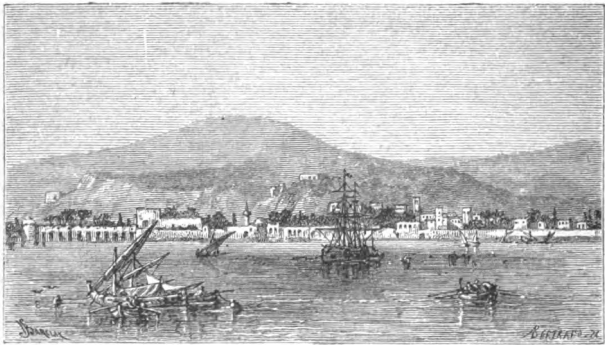




Der Kolosß von Rhodos.

mit gespreizten Beinen über dem Hafeneingange gestanden habe, und daß die größten Schiffe mit vollen Segeln unter ihm hätten durchfahren können. Die Figur stand vielmehr neben der Einfahrt; man konnte kaum mit beiden Armen den Daumen der Kolossalstatue umspannen, und jeder ihrer Finger war größer als die meisten gewöhnlichen Statuen.

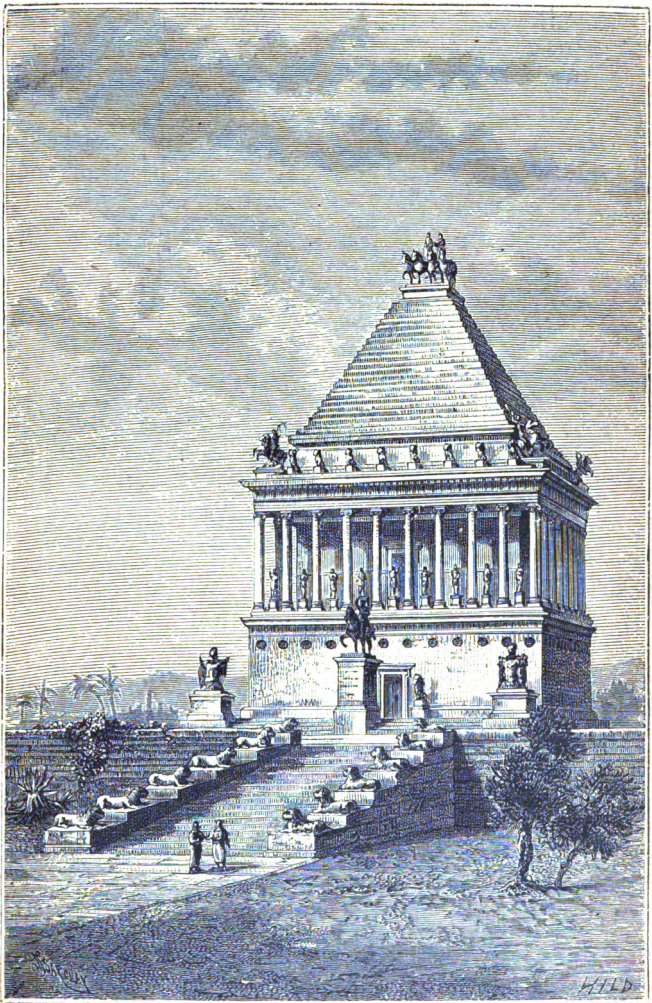
Schon im Jahre 223 v. Chr. aber warf eines der Erdbeben, von denen die Insel so häufig heimgesucht wurde,



Dudrum, das alte Halikarnassos.

das Wunderwerk nieder. Die Trümmer blieben nach vorübergehender Herstellung in der römischen Kaiserzeit liegen, bis 672 der Khalif Muawiya das Erz an einen Händler verkaufte, der 900 Kameelladungen davon fortführte. Rhodos hatte in seiner Blüthezeit übrigens noch zahlreiche andere Kolossalstatuen, von denen aber gleichfalls nichts erhalten geblieben ist.

Von der Insel Rhodos fahren die Lloyddampfer zwischen der zerklüfteten, buchtenreichen Küste von Kleinasien und den ihr vorgelagerten Eilanden der südlichen Sporaden hindurch. An den Inseln Symi, Tilo (Telos) und Nisiro vorüber gelangt man nach Kos, wo der berühmte Arzt

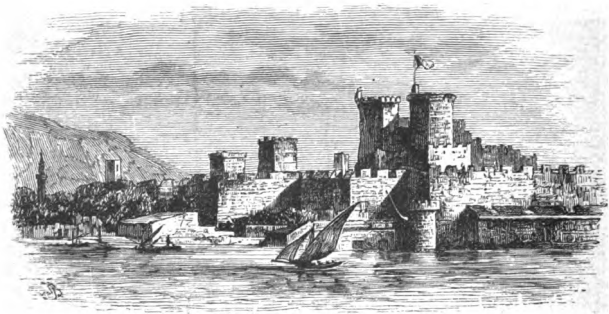


Das Mausoleion oder Grabmal des Mausolos zu Halikarnas.

Hippokrates geboren ist, und Apelles, der größte Maler des Alterthums, gelebt hat.

Ihr gegenüber liegt rechts auf der kleinasiatischen Küste in einer anmuthigen Bucht die Stadt Budrum an der Stelle des alten Halikarnassos, auf deren Boden in den Jahren 1856 bis 1859 durch den Engländer Newton die Reste des berühmten Mausoleions oder Grabmals des Mausolos aufgefunden wurden.

Halikarnas, die Vaterstadt des Herodot, war im Alter-

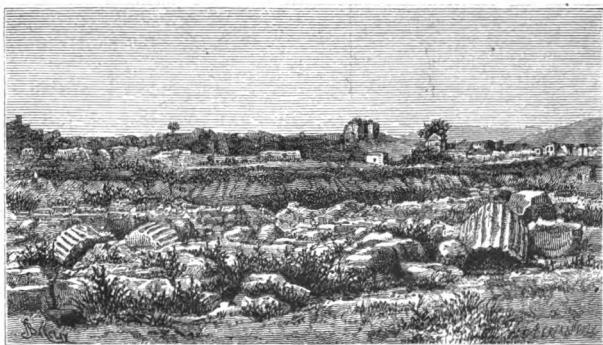


Das St. Peterskloß in Budrum.

thum die bedeutendste Stadt in Karien und gehörte zur Dorischen Herapolis, aus der sie wegen eines Zwistes ausgestoßen wurde. Unter den Selbstherrschern, die dort geboten, ist Mausolos (377 bis 353) durch die zärtliche Liebe seiner Gattin Artemisia berühmt geworden, die nach seinem Ableben ein überaus prächtiges Grabmal, das Mausoleion, zu seinem Andenken errichten ließ, dessen Vollendung (351) die trauernde Wittwe jedoch nicht mehr erlebte. „Es war so wunderbar durch seine Größe und Pracht,“ berichtet Pausanias, „daß die Römer deswegen allen besonders großartigen Grabstätten den Namen Mausoleum gaben.“

Das Mausoleion zu Halikarnas bestand aus einem

hohen, viereckigen Unterbau, der einen Umfang von 129 Meter hatte und ein tempelartiges Grabmal (Heroon) trug, das 36 Säulen rings umgaben. Darüber aber erhob sich ein ebenso hoher Aufsatz, der sich in 24 Stufen zu einer Pyramide zuspitzte, auf deren Plattform eine Quadriga aus Marmor mit den Kolossalstatuen des Mausolos und seiner Gemahlin stand. Das Ganze war 44 Meter hoch. Die Architekten waren Satyros und Pythis, die Bildhauer Skopas, Bryaxis, Timotheos, Leochares und



Die Ruinen des Artemistempels in Ephesos

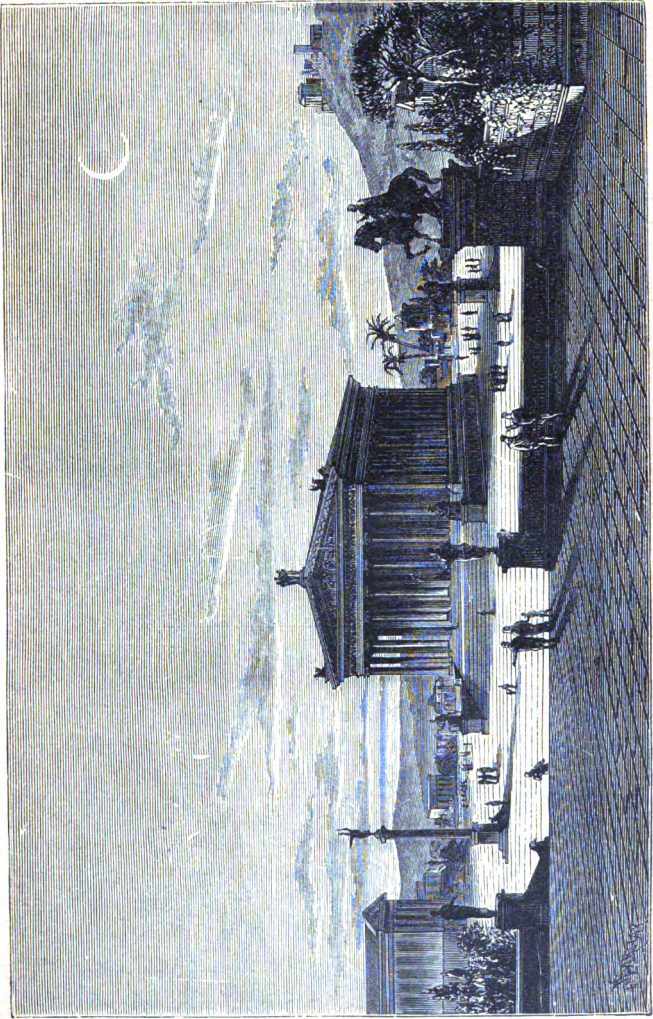
Pythis. Letzterer hatte das Denkmal auf der Spitze ausgeführt und seine vier Kunstgenossen je eine Seite des Monuments zur Ausschmückung übernommen. Ihrem Zusammenwirken hatte das Grabmal den Ruhm zu danken, daß es unter die sieben Weltwunder aufgenommen wurde.

Nach einem Berichte des byzantinischen Bischofs Eustathios aus dem 12. Jahrhundert muß damals das Mausoleum noch wohl erhalten gewesen sein, erst in dem folgenden Jahrhundert ging der Oberbau durch Erdbeben fast ganz zu Grunde. 1522 und in den folgenden Jahren benutzten die Johanniter es als Kalk- und Steinbruch; sie

verwertheten das noch vorhandene Material an Steinen, Säulen u. s. w., um damit das St. Petersschloß in Budrum zu verstärken, das noch heute am Strande des etwa 2000 Einwohner (zur Hälfte Türken, zur Hälfte Griechen) zählenden Städtchens mit seinen Thürmen und massigen Mauern stolz emporragt.

Erst in den Jahren 1856 bis 1859 veranstaltete der Engländer Newton im Auftrage seiner Regierung dort umfassende Nachgrabungen und ließ die noch vorhandenen karglichen Reste freilegen. Man fand ziemlich viele Skulpturen: Löwen, Stücke von Reiterstatuen u. s. w. Aus 75 verschiedenen Stücken konnte mit vieler Mühe eine 2,60 Meter hohe männliche Figur zusammengesetzt werden, in der Archäologen Mausolos selbst zu erkennen glauben, während man die Statue einer Frau, der aber leider das Antlitz fehlt, für jene der Artemisia hält. Bemerkenswerth sind auch Stücke von einem Fries, der eine Amazonenschlacht darstellt. Die Ausbeute jener Nachgrabungen füllt einen großen Saal im Britischen Museum zu London.

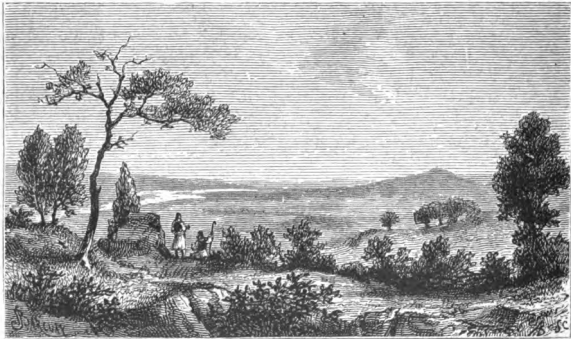
Von Budrum können wir auch auf dem Landwege nach dem dritten Weltwunder, dem Artemistempel zu Ephesos, gelangen. Bequemer ist es aber, von dort erst mit einem Lloydampfer bis Smyrna weiter zu fahren und dann die von den Engländern gebaute Eisenbahn (Ottoman Smyrna and Aidin Railway) zu benutzen. In etwa drei Stunden erreicht man die Station Ayassuluk oder Njasuluk mit dem gleichnamigen Dorfe, in dessen Nähe die Ruinen des alten Ephesos und des Tempels der ephesischen Artemis liegen. Gleich westlich vom Dorfe, unfern der Selim-Moschee, liegt die Stätte jenes Tempels, des Artemision, doch bietet die Ruinenstätte dem Besucher nicht viel Interessantes, da die Engländer auch von hier wieder die werthvollsten Ergebnisse der von ihnen angestellten Ausgrabungen in das Britische Museum geschafft haben.



Das Artemision in Ephesos.

Schon in uralter Zeit war Ephesos ein heiliger Ort mit einem Tempel, und die Jonier fanden bei ihrer Einwanderung im 11. Jahrhundert v. Chr. den Kultus der Artemis, einer ursprünglich asiatischen Naturgöttin, bereits hier vor. Der Bau des Artemision, auf der Stätte eines älteren Heiligthums, wurde im 6. Jahrhundert v. Chr. durch Chersiphron angefangen, aber erst um 540 durch Demetrios und Paeonios von Ephesos vollendet.

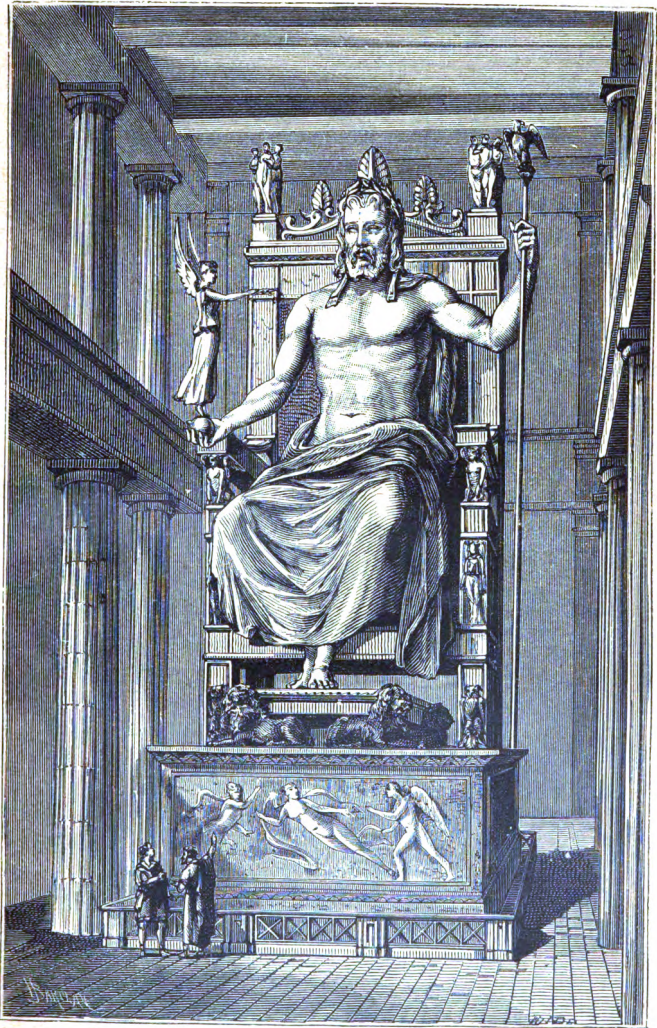
Das Artemision galt als das vollendetste Muster joni-



Das Thal von Olympia.

scher Baukunst und war ein Dipteros, d. h. ein rings von zwei Säulenstellungen umgebener Tempel von riesigen Abmessungen. Die Länge betrug 133 Meter, die Breite 69 Meter, und 128 Säulen jonischer Ordnung, von denen jede 19 Meter hoch war, stützten ihn. In der Geburtsnacht Alexander's des Großen (21. Juli 356 v. Chr.) zündete Herostatos den Tempel an, um sich dadurch berühmt zu machen; die kleinasiatischen Griechen bauten ihn aber um 300 v. Chr. mit solcher Pracht wieder auf, daß er fortan zu den Wunderwerken der Welt gerechnet wurde. Die Gothen zerstörten den Bau 262 n. Chr. von Grund

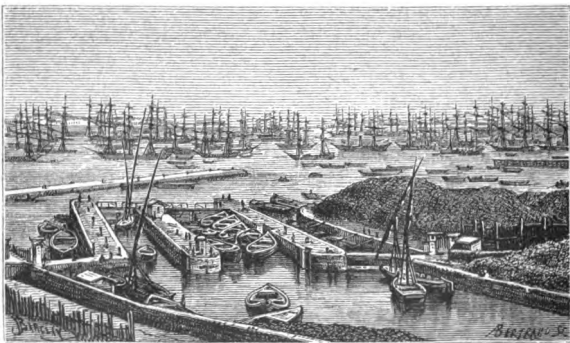




Der Zeus des Pheidias im Tempel zu Olympia.

aus, und erst im Jahre 1870 konnte der Engländer Wood die Stätte feststellen, auf der sich einst das Artemision erhobn hatte.

Das Gegenstück zum Artemision bildete der Zeustempel in Olympia mit der gleichfalls unter die Weltwunder gezählten Bildsäule des olympischen Zeus von Pheidias. Durch die auf Kosten des Deutschen Reiches und unter der Leitung deutscher Gelehrter unternommenen Ausgrabungen ist der berühmte Schauplatz der olympischen



Der Hafen von Alexandria.

Spiele in den Jahren 1875 bis 1881 bloßgelegt worden, und die Ergebnisse dieser Ausgrabungen haben unsere Kenntnisse des griechischen Alterthums wesentlich bereichert.

Das alte Olympia, das ja schon oft geschildert worden ist, lag unfern des Meeres und der elischen Landschaft Pisatis in einem wohl bebauten und mit den herrlichsten Gebäuden und Kunstwerken angefüllten Thale. In der Neuzeit war eine ungesunde Niederung daraus geworden; die Heiligthümer und Bauten kannte man nur noch aus einer Beschreibung des Pausanias, denn sie waren theils durch Menschenhand zerstört, theils durch Erdbeben und



Der Pharos zu Alexandria.

Ueberschwemmungen des Kladeos verwüstet und verschüttet worden, so daß keine Spur mehr von ihnen sichtbar war.

Die deutschen Ausgrabungen haben nun auch den Zeustempel mit seiner ganzen Umgebung freigelegt. Er stand in der sogenannten Altis, dem von einer Mauer umschlossenen Tempelbezirk südwestlich von dem großen Altar des Zeus, und war 64 Meter lang und 27,72 Meter breit. Die Eleer scheinen ihn um 450 v. Chr. zum Andenken an ihren Sieg über die Pisaten errichtet zu haben, und als Baumeister wird Libon genannt.

Das Innere dieses in dorischem Style aufgeführten Tempels, der an Größe ungefähr dem Parthenon zu Athen gleichkam, enthielt das größte und schönste Werk der griechischen Bildhauerkunst, die berühmte Kolossalstatue des auf einem Throne sitzenden Zeus. Pheidias von Athen (um 500 bis 432 v. Chr.) hat sie aus Gold und Elfenbein nach der Homerischen Schilderung des „Göttervaters“ gebildet. In der Rechten trug der Gott eine ihm zugekehrte Nike oder Siegesgöttin, in der Linken das Scepter mit dem Adler auf der Spitze. Das herrliche Bildwerk wurde vor dem Gotheneinfall nach Konstantinopel gebracht und ist dort zu Grunde gegangen — wann und wie, weiß man nicht. Eine Nachbildung des Zeustypus, wie ihn Pheidias geschaffen, ist uns aber in der im Vatikan zu Rom befindlichen Büste des Zeus von Osticoli erhalten, wenn auch in einer etwas freieren späteren Umwandlung aus dem 4. Jahrhundert.

Das fünfte Weltwunder war, wie der Kolos von Rhodos, eine zum Besten der Seefahrt errichtete Feuerwarte, der prächtige Pharos vor dem Hafen von Alexandria, nach dem alle folgenden Leuchttürme den Namen Pharos oder Pharus erhielten, wie das Wort Mausoleum zur Bezeichnung prächtiger Bauwerke über Gräbern geworden ist.

Die an der Küste Unteregypkens gelegene Stadt Alexandria, die Jahrhunderte lang eine der glänzendsten Großstädte des Alterthums und namentlich auch als Pflegestätte der Wissenschaften hochberühmt war, wie sie heute die zweitgrößte Stadt und der Haupthafen des Pharaonenlandes ist, war von Alexander dem Großen im Jahre 332 v. Chr. gegründet worden. Der Sage nach erschien ihm



Blick auf die Pyramiden während der Nilüberschwemmung.

im Traume ein Greis, der zu ihm die Verse aus der Odyssee IV, 54, 55 sprach:

„Eine der Inseln liegt in der weit aufwogenden Meerfluth  
Vor des Aegyptos Strom, und Pharos wird sie geheißten,“

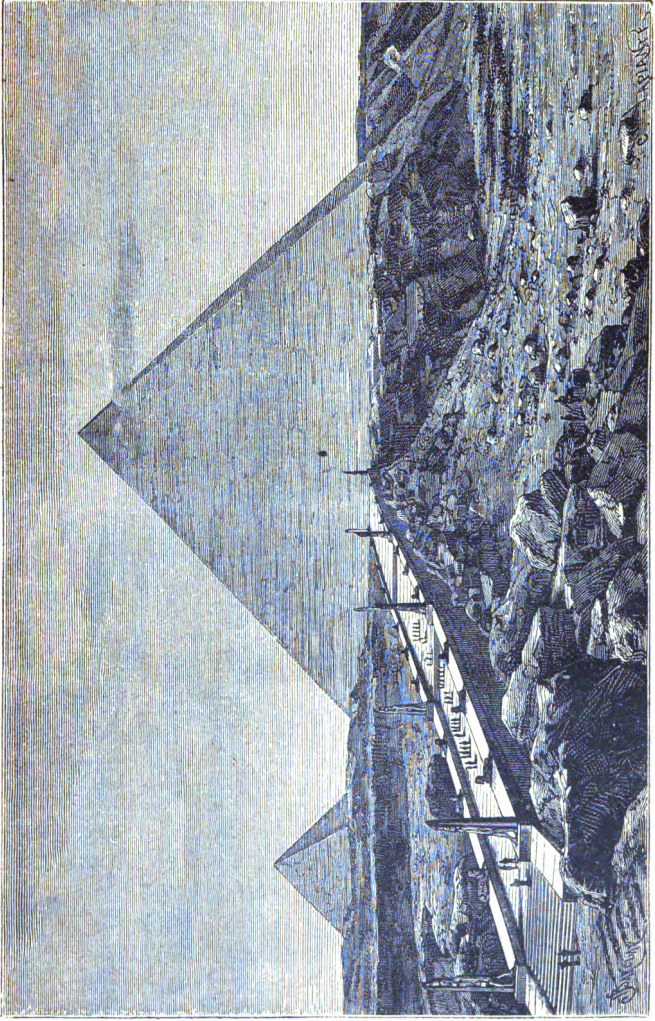
und so die Lage der zu erbauenden Stadt bestimmte. Die vorliegende langgestreckte Insel Pharos wurde unter Ptolemäos Soter oder seinem Sohne Ptolemäos Philadelphos durch einen gewaltigen Damm mit dem Festlande verbunden und so der Hafen von Alexandria in eine westliche und eine östliche Hälfte getheilt.

Auf der Ostspitze der Insel Pharos errichtete unter des Ptolemäos Philadelphos Regierung im 3. Jahrhundert v. Chr. Sostratos von Knidos jenen berühmten, an-

geblich 180 Meter hohen Leuchtthurm, dessen Leuchte auf 300 Stadien (50 bis 60 Kilometer) den Schiffen sichtbar war. Er soll ganz aus Marmor aufgeführt worden sein und 800 Talente (etwa 3,768,000 Mark) gekostet haben. Unten war der gewaltige Bau viereckig, dann wurde er achteckig und ganz oben rund. Er scheint im 15. Jahrhundert durch ein Erdbeben zerstört worden zu sein, und noch im 16. Jahrhundert waren die Trümmer, die einen gewaltigen Hügel bildeten, sichtbar. Später verschwanden sie bis zum letzten Steinblock, und heute erhebt sich auf der Stelle, wo einst der Pharos emporragte, ein Fort.

Dahingegen sind noch etwa 80 Stück der altegyptischen Pyramiden oder Pharaonengräber mehr oder weniger gut erhalten bis auf unsere Zeit gekommen, die am Abhang der Libyschen Wüste auf der Westseite des Nils über einen Raum von etwa 30 Kilometer Länge vertheilt sind. Ihre Form und Einrichtung ist ja allbekannt, und ebenso sind die drei kolossalen Pyramiden von Gizeh, die insbesondere zu den Wunderwerken der Welt gerechnet wurden, schon so oft geschildert, daß wir von einer eingehenden Beschreibung wohl absehen dürfen.

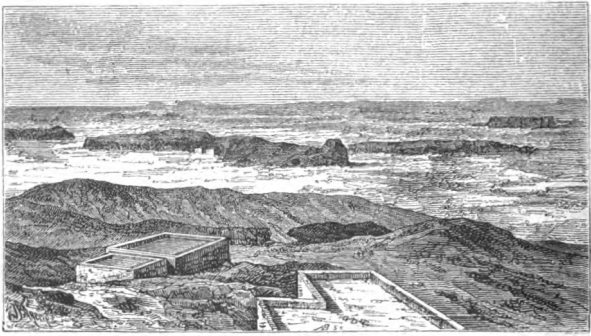
Wenn man von Kairo aus sich diesen drei Pyramiden nähert, die wahrscheinlich auch die ältesten und damit zugleich die ältesten uns erhaltenen Bauwerke überhaupt sind, so wirkt das Bild besonders anziehend, wenn man ihre Spitzen zur Zeit der Nilüberschwemmung über die letzten Palmenpflanzungen emporragen sieht, hinter denen die kahle Wüste beginnt. Aus einiger Entfernung erscheinen sie noch als regelrechte, mathematische Pyramidenfiguren, und erst in der Nähe gewahrt man die Beschädigungen, welche diese Riesenbauten im Laufe der Jahrhunderte erlitten haben. Der erste Eindruck, den man von ihnen erhält, ist der des Ueberwältigend-Kolossalen, zugleich aber nöthigt uns die sorgsame Fügung der Steinlagen, die Aus-



Die Pyramiden von Gizeh.

führung aller Maurerarbeiten, die Einrichtung der Kammern, Gänge und Pfeiler, kurz die ganze Art und Weise, in der die größten technischen Schwierigkeiten hier überwunden sind, die höchste Bewunderung ab.

Diese Pyramiden gehören der vierten Dynastie an, und als ihre Erbauer werden genannt: Chufu, der Cheops der Griechen (um 3733 v. Chr.), Chafra oder Chefren (um 3666) und Menkera (um 3633), den die Griechen Mykerinos nannten. Die größte von ihnen ist die des Chufu (Cheops),

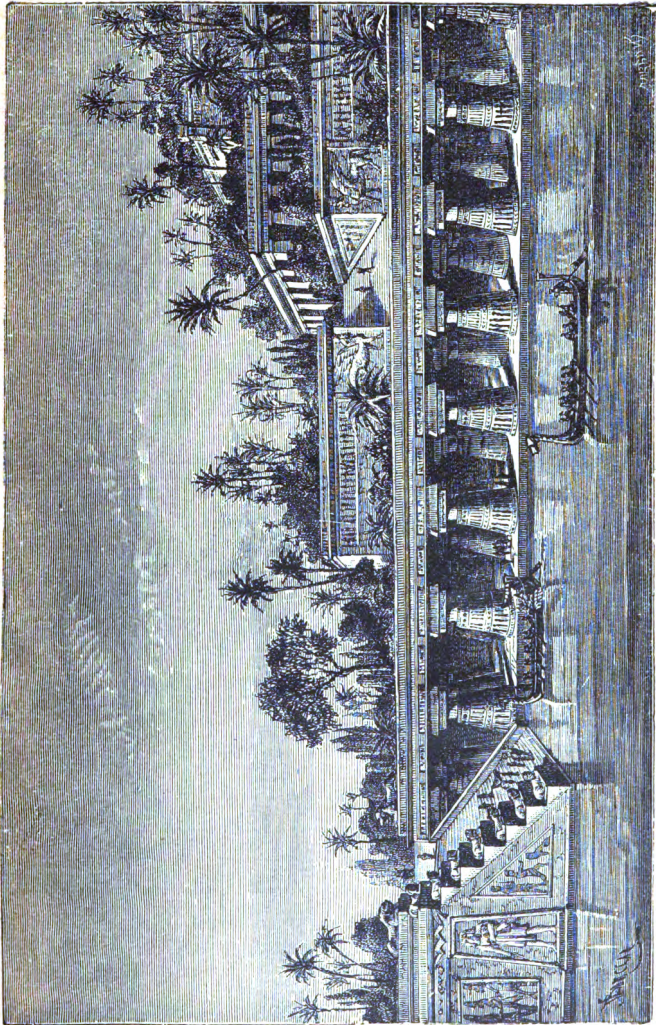


Die Ruinen von Babylon.

an deren Erbauung nach Herodot's Versicherung 100,000 Menschen 20 Jahre lang beschäftigt gewesen sein sollen. Sie hatte ursprünglich eine Basis von 233 Meter und eine senkrechte Höhe von 146 Meter; gegenwärtig beträgt die Grundlinie nur noch 227,5 Meter und die Höhe 137,2 Meter. Das Mauerwerk dieser Pyramide stellt aber immer noch 2,325,000 Kubikmeter dar, zu deren Fortschaffung etwa 55,000 der größten Seeschiffe nöthig sein würden.

Seit mehr als 2000 Jahren bereits liegt Babylon, die Hauptstadt des alten Babylonien, in Trümmern, die sich bei dem heutigen Hillah am Euphrat, im Süden von Bagdad





Die sogenannten hängenden Gärten der Semiramis zu Babylon.

befinden. Sie bilden im Wesentlichen drei ungeheure Schutthäufen, von denen getrennt im Südwesten noch der Birz Nimrud oder Nimrodsthurm emporragt. Als Erbauer der Stadt wird Belos genannt, während die Sage ihre Gründung der Semiramis zuschreibt. Diese angebliche Gemahlin des Ninus und Mutter des Ninus existirt jedoch in der Geschichte nicht, sondern wir haben in ihr nur eine assyrische Gottheit zu erblicken, der man nachher alle großen Bauwerke Vorderasiens zuschrieb.

So erhielten auch in Babylon jene großartigen und



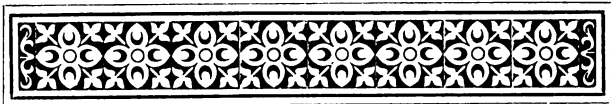
Der Birz Nimrud oder Nimrodsthurm.

eigenartigen Bauwerke, welche man die hängenden Gärten der Semiramis nannte und meist mit unter die sieben Weltwunder rechnete, ihr Andenken, während sie wahrscheinlich von Nebukadnezar (604 bis 561 v. Chr.) herrührten, der das 683 bei einem Aufstande gänzlich zerstörte Babylon auf beiden Seiten des Euphrat wieder aufbauen ließ. In der Nähe der aus zwei Palästen bestehenden Königsburg erblickte man am Ufer des Euphrat jene hängenden Gärten, die sich in vier übereinander steigenden Terrassenbauten bis zu einer bedeutenden Höhe erhoben. Jede der auf gewaltigen Säulen und Schwibbogen ruhenden und

aus gewaltigen Steinblöcken gebildeten Plattformen trug die herrlichsten Gartenanlagen. Ueber die Steine hatte man nämlich zuerst eine Lage von Schilfrohr mit Asphalt, dann eine Doppellage von gebrannten Ziegeln und zuletzt eine Bleidecke gelegt, auf die nun so viel Erde aufgetragen wurde, als die Bewurzelung der größten Bäume erforderte. Hydraulische Anlagen erhoben das zur Bewässerung nöthige Wasser aus dem Flusse bis zur Höhe der verschiedenen Terrassen empor.

Nördlich vom Königspalaste aber lag auf dem Ostufer des Euphrat das höchste jemals auf Erden aus Steinen aufgeführte Bauwerk, der berühmte babylonische Thurm, welcher vielfach an Stelle der hängenden Gärten zu den Weltwundern gezählt wurde. Er besaß nach Herodot eine Höhe von 192 Meter und ist ein Tempel des Bel oder Marduk gewesen, der sich auf einem mächtigen Unterbau in sieben, an Durchmesser immer kleiner werdenden Stufenthürmen erhob. Seine Ueberreste dürfte wohl ein nördlich von den Ruinen des Kasr (Burg) sich erhebender Hügel, Babil genannt, umschließen, während der Schutthügel Amram im Süden des Kasr nach der Meinung der Forscher (Rich, Loftus, Fresnel, Oppert, Rawlinson, Layard u. A.) Alles darstellen soll, was uns von den hängenden Gärten erhalten geblieben ist.





## Ein orientalischer Sport.

Jagdscenen aus fremden Bonen. Von Aug. Schreiber.

(Nachdruck verboten.)

**Z**u den eigenthümlichsten und an Lokalfarben reichsten Schauspielen, die der Orient, insbesondere Indien, dem Sportfreunde zu bieten hat, gehört unstreitig die Jagd mit dem Jagdleoparden oder Gepard. Ehedem über das ganze weite Heimathgebiet des Thieres: Syrien, Arabien, Südafrika und viele Theile Asiens verbreitet, zählt sie zugleich zu den ältesten Formen morgenländischen Jagdsports, da sie im Laufe der Zeit kaum eine Veränderung erfahren hat.

Der Gebrauch des in Indien Tschita, bei den Arabern Fahhad genannten Gepard insbesondere zur Antilopenjagd, läßt sich bis in die frühesten geschichtlichen Zeiten zurück verfolgen. Ein uraltes assyrisches Basrelief stellt einen Jagdleoparden dar, der eine Antilope gepackt hält, und an den Mauern eines Grabmals des Scheich Abd-el-Gurna, das 1700 vor unserer Zeitrechnung errichtet wurde, ist ein Gepard abgebildet, der, mit einem prachtvollen Halsbande geschmückt, von einem Aethiopier an einer Schnur geführt wird. Dieser Aethiopier trägt zugleich einen Ebenholzblock auf der Schulter, und beide Gegenstände, das Thier wie das kostbare Holz, sind wahrscheinlich Geschenke,

die einer der schwarzen Volksstämme vom oberen Nil dem Könige von Theben überreichen läßt.

Etwa acht Jahrhunderte später fing man in Persien an, Hunde und Palenks, wie der Geparde hier genannt wurde, zur Jagd abzurichten. Von dort aus verbreitete sich der Gebrauch schnell nicht nur über das ganze Morgenland, sondern verpflanzte sich auch nach Europa.

Friedrich II., König von Sizilien, führte im 13. Jahrhundert, bei seiner Rückkehr aus Palästina, die Jagd mit dem Tschita in seinem Lande ein. Franz I. von Frankreich hielt Geparde; Leopold I., Kaiser von Deutschland, erhielt vom türkischen Großherrn mehrere dieser abgerichteten Thiere, mit denen er fleißig jagte, zum Geschenk, und auch in England und Schottland bürgerte sich der Sport ein.

Gegenwärtig wird der Jagdleopard fast nur noch in Indien und der nördlichen Sahara als Jagd- und Hausthier gehalten, aber auch in den hindostanischen Ländern scheint er der vordringenden europäischen Kultur und Civilisation mehr und mehr zu weichen. Wer weiß, wie bald dies schöne und liebenswürdige Thier — einer der vielen „Kulturflüchter“ — dem Schicksal der wilden Fauna aller Länder, dem Schicksal des Aussterbens, verfällt?

Noch besitzt jeder große indische Fürstenhof seine Tschitas, aber augenscheinlich werden sie mehr als Lugs- und Bruckstücke, als zur wirklichen Jagd gehalten. Man sieht die Thiere unter der Hut ihrer Wärter häufig auf den Marmorstufen der Paläste oder unter schattigen Bäumen — nach Katzenart behaglich schnurrend und mit den Augen blinzeln — der Ruhe pflegen, wobei ihnen ihre Hüter, die keine andere Obliegenheit als ihre Pflege haben, sorgfältig die Fliegen abwehren. Zuweilen werden sie auch wie große Hunde, oft im dichtesten Straßengebränge, an einer Leine spazieren geführt, doch pflegt man ihnen bei dieser Gelegenheit, um Unglücksfälle zu verhindern, eine lederne

Rappe über die Augen zu ziehen. So freundlich nämlich auch der gezähmte Jagdleopard sich dem Menschen zeigt, und so gern er sich — ohne seine stolze und anscheinend gleichgiltige Haltung aufzugeben — selbst von Fremden lieblosen läßt, versetzt ihn die Begegnung mit Hunden und anderen Thieren doch immer in einige Aufregung.

Der Gepard, der, in seiner äußeren Erscheinung wie nach seinen sonstigen Eigenschaften, halb zum Katzen-, halb zum Hundegeschlecht gehört, und nach der Ansicht vieler Zoologen das Mittelglied zwischen beiden bildet, trägt seinen Namen „Hundskatze“ mit vollem Recht. Das Thier steht auf ziemlich hohen, schlanken Beinen, und der lange sehnige Hals, sowie der Bau des gelenkigen Körpers mit den eingefallenen Weichen erinnern lebhaft an die Ulmer Dogge, der er auch an Größe ungefähr gleichkommt. Sein Kopf ist schmal und rund, wie der einer Katze, aber doch mehr hundartig gestreckt; die Kinnbacken verrathen große Muskelkraft; die Ohren sind breit und niedrig, die gutmüthig blickenden Augen haben eine runde Pupille, und die Grundfarbe des mit dunkeln, runden Flecken bedeckten Felles ist ein fahles Erbsgelb.

Zu den Eigenthümlichkeiten des Thieres gehören zwei schwarze geschwungene Linien, die sich von den Augen zu den Mundwinkeln hinabziehen. Der lange Schwanz, den der Gepard von der Katze hat, läuft indessen nicht wie bei dieser spitz zu, sondern verdickt sich gegen das Ende hin, ist in derselben Weise gefleckt wie der Rumpf und zeigt nur am unteren Ende drei bis vier schwarze Ringe. Das Fell des Tschita besitzt nicht die den übrigen Katzenartigen Raubthieren eigene Glätte, sondern fühlt sich, wie das des Hundes, struppiger und härter an. Nacken und Schultern des Thieres sind mit längeren, steif aufrechtstehenden Haaren bedeckt, die eine Art von Mähne bilden und ihm auch den Namen: der „mähnige Leopard“ verschafft haben.

Merkwürdigerweise ist von dem Leben des Gepard in ungezähmtem Zustande beinahe nichts bekannt. Selbst die Eingeborenen der von ihm bewohnten Landstriche wissen wenig mehr von ihm zu sagen, als daß er, jung in Netzen gefangen, sehr schnell zahm wird. Der Farbe und Gestalt nach ist der Gepard, wie Brehm sagt, ein echtes Steppenthier, das sich seinen Lebensunterhalt weniger durch ungewöhnliche Kraft, als durch große Behendigkeit und feinen Instinkt sichert.

Die Schnelligkeit und Ausdauer der Jagdleoparden sind nicht übermäßig groß, nie würde er eine Antilope oder einen Hirsch im Laufe einholen; auch hindert ihn die Beschaffenheit seiner Krallen — die sich, wie die des Hundes, nicht ganz zurückziehen lassen und infolge dessen stumpf werden — sich nach Art des Löwen oder Tigers seines Opfers zu bemächtigen. So muß er denn zur List greifen und große Geschicklichkeit aufbieten, um seine Beute zu erhaschen. Die Noth hat ihn zu einem unvergleichlichen Jäger gemacht, dies hat die Eingeborenen wohl zuerst auf den Gedanken gebracht, seine Kraft und Verschlagenheit zu ihrem Vortheil auszunutzen und die leichte Zähmbarkeit und sanfte Gemüthsart des Thieres kamen ihnen dabei zu Hilfe.

In manchen Gegenden, besonders bei den kriegerischen Stämmen der Sahara, wird der Fahhad auf dem Pferde mit nach dem Jagdplatze genommen und hat seinen Sitz auf einem Kissen hinter dem Reiter; an anderen Orten läßt man ihn in großen, von Elephanten getragenen Käfigen nach dem Jagdreviere bringen. In Indien bedient man sich zum Transport des Tschita, wie wahrscheinlich seit Jahrhunderten, wenn nicht seit Jahrtausenden, der landesüblichen „Tanga“, d. h. eines niedrigen, zweiräderigen, von Ochsen gezogenen Karrens, auf dem das leicht mit Lederriemen gefesselte, mit der schon erwähnten Haube versehene

und mit einer Matte bedeckte Thier liegt. Die eingeborenen Jäger (Schikari), die allein thätig an dem Waidwerke theiligt sind, gehen zu beiden Seiten neben dem Karren her. Auf ganz gleichen, vier Sitze bietenden Fahrzeugen folgen die übrigen Theilnehmer an der Jagd, denen indessen — ganz entgegen den europäischen Gebräuchen — nur die Rolle müßiger Zuschauer angewiesen ist.

Zeigt sich eine Antilopenheerde in der Ferne, so handelt es sich nun zunächst darum, in ihre Nähe zu kommen, ohne sie zu verschrecken. Man bewerkstelligt dies, indem man das Rudel, anscheinend ohne es zu beachten, mit den Karren in immer kleiner werdenden Circeln umkreist, bis schließlich die richtige Distanz erreicht ist, was allerdings große Vorsicht erfordert und allein dadurch ermöglicht wird, daß die Eingeborenen mit ihren Tangas die Weideplätze der Antilopen fortwährend und nach allen Richtungen hin durchkreuzen. Die scheuen Thiere, denen von diesen Leuten nie ein Leid widersfährt, haben sich an den Anblick gewöhnt und lassen sich wenig dadurch beunruhigen. Bemerken sie das geringste Ungewöhnliche an dem Karren, so stieben sie allerdings sofort und mit einer Schnelligkeit davon, daß ihnen das Auge kaum zu folgen vermag und nur eine Staubwolke die Richtung andeutet, wohin die leichtfüßige Schaar ihren Weg genommen hat.

Ist es endlich gelungen, den scharfsichtigen Thieren bis auf etwa hundert Meter nahe zu kommen, so wird der Tschita — ohne die Tangas einen Augenblick halten zu lassen — vorsichtig von seinen Fesseln befreit, und der interessanteste Theil der Jagd beginnt. Ein junger Engländer, der kürzlich in Gesellschaft einiger Damen einer solchen Parthie bewohnte, berichtet über den Verlauf als Augenzeuge: „Unser Thier, ein wundervolles Exemplar seiner Gattung, spitzte, nachdem man ihm die Maske abgenommen hatte, aufmerksam die Ohren und sprang mit



der ganzen Grazie und Leichtigkeit, die dem Gepard eigen sind, von dem Karren herab in's Gras. Hier duckte er sich, machte aber keine Anstalt, die Jagd auf die ruhig weidenden Antilopen, unter denen sich — wie wir durch unsere Gläser wahrnehmen konnten — einige prächtige Böcke befanden, aufzunehmen, und alle Befehle der Schikari begegneten tauben Ohren. Anstatt sich näher an die Heerde heranzuschleichen, wälzte sich unser Jagdthier behaglich schnurrend auf dem Rücken und schien auf nichts bedacht, als seine Freiheit in vollen Zügen zu genießen.

Die Hindu fingen an zu fluchen, belegten den Tschita mit allen erdenklichen hindostanischen Ehrentiteln, verwünschten seine Eltern und alle seine Vorfahren bis in's dritte und vierte Glied, ohne mit alledem das Geringste auszurichten. Schließlicb blieb ihnen nichts übrig, als sich der Laune des Thieres zu fügen. Einer der Wärter zog ihm die Kappe wieder über den Kopf und nahm es an die Leine, worauf es, dem Befehle sogleich gehorchend, trotz der bedeckten Augen mit großer Sicherheit und Behendigkeit auf den Karren sprang und sich geduldig die Fesseln wieder anlegen ließ, die zu zerreißen oder zu zerbeißen ihm ein Leichtes sein würde, woran es aber bei seiner sanften, folgamen Gemüthsart nie zu denken scheint.

Auf unser Befragen nach dem Grund des eben gezeigten Ungehorsams gaben die Schikari an, der Tschita müsse mit seinem sicheren Instinkt entweder die Stellung der Antilopen oder seinen eigenen Platz für den Angriff nicht geeignet gefunden haben. Er scheue aber — wie alle zum Raubengeschlecht gehörenden Raubthiere — jeden vergeblichen Versuch, da er, wenn ein Angriff fehlschlage, nur selten einen zweiten unternähme. Unsere Vermuthung, daß der Tschita vielleicht zu gut gefüttert und deshalb zu faul sei, wurde durch die Hindu mit der Versicherung widerlegt, er habe seit gestern nichts zu fressen bekommen.

müsse deshalb hungrig, d. h. in der richtigen Verfassung für die Jagd sein, und die Folge lehrte, daß sie die Wahrheit gesprochen hatten. Ohne Hunger ist der Tschita, der nie aus Grausamkeit, sondern nur um seine Magenbedürfnisse zu befriedigen, andere Geschöpfe tödtet, allerdings nicht zu brauchen — aber unser Thier sollte sich noch glänzend bewähren.

Die Antilopen, die inzwischen Unrath gewittert hatten, waren unseren Augen längst entschwunden. Auch die Tangas setzten sich wieder in Bewegung, und nicht lange, so hatten wir ein zweites Rudel des scheuen Wildes in Sicht. Das überaus langweilige Umkreisen der Thiere, das auf dem federlosen rüttelnden Karren und dem unebenen Gelände keineswegs angenehm zu nennen war, begann von Neuem. Dann wurde der Gepard abermals von seinen Fesseln und der Haube befreit, und diesmal zeigte er ein völlig anderes Gesicht.

Er erblickte das Wild sofort; sein ganzer Körper begann vor Erregung zu zittern, der Schwanz streckte sich, die langen Haare auf seinen Schultern fingen an sich zu sträuben, die Augen wurden glühend, und er zerrte an der Leine. Der Schikari ließ diese los, und das Thier duckte sich tief in's Gras, um sogleich mit bewundernswerther Schnelligkeit, geschickt jede Bodenfalte als Deckung benützend, wie eine riesige gelbe Schlange vorwärts zu kriechen. Hob das Leitthier der Heerde den Kopf, so lag der Tschita regungslos, und schon war er auf diese Weise dem arglos äfenden Bocke, den er sich zur Beute ausersuchen hatte, sehr nahe gekommen, als dieser den Feind witterte und sich blitzschnell zur Flucht wandte.

Doch schon war es zu spät. Wie ein Pfeil schoß der Leopard durch die Luft, hatte sein Opfer mit einigen ungeheuren Sprüngen erreicht, flog aber, in der Hitze des Angriffs, um einige Schritte über sein Ziel hinaus, und

vielleicht hätte dies der Antilope das Leben gerettet, wäre ihre Schnelligkeit nicht durch den Schreck beeinträchtigt worden. Nach wenigen Sekunden schon hatte das Raubthier sie durch einen Sprung auf ihren Rücken zu Boden geworfen und sich in ihren Nacken eingebissen.

Nun setzten sich auch die Schikari und die Tangas mit den Zuschauern in Trab. Einer der Jäger gab dem erlegten Thiere den Gnadenstoß, indem er ihm sein Messer nahe der Stelle, wo der Tschita es gepackt hielt, in den Hals stieß. Ein Zweiter fing das strömende Blut in einem hölzernen Gefäß mit langem Stiel auf, das er zu diesem Zwecke mitgebracht hatte. Als es voll war, stülpte man dem Leoparden die Lederkappe wieder über den Kopf, legte ihm die Leine an und brachte ihn dazu, seine Beute fahren zu lassen, indem man ihm den Napf mit dem rauchenden Blute vorhielt. Dies ist die Belohnung für seine Anstrengung, und gierig fiel das Thier über das leckere Mahl her und schlappte das Gefäß bis auf den Grund aus.

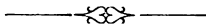
Dessenungeachtet trennte es sich nicht gern und nicht ohne Widerstand von seiner Beute, sondern protestirte durch grimmiges Knurren, Zähnefletschen und Reißen an der Leine. Nacken- und Schwanzhaare sträubten sich drohend, und der Anblick der wildaussehenden, über und über mit Blut bespritzten riesigen Kaze und ihres bluttriefenden Maales war so wenig Vertrauen erweckend und so abstoßend, daß unsere Damen, von Furcht und Abscheu überwältigt, die Flucht ergriffen und, so schnell sie konnten, nach der Tanga zurückeilten.

Das Wohlgefallen des Orientalen an der Jagd mit dem Tschita,“ so schließt der interessante Bericht, „hat seinen Grund wahrscheinlich darin, daß dieser Sport nur geringe körperliche Anstrengung erheischt und der Morgenländer ein hervorragendes Vergnügen an der Entfaltung und dem Aufwande einer solchen Fülle von List und Ge-

schicklichkeit findet, wie zum erfolgreichen Beschleichen einer Antilopenherde gehört. Die Beobachtung des Tschita, seiner graziösen Bewegungen, seiner im letzten Momente blitzartigen Schnelligkeit und seiner ungeheuren Sprünge, die Flucht der aufgeschreckten Antilopen — diese ganze Schaustellung thierischer Kraft, wilder Schönheit und Schlaueit, besizt für den Sohn der Tropen einen unbeschreiblichen Reiz, während der Europäer einem solchen, von dem unsern ganz verschiedenen Maidwerk wenig Geschmack abzugewinnen vermag.“

Daß es Zeiten gegeben hat, wo dieses echt orientalische Jagdvergnügen auch in Europa beliebt und gepflegt war, haben wir schon erwähnt. Noch unter König Georg IV. veranstaltete man in England eine Jagd mit dem Tschita. Der Bruder des Königs, damals Herzog von Cumberland, später König von Hannover, hatte zwei Geparde zum Geschenk aus Indien erhalten, aber der Versuch mit einem derselben, im Park von Windsor zu jagen, schlug fehl. Das Thier weigerte sich, einen Hirsch anzugreifen, den man in sein mit starkem Netzwerk umschlossenes Gehege eingelassen hatte. Im Gegentheil machte der Hirsch den Angreifer. Mit gesenktem Geweih ging er auf den Geparden los und zwang diesen zur Flucht. Mit einem riesigen Satz übersprang der Tschita das fünfzehn Fuß hohe Gitter und stürzte sich mitten unter die zahlreich versammelten Zuschauer, die entsezt auseinander stoben.

Das Thier, das im Rufe großer Wildheit stand und selbst seinem Wärter übel mitgespielt haben sollte, that übrigens Niemand etwas zu Leide und ließ sich geduldig wieder einfangen. Dennoch nahm man von weiteren Versuchen Abstand, und dies war in Europa die letzte Jagd mit dem Geparde, die wir erwähnt finden.





## Mannigfaltiges.

---

**Jongleur.** — Bei einem der ersten Juweliergeschäfte Unter den Linden in Berlin fuhr, den eleganten, mit zwei herrlichen Füchsen bespannten Kutschierphaëton selbst lenkend, eines Vormittags ein sehr vornehm aussehender Herr vor. Dem hinter ihm thronenden Kutscher die Zügel zuwerfend, betrat er hoherhobenen Hauptes das Geschäft, von einem der anwesenden jungen Leute die Benachrichtigung des Chefs erbittend. Als dieser aus seinem Privatkomptoir herbeigeieilt war, ersuchte der Fremde ihn um Vorlage eines Schmuckes, Kollier, Ohrringe und Armband, in Brillanten. Nach der ungefähren Preislage befragt, äußerte der vornehme Kunde, daß er etwa zehn- bis zwölftausend Mark anzulegen sich vorgenommen habe. Schmunzelnd beeilte sich der Geschäftsinhaber zwei Etuis herbeizuholen, deren Inhalt, verschiedenen Genres, und in der Preislage von elf- und fünfzehntausend Mark, dem Käufer derartig zu gefallen schien, daß er nur schwer sich entschließen konnte und immer wieder, um das Feuer der Steine auf sich wirken zu lassen, die Kolliers vergleichend gegen das Licht hielt; endlich zahlte er, sich für den theuersten Schmuck entschließend, fünfzehn Tausendmarksheine auf den Tisch. In diesem Augenblicke erschien ein Stabsoffizier eines der in Berlin garnisonirenden Garderegimenter, in Helm und Schärpe, der, den Käufer erblickend, freudig auf ihn zueilte und, ihn mit sonorer Stimme als Graf St. anredend, den Zufall pries, der ihn einer kleinen Reparatur an der Brosche seines Töchterchens wegen hierhergeführt.

Ein Wort gab das andere, und der Major erfuhr, daß sein Freund ihn soeben habe auffuchen wollen, um ihm nebst Gattin die Nachricht seiner Verlobung mit der Baroneß L. persönlich mitzutheilen; er sei eben dabei, ein „kleines“ Brautgeschenk zu kaufen. Der Major besah nun den herrlichen Schmuck, legte ihn aber, augenscheinlich sehr wenig befriedigt, zur Seite, halb unter Lachen dem Freunde über seine Knauferei Vorwürfe machend und den Juwelier auffordernd, dem Vermögen des Grafen angemessen, das Beste herbeizuschaffen, was sein Geschäft berge. Nach einem fragenden Blick auf den Fremden eilte der Juwelier in sein Privatkomptoir und kehrte sehr bald zurück mit einem großen Etui, welches das Beste enthalte, was er gerade besitze, dafür allerdings vierzigtausend Mark koste! Dem Grafen war es zu theuer, der Major aber redete zu, bis der Erstere endlich sich entschloß, den kostbaren Schmuck zu nehmen.

„Und dann fahren Sie gleich zu meiner Frau,“ warf nun der Major ein, „und zeigen ihr den Schmuck, ich komme sofort nach der Paroleausgabe nach.“

„Nur immer langsam,“ unterbrach hier der Graf den Redestrom des Offiziers, „so viel Geld habe ich nicht bei mir; ich will erst zu meinem Bankier in der Leipzigerstraße fahren und Geld holen, aber ich komme sicher heute Nachmittag.“

„Ach was,“ sprudelte nun der Major heraus, „ich lasse Sie nun nicht mehr aus den Fingern, holen Sie nur das Geld und kommen Sie sofort wieder; ich bleibe so lange als Pfand hier und erstehe unter der Zeit einen Ring für meine Frau, sonst wird sie beim Anblick der herrlichen Steine nervös!“

Dabei drängte er das wieder geschlossene Etui dem Grafen auf und dieser fuhr, nachdem der Juwelier durch eine artige Verbeugung seine stillschweigende Zustimmung gegeben, mit dem Schmuck davon, nachdem ihm der Offizier noch eingeschärft, nicht lange zu bleiben, da er zur Paroleausgabe müsse.

Der Major kaufte einen hübschen Ring für 350 Mark, bezahlte ihn und erzählte dann, nach der Uhr sehend — es war gleich 11<sup>3</sup>/<sub>4</sub> Uhr — von dem kolossalen Reichthum des Grafen, der nun noch die einzige Tochter des ebenso reichen Barons L. als Gattin heimführen werde.

„Merkwürdig, daß der Graf so lange bleibt,“ warf er, abermals nach der Uhr sehend, ein. Er wurde nun unruhig, da die Zeit der Paroleausgabe immer näherrückte, und seine Unruhe schien sich dem Geschäftsinhaber mitzutheilen, der hinter dem Verkaufstisch hervorkam und nervös an der hohen Spiegelscheibe der Eingangsthür zum Laden zu trommeln anfang. Endlich, fünf Minuten vor 12 Uhr, meinte der Major, der Graf müsse beim Bankier Aufenthalt bekommen haben; er müsse jetzt zur Parole, werde aber sofort sich beurlauben lassen und zurückkehren. Mit diesem Auswege war aber der Juwelier keineswegs einverstanden; er bat vielmehr den Offizier dringend, sein Versprechen zu halten und als Bürge bis zur Rückkehr des Herrn Grafen zu bleiben, und die beiden Herren kamen schließlich, da der Major, seine Karte überreichend, erklärte, nicht länger warten zu können, in einen immer erregter werdenden Disput, der sogar auf der Straße bemerkt wurde, denn ein zufällig des Weges kommender Wachtmeister der Schutzmannschaft fühlte sich veranlaßt, den Laden zu betreten.

In ruhiger Weise suchte nun der Major dem Wachtmeister die Situation auseinanderzusetzen, dabei betonend, daß er unbedingt zur Parole müsse, und der Juwelier bestand, immer nervöser werdend, auf seinem Bleiben. Da fiel der Blick des alten Polizeibeamten auf die fünfzehn Tausendmarkscheine, die der Graf kurz vorher auf den Ladentisch aufgezählt, er nahm einen der Scheine, dann einen anderen, dann noch einen prüfend zwischen die Finger und rief, seinen Blick von dem Major auf den Juwelier und von diesem zu jenem wieder werfend, im Tone der höchsten Erregung aus: „Die Scheine sind falsch!“ Eine Bombe, die in dem Laden geplatzt wäre, hätte keine größere Wirkung ausüben können, als diese Worte; der Major fing an zu toben, der Juwelier fuhr sich in's Haar, die beiden jungen Leute des Geschäfts kamen schredenäbleich näher — der Einzige, der nunmehr völlig ruhig war, war der Wachtmeister. Er nahm die falschen Scheine und legte sie fein säuberlich in sein Notizbuch, dann sandte er den einen jungen Mann nach einer Droschke und sagte nun mit Eiseskälte, sehr höflich zwar, aber fest und bestimmt zu dem Major, daß er ihn bitten müsse, sofort mit ihm

nach dem Polizeipräsidium zu fahren. Der Major trat zurück und griff unwillkürlich nach seiner Waffe, brauste auf, mußte sich aber, da draußen auf dem Trottoir schon einzelne Spaziergänger stehen blieben, um größeres Aufsehen zu vermeiden, fügen, und bestieg mit dem Wachtmeister, der dem Geschäftsinhaber anheimstellte, in einer anderen Droschke nachzukommen und sich beim Polizeipräsidenten sofort zu melden, die eben ankommende Droschke.

— — — — —  
 Doch Roß und Reiter sah man niemals wieder!!

Denn als eine Viertelstunde später der Juwelier nach dem Polizeipräsidium kam und sich beim Präsidenten melden ließ, wußte kein Mensch etwas von der ganzen Geschichte.

Der angebliche „Graf“, der „Major“, der natürlich gar kein Major, und der „Wachtmeister“, der kein Wachtmeister war, alle Drei waren geriebene Gauner, die nach vorher genau entworfenem Kriegsplan gearbeitet hatten!

Natürlich kam die ganze Polizei auf die Beine; alle Bahnhöfe wurden besetzt, Depeschen flogen nach allen Seiten — Alles war umsonst. Der elegante Kutschierphaeton war im Tatterfall von einem Herrn am Morgen gemiethet, der nach der Beschreibung der „Graf“ war. Dieser war, wie dann der Kutscher angab, direkt von dem Juwelier nach dem Potsdamer Bahnhofe gefahren und hatte ihn hier mit reichem Trinkgeld entlassen. „Major“ und „Wachtmeister“ waren nach dem Zeugniß des bald ermittelten Droschkenführers am Schloßplatz schon ausgestiegen, wo sie geblieben waren, wußte der Mann nicht.

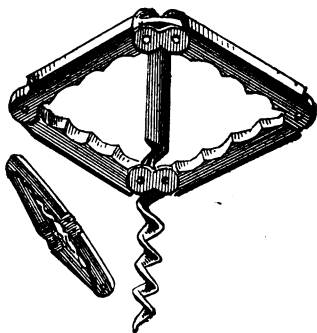
Es unterliegt natürlich keinem Zweifel, daß Beide in der Nähe einen Unterschlupf hatten, woselbst sie sich der angemakten Uniform entledigen konnten. Bis heute ist der schlau angelegte, von langer Hand vorbereitete und mit fabelhafter Kühnheit und Geistesgegenwart durchgeführte Raubzug unbefragt geblieben.

Th. Wandert.

**Neue Erfindungen:** Ein Taschenforkzieher. Alle unsere Leser kennen zweifellos Forkzieher in den verschiedenartigsten Formen, von der einfachen, flach gedrehten Schraube mit Handgriff bis zu ziemlich umfangreichen und kostspieligen Konstruktionen. Eine sehr verbreitete darunter versteht die Schraube mit einem



Hebelwerk, das sich auf die Flaschenmündung stützt und den Kork leicht hebt. Bei einer anderen Konstruktion wird die abwärtsgehende Bewegung der Schraube an einem bestimmten Punkt gehemmt, so daß bei einer weiteren Drehung der Kork gehoben wird. Angenehm ist es, stets einen Korkzieher in der Tasche bei sich zu tragen, weshalb auch viele Taschenmesser mit einem solchen versehen sind. Damit ist jedoch der Uebelstand verbunden, daß die scharfen Schraubenwindungen des Korkziehers rasch ein Loch in die Taschenscheuern, selbst wenn diese aus recht starkem Stoff besteht. Man verkauft neuerdings deswegen besondere Futterale für Taschenmesser, aber auch diese reißen sehr schnell, wenn ein Korkzieher an dem Messer ist. Gründliche Abhilfe dagegen schafft ein neuer Taschenkorkzieher, den unsere Abbildung darstellt. Seine metallene Umhüllung bildet ein in vier Gelenken bewegliches Parallelogramm, das auf den inneren



Neuer Taschenkorkzieher in geöffnetem und in geschlossenem Zustande.

Flächen, entsprechend den Schraubenwindungen, geriffelt ist und in geöffnetem Zustande zugleich als Handgriff dient. Beim Öffnen springt, wie aus der größeren Figur zu ersehen ist, der eigentliche Korkzieher vermittelst einer Feder automatisch hervor. Will man den Apparat wieder schließen, so drückt man nur auf die beiden Gelenke links und rechts, das Parallelogramm klappt sich dann wieder zu der kleineren Figur zusammen und umschließt den Korkzieher von allen Seiten, so daß er das Taschenfutter nicht verderben kann. Dieser neue Taschenkorkzieher empfiehlt sich namentlich zur Mitnahme auf Reisen und bei Ausflügen.

E. M.

**Ein Schlangenabenteuer.** — Von Kapstadt aus machten einige Herren einen Jagdzug in's Innere des Landes, um zwei Leoparden zu erlegen, welche den Kolonisten großen Schaden zu-

fügten. Sie saßen in der Nähe von Hout-Bay in einer Fischerhütte beim Frühstück, als dieses durch einen eigenen Zufall gestört wurde. Ein junger Mann nämlich, welcher erst seit kurzer Zeit im Kaplande und als Diener beim Wirth eintreten war, trat plötzlich in das Zimmer und hielt eine mächtige Brillenschlange in der Hand.

„Sehen Sie, was ich mitten auf dem Wege vor dem Hause gefunden habe,“ sagte er unbefangen, denn er kannte die gefährlichen Eigenschaften seiner Gefangenen nicht.

Beim ersten Blick erkannten die Jäger das giftige Reptil und sprangen erschrocken vom Tische auf. „Um Gottes willen, halten Sie das Thier fest, wo Sie es gefaßt haben,“ riefen sie ihm einstimmig zu, denn glücklicherweise hatte er dasselbe am Halse dicht unter dem Kopfe ergriffen, und die Schlange hatte sich um seinen Arm gewickelt, nachdem sie aus der Erstarrung, in welche sie durch den kalten Nachthau versetzt worden und in welcher sie der junge Mann gefunden hatte, erwacht war.

Mit dem Leben kehrten auch die schlimmen Eigenschaften dieses gefährlichen Thieres zurück; sein Kopf blähte sich auf und drohend bewegte es seine Giftfänge auf und nieder.

Die Gegenwart eines solchen Gastes im Zimmer ließ den Jägern nicht lange Zeit zum Nachdenken, denn sie Alle kannten die tödtlichen Eigenschaften des Reptils; sie hatten den Diener, nur so fest wie möglich zu halten und die Schlange nach Kräften zu würgen; der arme Mensch wurde leichenblaß, sobald er die Natur seiner Gefangenen erfuhr, und schloß seine Hand krampfhaft um den Hals der Schlange. Einer der Herren sprang schnell zu seinem Beistande herbei, indem er seine Hand noch um die Hand des Dieners legte, und mit aller Kraft würgen half, und seinen von dem Reptil umwickelten Arm unterstützte, um das Loskommen des Thieres zu verhindern; unterdessen eilten die Uebrigen, ein kleines Faß herbeizubringen, in welches sie die Schlange lebendig hineinstecken wollten.

Bald kamen sie damit an, und nun begann der gefährlichste Theil des Abenteuers, nämlich das Abwickeln der Schlange von dem Arm und das Einführen derselben durch das Spundloch in das Faß. „Nur langsam“ — so erzählte einer der Jäger —

„und mit größter Mühe konnten wir die Ringe der Schlange abwinden und in das Spundloch einschieben, denn das Thier, wie natürlich, sträubte sich wüthend, und seine schlüpferige Haut glitt uns durch die Finger; oft hatten wir es bis zur Hälfte im Faße, als es plötzlich mit Blitzesschnelle sich wand und unsere Arme umschürte, und da die Schlange über fünf Fuß lang war, hatten wir viele Mühe mit ihr. Endlich gelang es uns, sie bis an den Hals, welchen wir noch krampfhaft mit unseren Händen umschlossen hielten, in das Spundloch einzuzwängen, und nun galt es den voll Wuth und Gift aufgeblasenen Kopf auch einzubringen; denn in diesem Zustande ist der Kopf bedeutend dicker als der Körper. Einer von uns entledigte sich seines wollenen Jagdkittels und legte ihn wie ein dickes Polster zusammen, und wir gaben ihm einen solchen Druck, daß das Thier beinahe erstickte; während es noch betäubt war, zogen wir die Hände vom Halse zurück, der Beistehende drückte der Schlange das wollene Kissen auf den Kopf und zwängte diesen so durch das Spundloch in das Faß, worauf wir dasselbe verschlossen und einige Luftlöcher hineinbohrten, um das Ersticken der Schlange zu verhüten; unser Wild konnte dann so leicht keinen Schaden mehr thun, aber der arme Schlangenfänger, der Diener, war noch einige Tage ganz krank in Folge der ausgestandenen Angst. C. T.

**Die Druckwirkung wachsender Pflanzentheile.** — Die Entwicklung der Pflanzen würde sehr beengt oder überhaupt nicht möglich sein, wenn die Pflanzengewebe nicht die Fähigkeit besäßen, den Widerstand ihrer Umgebung zu überwinden und auf diese eine derartige Druckwirkung auszuüben, daß sie den wachsenden Pflanzentheilen Raum für ihre Ausbreitung gibt. Die Widerstände, die sich den Pflanzen entgegenstellen, sind fast immer sehr beträchtlich, und dementsprechend vermögen auch schon anscheinend recht zarte Pflanzengebilde außerordentlich bedeutende Druckkräfte zu entfalten. Das zeigt sich schon in der niederen Pflanzenwelt. Legt man nämlich Lebermoos in einem dunstgesättigten Raume auf mehrere Lagen von feuchtem Filtrirpapier, so haben ihre wurzelähnlichen Saugzellen schon nach zwei Tagen die Unterlage durchgewachsen. Da das Fasergewebe des Filtrirpapiers sich durch eine große Dichtigkeit auszeichnet, so können die Saugzellen des

Lebermooses nicht etwa schon vorhandene, äußerst winzige Löcherchen zum Durchbruch benutzen, sondern müssen sich erst durch die Auseinanderdrängung des Fasergewebes einen Weg bahnen, zu welcher eine verhältnißmäßig große Kraftäußerung nöthig ist.

Die hutförmigen Waldpilze mit ihrer weichen, leicht zerdrückbaren Masse sehen gewiß nicht darnach aus, als ob sie einen großen Kraftaufwand entfalten könnten. Und doch finden sich auf ihren Hüten nicht selten ziemlich umfangreiche Erdbroden liegend, die sie empornwachsend lossprenghen und emporhoben. Von Champignons hat man wiederholt beobachtet, daß sie schwere Blumentöpfe umwarfen, wenn sie ihnen beim Wachsen im Wege standen, ja es ist ein Fall bekannt, wo durch wachsende Pilze ein Stein von 160 Kilogramm gehoben und verschoben wurde.

Ebenso stoßen einigermaßen große Samen beim Keimen oft große Erbschollen und Steine empor. Die Erde der Waldkulturen, in die Eichel- und Buchnüsse ausgesät worden sind, macht zur Zeit des Keimens der Samen den Eindruck, als ob sie von Mäusen zermöhlt und aufgeworfen worden wäre. Auch Erbsen und Bohnen lockern, wenn sie keimen, das Erdreich, und wenn man Bohnen in einer über Quecksilber stehenden Wasserschicht keimen läßt, so drängen sie sogar ihre Würzelchen in das Quecksilber.

Eine besonders hohe Kraftentfaltung weist die als Unkraut bekannte Ackerquecke auf. Ihre Ausläufer durchbohren nicht nur die Wurzeln alter, morscher Bäume, sondern auch diejenigen von jungen, kräftigen Bäumen. Auch durch die Mitte von Kartoffelknollen hat man öfter Queckenausläufer wachsen sehen, wie man denn auch durch Versuche festgestellt hat, daß sie sogar Staniolplatten zu durchdringen vermögen.

Wenn man im Gebirge auf vor längerer Zeit gerodete Waldflächen trifft, so bemerkt man oft, wie auf der Oberfläche der stehengebliebenen Baumstümpfe Preiselbeersträucher und Heidelbeerbüsche grünen. Man ist gewöhnlich zu der Annahme geneigt, daß einige Samenkörner dieser Sträucher vom Wind auf die Baumstümpfe verweht wurden, hier keimten, ihre Wurzeln in die Ritze der verwitterten Strünke hinabsenkten und nun sich weiter

entwickelten. Diese Ansicht ist aber falsch. Denn, wenn man die alten Baumstümpfe spaltet, so findet man, wie Kerner mittheilt, daß nicht die Sträucher ihre Wurzeln in das Holz hinabschicken, sondern es ergibt sich, daß einige Büsche, die um den Stamm herum auf dem Waldboden gedeihen, einzelne Sprossen in den unteren Theil des Baumstumpfes eingeschoben haben, die dann durch das morsche Holz, besonders durch den Moder zwischen Holz und Rinde, so lange emporsprossen, bis sie auf der Oberfläche des Baumschnittes wieder an das Tageslicht gelangten und sich nun zu regelrechten Büschen entfalten. Damit dieser Weg zurückgelegt werden konnte, war sicherlich ein bedeutender Druck auf die umgebende Holzmasse erforderlich.

Beim Kürbis hat man experimentell seine Widerstandskraft zu bestimmen versucht. Clark berichtet, daß eine junge Kürbisfrucht nach und nach mit Gewichten belastet und schließlich durch ein Gewicht von mehr als 4000 Pfund nicht gänzlich am Wachsthum behindert worden sei.

Noch gewaltiger ist die Kraftentwicklung, über die, wie zahlreiche Beobachtungen zeigen, die Bäume verfügen. Ein Beispiel hierfür führt Kerner an. In einem kleinen Waldthal Tirols sah er auf einem zwei Meter hohen Steinblock eine Lärche wachsen. Wie der Augenschein ergab, hatte sich der Baum vor Zeiten auf dem Block angesiedelt und seine kräftigste Wurzel von der Seite her in eine schon vorhandene enge Querspalte hineingezwängt. Durch das Dickenwachsthum der Wurzel war nun die Spalte mehr und mehr erweitert worden, so daß die obere Hälfte des Blockes von der unteren getrennt und um 30 Centimeter emporgehoben wurde. Nach einer ungefähren Schätzung betrug das Gewicht dieses gehobenen Blocktheiles wenigstens 1400 Kilogramm, und die Wurzel, die diese Last zu heben vermochte, zeigte an der dicksten Stelle einen Durchmesser von 30 Centimeter. Aber auch schwächere Baumarten sind im Stande, beträchtliche Kraftleistungen zu vollbringen. So erwähnt Clark eines Haselbaums, der zufällig durch das Wellenloch eines auf dem Boden liegenden Mühlsteines wuchs. Allmählig füllte er dasselbe vollständig mit seinem Stamm aus und nahm nun den Mühlstein mehrere Fuß über den Boden mit in die Höhe. Th. S.

**Kriegsbeute.** — Nach der Schlacht bei Waterloo und bei der Verfolgung des fliehenden Feindes machten viele preußische Soldaten reiche Beute. Jeder Soldat nahm, was er zu brauchen glaubte, und warf es wieder fort, wenn er etwas Besseres fand. Bald ging das allgemeine Streben nur nach Gold. Silbergeschirr und Silbergeld wurden nicht recht geachtet und wegen der Schwierigkeit des Fortbringens theils gegen ein paar Pfennige vertauscht, theils ganz fortgeworfen. Am meisten wurden die gefundenen Edelsteine verschleudert. Die Soldaten kannten den Werth dieser blühenden kleinen Steine nicht und hielten sie für werthloses Glas. Für ein Stückchen Schwarzbrod oder einen Schluß Wein gab ein Kamerad dem anderen eine Handvoll solcher Kleinode, die einen Werth von Tausenden hatten. So hatte ein Füsilier eine goldene Dose mit Brillanten gefüllt, unter denen Steine in der Größe einer Haselnuß waren. Der brave Soldat dachte in seinem harmlosen Sinn: „Die gelbe Büchse kann ich wohl gebrauchen, sie paßt gut zum Aufbewahren von Stiefelwische, aber die bunten Steinchen, mit denen die Herren Franzosen gespielt haben, sind doch zu nichts nütze,“ schüttete sie also in seine Hand und wollte sie fortwerfen.

„Halt, Kamerad! Was hast Du da?“ fragte ihn ein graubärtiger Unteroffizier, besah sich die Diamanten und sagte: „Die Steinchen kannst Du mir geben, meine kleinen Kinder werden sich freuen, wenn ich ihnen etwas aus dem Kriege mitbringe.“

Der Angeredete freute sich, seinem alten Unteroffizier die nutzlosen Dinger schenken zu können, aber die goldene Dose wollte er dem Bittenden selbst für fünf Groschen nicht verkaufen, denn die blanke Schmierbüchse gefiel ihm selbst. Der Unteroffizier verschenkte unterwegs einige von den glänzenden Steinchen an andere Kameraden, die wenigen aber, die er heimbrachte, machten ihn zum reichen Mann; denn als ihm ein Kenner den Werth dieser Edelsteine erklärt hatte, gab er sie nicht mehr seinen Kindern zum Spielen, sondern verkaufte sie für eine hohe Summe. Auch dem Füsilier, der aus der goldenen Büchse seine Stiefel gewischt hatte, wurden bald die Augen geöffnet. Der Schatz, den er für die Schmierbüchse erhielt, reichte dazu aus, daß er sich ein Häuschen bauen konnte.

Auch auf dem graufigen Rückzug der französischen Armee aus Rußland im bitterkalten Winter 1812 kamen einige unserer vaterländischen, zum Kriege gezwungenen Hilfstruppen nicht schlecht weg. Als die Verwirrung der Flucht auf dem Wege von Wilna nach Rowno ihren Höhepunkt erreichte, war die Straße nach Rowno bald mit Trümmern und Leichnamen so bedeckt, daß es nicht möglich war, die goldenen vollwichtigen Napoleonsd'or und blanken Fünffrankenstücke, 10,919,455 Franken, durch den gänzlich versperrten Hohlweg bei Ponari, anderthalb Stunden von Wilna, durchzubringen. Marschall Ney gab daher, als er die Unmöglichkeit erkannte, den mit großer Besorgniß bisher gehüteten Kriegsschatz zu retten, den Befehl, einen der Wagen zu öffnen, die Fässer aufzuschlagen und die Goldstücke, die sie enthielten, den Soldaten preiszugeben. Da griff, was Hände hatte, zu. Beim Anblick des aus den zer Schlagenen Fässern auf den Schnee herabströmenden goldenen Regens, regten sich auch bei den Halbtoten die Lebensgeister wieder, und keine der erfrorenen Hände war so verklammert, daß sie nicht noch im Stande gewesen wäre, einige Goldstücke zusammenzuscharren. Wie sich aber die Unglücklichen in Wilna mit Schweinefleisch und Branntwein den Magen überladen hatten, so überfüllten sie hier mit Gold Tornister und Taschen, so daß Viele schon unter der Last erlagen, bevor sie sich noch hundert Schritte weiter geschleppt hatten. Durch die mit lautem Hurrah heransprengenden Kosaken wurde auch sehr vielen die beschwerliche Bürde wieder abgenommen. Ueberdies wendeten der oberste Heerführer, König Murat, und seine Marschälle die so buchstäblich noch niemals ausgeübte Kriegskunst an: dem verfolgenden Feinde goldene Brücken zu bauen. Das einzige Mittel die Kosaken aufzuhalten war, die Straße mit Napoleonsd'or zu pflastern, wodurch die rauhen Söhne des Don sich gemüßigt fanden, abzusitzen, so daß die Franzosen einigen Vorsprung gewannen. Nur 6,813,295 Franken des Kriegsschatzes wurden glücklich nach Königsberg gebracht, die übrigen 4,106,160 waren verloren, von Freund und Feind erbeutet. Einzelne deutsche Soldaten hatten sich ihr Theil vergraben und die Stelle bezeichnet. Einer von dem Thüringer Kontingent ging nach beendetem Feldzuge 1816 bis nach Wilna zurück und holte

sich ein recht ansehnliches Schätzchen, das er dort verscharrt hatte, nach Hause.

**Verdusftet.** — Mrs. Townsend, die Mutter der durch ihre Schönheit später so berühmten Lady Cahir, verstand die Kunst des Haushaltens nicht, sie befand sich stets in Geldverlegenheiten, und ward oft von Gläubigern hart bedrängt. Einer der Letzteren hatte einstmals einen Haftbefehl gegen die Dame ausgewirkt, und die Häscher meldeten sich, um sie in's Gefängniß abzuführen. Aber schneller als die Boten des Gerichtes war die Tochter der Schuldnerin, die jugendliche Miß Townsend. Sie zog die Kleider ihrer Mutter an, setzte eine Haube auf den Kopf, eine Brille auf die Nase und nahm mit einem Strickstrumpf in der Hand im Lehnstuhl an einem Fenster Platz, dessen Vorhänge sie herabgelassen hatte, und dem sie zum Ueberfluß noch den Rücken zuehrte, während Mrs. Townsend durch eine Hinterthür verschwand. Die Diener der Gerechtigkeit forderten die vermeintliche Mrs. Townsend auf, zu zahlen oder ihnen in's Gefängniß zu folgen. Sie erklärte außer Stande zu sein, das Erstere zu thun, weigerte sich auch anfänglich des Letzteren. Erst nach langem Hin- und Herreden entschloß sie sich dazu, bemerkte jedoch wie beiläufig: „Ich gehe mit Ihnen, da Sie es so wollen, sage Ihnen aber, daß Sie gar kein Recht haben, mich zu verhaften.“

Die Polizisten lächelten, sollten aber bald erkennen, daß die Verhaftete wahr gesprochen hatte, denn im Schuldgefängniß angekommen, warf sie Haube, Perrücke und Brille ab, und das goldene Haar, die blauen Augen und das entzückende Gesicht des jungen Mädchens kamen zum Vorschein. Man konnte ihr nichts anhaben und mußte sie entlassen, wurde aber auch der richtigen Mrs. Townsend für diesmal nicht habhaft; sie hatte inzwischen Zeit gefunden, sich in Sicherheit zu bringen. J. S.

**Die Kämpfe der Hirschkäfer.** — Der Hirschkäfer, auch Hornschrüter genannt, dieser kräftige und schöne Bewohner unserer Eichenwälder, ist ein Kämpfer ersten Ranges. An einem schönen Juniabend sitzt ein Hirschkäfer an der wunden Stelle eines Eichenastes und leckt mit seiner weichen Zunge den ausfließenden Saft. Aber nicht lange ist er allein. Ein zweiter Käfer kommt angefliegen und setzt sich neben ihn. Sofort erhebt sich der Erstere,



stellt seine Vorderbeine steil auf und geht dem neuen Ankömmling drohend entgegen. Dieser erwartet ihn mit weit geöffneten Kiefern, und nun fassen sie sich und schieben die Geweihe gegenseitig so weit ineinander, bis Stirn an Stirne steht. Ein plumpes Ringen; ein Knacken und Knirschen, von der Reibung der Oberkiefer in ihren Gelenken und dem Losreißen der fest eingeschlagenen Krallen herrührend; der Angreifer verliert den Halt, kurze Zeit schwebt er in freier Luft, plötzlich läßt sein Widerpart los und — der tapferer Kämpfer stürzt in die Tiefe. Während der Sieger das „Blut der Eiche“ in vollen Zügen schlürft, wandert sein Gegner rasch am Stamme der Eiche hinauf, um einen zweiten Gang zu wagen.

Inzwischen aber sind weitere Liebhaber des süßen Trankes angekommen. Männchen und Weibchen, wohl ein Duzend an der Zahl, haben sich um die blutende Stelle versammelt, und nun beginnt ein allgemeines Ringen. Bei der plumpen Valgerei faßt wohl dann und wann ein Kämpfer seinen Gegner um den Leib und reißt ihn vom Stamme los; einige Augenblicke baumelt er in der Luft; die Zange öffnet sich und abwärts geht's mit großer Geschwindigkeit. Die Wunden, welche hier geschlagen werden, sind aber von wenig Bedeutung; höchstens geht einmal ein Fühler oder eine Kralle verloren, oder es wird eine Flügeldecke durchbohrt.

So treiben sich die Hornschrüter von Mitte Juni bis Anfang Juli herum. Am Tage sitzen sie unter Laub und Moos oder an blutenden Stämmen; Abends zwischen sieben und neun Uhr fliegen die Männchen mit starkem Gesumm um die Kronen der Eichen, während die Weibchen, die in viel geringerer Anzahl vorkommen, sich versteckt halten.

**Der Gipfel des Respekts.** — Unter den Aufzeichnungen des Prinzen von Ligne findet sich ein merkwürdiges Beispiel von dem unermesslichen Respekto, womit die Welt des 17. Jahrhunderts zu dem Adel aufblickte.

Der Herzog von Rivenais hatte einen Intendanten, den er hochschätzte und der sterbenskrank war. Um zu sehen, wie es mit ihm stiehe, begab er sich in sein Zimmer und erkundigte sich persönlich nach seinem Befinden. Der Sterbende richtete sich voll

Berwirrung über die Ehre, die ihm widerfuhr, mit Anstrengung in die Höhe und sagte mit dem Tone der tiefsten Demuth:

„Ach, gnädigster Herr, nehmen Sie mir nur nicht übel, wenn ich in Ihrer Gegenwart sterbe!“

Der Herzog versetzte im höchsten Grade gerührt: „Geniren Sie sich nicht, mein bester Freund!“

Und der Intendant säumte nicht, von der gütigen Erlaubniß seines Herrn Gebrauch zu machen und seinen Geist aufzugeben.

—dn—

**Sturz einer Luftschifferin.** — Im Frühlinge des Jahres 1836 erhob sich Madame Clayton in einem Ballon über die Stadt Lexington in Nordamerika, und hätte diese Luftfahrt mit dem Leben gebüßt, wenn dieses ihr nicht auf eine wunderbare Art erhalten worden wäre. Sie selbst berichtete dieses Abenteuer folgendermaßen: „Als ich um 5 Uhr 28 Minuten bis zu einer Höhe von zwei englischen Meilen gelangt war, ward ich gewahr, daß das Gas den Ballon in dem Grade ausgedehnt hatte, daß er jeden Augenblick zu bersten drohte. Ich wollte daher dem Gas etwas Ausgang verschaffen; es fand sich jedoch der trompetenförmige Anhang, sowie die Schnur des Ventils mit den die Gondel haltenden Stricken verwickelt. Ich bemühte mich, sie zu lösen; nachdem mir dies gelungen war, vermochte ich leider die Trompete nicht länger an mich zu halten und sie entschlüpfte meinen Händen. In demselben Augenblicke barst der obere Theil des Ballons mit einem fürchterlichen Knalle, und sogleich fühlte ich mich mit unglaublicher Schnelle fallen. Ich hielt mich für verloren und dachte mich bald in Atome verwandelt. Nach einigen Sekunden mäßigte sich die Schnelligkeit des Falles. Der Widerstand der Atmosphäre hatte den unteren Theil des Ballons gegen das obere Neßwerk gedrängt und wie festgeleimt, so daß sich auf diese Weise eine Art Fallschirm von etwa zwanzig Fuß Durchmesser gebildet hatte. Große Fetzen des geborstenen Ballontheils flatterten umher und peitschten die Luft mit einem ähnlichen Geräusch, wie die vom Sturm zerrissenen Segel eines Schiffes. Dieses Geräusch rührte nicht bloß von der Schnelligkeit des Falles her, sondern auch von der Rotationsbewegung und den heftigen Schwankungen der Gondel. So befand ich mich in dem

einen Augenblick in wagerechter Linie mit dem Ballon, im folgenden in einer gleichen Lage an der entgegengesetzten Seite, indem ich einen Halbkreis beschrieb, dessen Radius wenigstens fünfzig Fuß betragen mochte. Trotz der Schwierigkeit meiner Lage gelang es mir doch, mich aller meiner Ballastfächer, welche ein Gewicht von achtzig Pfund ausmachten, zu entledigen. So hatte ich nach vier Minuten die Region der dicken Wolken erreicht. Ich warf nun sofort meinen Anker aus und ließ ihn die ganze Länge des Kabeltaues, etwa hundertfünfzig Fuß, hinabhängen. Derselbe bewegte sich dabei so heftig, daß mit jeder Schwingung er sich weit über das Niveau meiner Gondel erhob. Nachdem ich die Wolken wieder über mir hatte, gewahrte ich in geringer Entfernung südwestlich die Stadt Wellington. In diesem Augenblicke löste sich jedoch der ganze Ballon von der Gondel, ich stürzte pfeilschnell, schloß die Augen, klammerte mich fest an mein Schiff und erstarrte vor Schreck und Todesangst. Plötzlich fühlte ich einen gräßlichen Stoß, ich kam wieder zu mir; ich war auf einen dickbelaubten Baum gefallen; die Stricke hatten sich oben verwickelt, so daß ich nicht zur Erde stürzen konnte, wo ich gewiß zerschmettert worden wäre. So hing ich in einem Zustande von Entsetzen und Todesangst gelähmt über drei volle Stunden. Ich wollte um Hilfe rufen, aber die Stimme war verschwunden, nur wimmern, stöhnen und ächzen konnte ich. Endlich hörte ich einen Schuß. In der Nähe befanden sich einige Jäger, welche ein lautes Geschrei ausstießen, weil der Anblick der zerrissenen Gondel und meine Lage über ihren Köpfen ihnen Entsetzen einflößte. Schon wollten sie fliehen, als meine Stimme zurückkehrte, und ich mit flehenden Worten ihnen zuzurufen konnte, sie möchten sich meiner erbarmen und mir herab helfen. Doch sie hielten mich für ein böses Wesen, und der Eine wollte schon nach mir zielen. Da rührte den Anderen mein Klagen. Die Menschenliebe siegte über seine Furcht. Sie kletterten zu mir empor und brachten mich mit unaussprechlichen Mühen herab; trotz aller Vorsicht konnten sie doch nicht vermeiden, daß ich mir Gesicht und Hände, vorzüglich aber die Füße, schmerzlich verletzte. Endlich betrat ich den festen Boden wieder. Ich warf mich nieder und betete zu Gott laut und feierlich, fest ge-

lobend, nie mehr jene Räume durchschiffen zu wollen, in welche Geldgierde und Ruhmsucht mich gezogen. Ich werde mein Gelöbniß halten!“

G. r.

**Wörtliche Wiedergabe.** — Am Berliner Hofe war um 1730 ein Herr v. Morrien Oberhofmarschall, von dem man wörtlich sagen konnte, daß er das Pulver nicht erfunden hatte. Einmal langte ein vornehmer Engländer, Graf Essex, an; er brachte vom englischen Minister des Auswärtigen einen Empfehlungsbrief mit, der mit den scherzhaften Worten schloß: „Sie können versichert sein, daß dies nicht jener Graf v. Essex ist, dem die Königin Elisabeth vor 130 Jahren das Haupt abschlagen ließ.“

Ueber diesen Passus zerbrach sich Herr v. Morrien den Kopf, und da er sich nicht herauszufinden wußte, so dachte er, es sei das Sicherste, wenn er sich streng an den Wortlaut des Empfehlungsbriefes hielte. So stellte er denn bei der Audienz der Königin den Grafen mit folgenden Worten vor: „Hier ist Graf Essex, Majestät, von dem Seine Excellenz der Herr Minister des Auswärtigen in London versichert, daß es nicht Derjenige sei, welchen Ihre Majestät die Königin Elisabeth hat hinrichten lassen.“

—dn—

**Einfaches Mittel.** — Desertion war unter den oft gewaltsam angeworbenen preussischen Soldaten unter Friedrich Wilhelm I. und seinem Sohne ebenso häufig als schwierig. Einst war, wie Karl v. Suchow in seinem „Soldatenleben“ erzählt, ein Deserteur in bürgerlicher Kleidung durch eines der damals strengstens bewachten Thore Berlins entwischt, war aber wieder eingefangen worden und gab im Verhöre das Thor an, durch das er die Stadt verlassen habe. Es war also nicht schwer, den Offizier zu ermitteln, der damals die Wache gehabt und den Deserteur hatte ent schlüpfen lassen. General v. Gök, der Kommandeur von Berlin, forderte den jungen Lieutenant entrüstet zur Rechtfertigung seiner mangelhaften Beaussichtigung der Thorpassanten auf. Der Offizier entschuldigte sich damit, daß er doch nicht jeden Menschen in bürgerlicher Kleidung anhalten könne. Da fuhr der General auf und schrie: „Wissen Sie, Herr Lieutenant, wie ich es machte, wenn ich an einem Thore die Wache hatte? Ich rief Jedem, auch dem bürgerlich Bekleideten, mit barscher Stimme zu: ‚Will sich der Schlingel

nicht bei mir melden?' Hatte ich nun wirklich einen Bürger und keinen verkleideten Soldaten vor mir, so durfte ich sicher darauf rechnen, daß der so Angeredete beleidigt erwiederte: „Das verbitte ich mir, Herr Lieutenant! Ich bin kein Schlingel!“ War es aber ein verkappter Soldat, so suchte sich derselbe ganz still vorbeizuschleichen, und dann ließ ich ihn arretiren.“ D.

**Der Taktirstock** wurde von dem Hofkomponisten Ludwig's XIV. von Frankreich, Johann Baptist Lully, geboren 1633 zu Florenz, eingeführt. In alten Zeiten gab der Dirigent den Takt mit dem Fuße an und wurde dadurch Pedarius genannt; oder dadurch, daß er mit den Fingern der rechten Hand auf den Ballen der linken Hand schlug, wovon er den Namen Manuductor erhielt. In anderen Zeiten wieder wurden die Takte durch Zusammen schlagen von Muscheln, Kieseln, Knochen u. s. w. markirt. Lully versah sich zuerst mit einem langen Stöcke, mit welchem er die Taktmaße durch lautes Aufstoßen auf den Boden angab. Eines Tages versah er es und stieß sich mit dem Stöcke heftig auf den Fuß. Anfangs schien die dadurch verursachte Wunde leicht, aber durch Mangel an Beachtung und Pflege wurde sie gefährlich und er starb schließlich daran. Dieser Vorfall führte dann zu dem mit der Hand gebrauchten kleineren Kapellmeisterstabe. —dn—

**Humor in alten Skulpturen.** — Unsere Vorfahren ließen ihrem meist sehr derben Humor auch auf den Bildwerken der Kunst gern die Zügel schießen. Nicht einmal die Kirchen blieben in dieser Beziehung völlig verschont; den größten Spaß aber liebte man an öffentlichen Brunnen anzubringen. So stand beispielsweise in Leipzig am sogenannten Eselsmarke, in der Nähe des im Jahre 1821 abgebrochenen Raststädter Thores, der „Eselsbrunnen“. Er war aus rothem Sandstein gebaut und zeigte in einer Nische einen Esel, der einen Sack trug. Darunter standen die Worte:

„Von Alters her Vielen bekannt,  
Wird dies der Eselsmarkt genannt,  
Und daß derselben nicht abgehen,  
Kannst im Wasser auch ein'n Esel sehen.“

Wenn nun Einer in's Wasser schaute und sich darin abspiegelte sah, lachten die Anderen, weil er der Esel war, und

gar oft soll es zu Streit und Prügeleien gekommen sein. Zu Anfang des 16. Jahrhunderts wurde der Efelsbrunnen abgebrochen. G. R.

**Seltene Schlagfertigkeit.** — Die Marquise v. Coislin bat einst den gewaltigen Polizeiminister Fouché um eine Audienz. Fouché, welcher sich vorgenommen hatte, ihre Bitte, welcher Art sie auch sei, abzuschlagen, empfing sie stehend, mit dem Arm an den Ramin gelehnt, und bot ihr keinen Sitz an.

„Bürger-Minister,“ sagte die Marquise, „ich komme, um zu fragen, welche Verbrechen meine Schwester, Madame d'Avary, begangen hat, daß sie verbannt werden soll?“

„Sie ist eine Feindin der Regierung und hat die Kühnheit, derselben Troß zu bieten!“ entgegnete Fouché.

„Meine Schwester kühn?“ hob die Marquise wieder an, „meine Schwester dem ersten Konsul Troß bieten? O, da kennen Sie sie viel zu wenig! Sie ist so schüchtern, daß sie nicht einmal den Muth haben würde zu sagen: ‚Bürger-Minister, haben Sie die Güte, mir einen Stuhl zu geben.‘“

Diese Worte brachten den Minister so außer Fassung, daß die Marquise einen Stuhl und ihre Schwester die Erlaubniß erhielt, wieder nach Paris zurückzukehren. —dn—

**Dieure Erde.** — An der St. Paulskirche in London gibt es einige Gräber, welche nicht beseitigt werden können, weil die Eigenthümer das Land auf ewige Zeiten gekauft haben. Ein Engländer wollte aber um jeden Preis eines der Gräber kaufen und ging so weit, daß er dem Besizer so viel Sovereigns (Zwanzigmarkstücke) bot, als hinreichten, den gewünschten Landstrich zu bedecken. Was antwortete der Eigenthümer aber? „Ja, aber die Sovereigns müssen auf der Kante stehen!“ G. R.

**Eine neue Liebhaberei der Wölfe.** — Die Prairiewölfe des südlichen Texas sind im Jahre 1895 zu einer Erweiterung ihres Speisezettels geschritten, die einen werthvollen Beitrag zum Kapitel der Anpassungen an veränderte Lebensbedingungen darstellt. Die Ursache war die ungewöhnlich hohe Temperatur während der ersten Sommermonate. Tag und Nacht hatte eine dörrende Hitze geherrscht, alle Bäche und Quellen waren versiegt, der Durst ein allgemeines Laster geworden, als einem Pflanzler in seinem

Melonenfelde mehrere Früchte aufstießen, die zerdrückt und ihres saftigen Inhalts beraubt waren, so daß nur die leeren Schalen übrig blieben. Bald machten auch andere Pflanze dergleichen unliebsame Funde, und nachdem man einige Zeit vergebens dem oder den Uebelthätern nachgespürt hatte, gelang es endlich, einen Prairiewolf auf der That zu ertappen. Dieser geriebene Bursche kam bei Anbruch der Dunkelheit in ein Melonenfeld geschlichen, suchte sich eine der reifsten Früchte aus und sprang so lange mit den Füßen darauf, bis sie zerplatzte und er die spitze Schnauze in den Spalt zwängen konnte, um zum kühl-saftigen Fleisch der Frucht zu gelangen. Der Spitzbube wurde erlegt, leider aber war er nicht der alleinige Inhaber der neuen Erfindung. Die Diebstähle dauerten vielmehr fort und nahmen auch nach dem Eintritt ausreichender Regenfälle nur wenig ab. Offenbar haben die Wölfe an dem neuen Nahrungsmittel Geschmack gefunden, und es steht daher sehr zu befürchten, daß sie in der Folge ihre Räubereien in den Melonenfeldern erneuern werden. ☉.

**Auch ein Streikgrund.** — Im August des Jahres 1765 legten in Berlin die am Bau der neuen Kaserne vor dem Königs- thor beschäftigten Maurer und Zimmerleute die Arbeit nieder. Veranlassung dazu gab, daß ein Scharfrichter knecht daselbst einen herrenlosen Hund erschlagen, dessen Blut aber ein Stück Bauholz bespritzt hatte. Sie weigerten sich weiter zu arbeiten, wenn nicht dieses Bauholz wieder „ehrlich“ gemacht würde. Die Unterhandlungen darüber dauerten fünf Tage lang. Endlich willigte auf Befehl Friedrich's des Großen das Gouvernement ein. Es wurde also durch einen feierlichen Aufzug des Zimmerer- und Maurer- gewerkes mit Musik und Fahnen, durch die Anwesenheit des Berliner Magistrats und durch eine große Rede des Kriminalrichters die Unehrllichkeit von jenem Bauholze genommen. D.

**Amschrieben.** — In einer Gesellschaft, in der sich der berühmte amerikanische Humorist Mark Twain befand, kam die Rede auf Himmel und Hölle. Jeder gab seine Meinung ab, nur Twain enthielt sich jeder Aeußerung, bis eine der anwesenden Damen ihn fragte:

„Nun, Herr Twain, und was meinen Sie?“

„Entschuldigen Sie, Fräulein,“ versetzte der Schriftsteller;

„ich muß meine Ansicht schon verschweigen — ich habe nämlich in beiden Lokalitäten Bekannte.“ L-n.

**Aufreiwilige Liebesgabe.** — Der Herzog von Wellington erhielt einst das schriftliche Gesuch, den Wohlthätigkeitsbazar, den ein Geistlicher veranstalten wollte, durch einen Beitrag zu erfreuen. Als ausgesprochener Feind solcher Dinge antwortete der Herzog in einem ziemlich groben Briefe, in welchem er über Armenbazure und was sonst damit zusammenhing, das wegwerfendste Urtheil sprach. Der witzige Geistliche eröffnete trotzdem seinen Bazar, verkaufte hier das Schreiben des Herzogs von Wellington für zwanzig Pfund Sterling und sandte Seiner Durchlaucht schriftlich den ergebensten Dank für seinen „Beitrag zum Besten der Armen“.

—dn—

**Ein unterbliebenes Duell.** — Der französische Schriftsteller Armand de Pontmartin, ein sehr häßlicher Mann, gerieth auf der Probe eines seiner Stücke mit dem Schauspieler Duplessis, der sich ebenfalls nicht durch besondere Schönheit auszeichnete, in Streit, und die Folge war ein Duell. Am „Ort der Handlung“ angekommen, weigerte sich der Schauspieler plötzlich, sich zu schlagen.

„Aber weshalb denn?“ fragte Pontmartin.

„Das kann ich Ihnen nicht sagen,“ versetzte der Schauspieler.

„Weshalb nicht?“

„Weil Sie sich darüber ärgern würden.“

„Aber, Herr Duplessis, ich bitte Sie dringend, mir den Grund zu nennen.“

„Nun, meinethwegen,“ entgegnete der Schauspieler, der sich auch häufig literarisch bethätigte; „wenn ich das Unglück haben sollte, Sie zu tödten, so wäre ich der häßlichste Mensch und gleichzeitig der schlechteste Schriftsteller in ganz Frankreich, und den Gedanken kann ich nicht ertragen.“

Pontmartin lachte herzlich und versöhnte sich mit seinem Gegner.

L-n.



UNIV. OF MICHIGAN,

JUL 15 1912





# Unser Bismarck

von

C. W. Allers und Hans Kraemer.

⇒ Zweite Auflage. ⇐

280 Seiten Text mit 215 Illustrationen und 43 Seiten Kunstbeilagen.

In Prachtband gebunden 40 Mark,  
auch in 28 Lieferungen à 1 Mark zu beziehen.

Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Durch die meisten Buchhandlungen zu beziehen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft  
Stuttgart, Berlin, Leipzig.



Bei uns erschien:

C. Falkenhorst:

Emin Paschas Vorläufer im Sudan.

Emin Pascha Gouverneur von Hatt-  
el-Estiva.

Henry M. Stanleys Forschungsreisen  
am Kongo und Nil.

Jeder Band ist reich illustriert  
und kostet elegant gebunden nur 2 Mark 50 Pfennig.

Nachdem das Interesse, welches in allen Kreisen den Vorgängen im Sudan entgegengebracht wird, in letzter Zeit besonders rege, machen wir auf obige bei uns erschienenen populären Publikationen aufmerksam.



Die Bände sind durch die meisten Buchhandlungen  
zu beziehen.



3 9015 01908 0913

Union Deutsche Verlagsgesellschaft  
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

## Baldwin Möllhausens Romane.

Die beiden  
Nachten.

3 Bände, Preis broschiert M. 10. —

Die längst bekannten Vorzüge des Verfassers, die packende, äußerst spannende Handlung, die farbenprächtigen Schilderungen kommen in diesem Romane in einer Weise zur Geltung, welche „Die beiden Nächte“ zu einem der beehrtesten neuen Romane macht.

Der Spion.

3 Bände, Preis broschiert M. 10. —

Der Verfasser veretzt uns hier mitten hinein in die Wirren des amerikanischen Bürgerkrieges und weiß die persönlichen Schicksale seiner Helden in interessantester Weise mit dem Verlaufe der historischen Ereignisse des gewaltigen Ringens zwischen Nord und Süd zu verflechten.

Die Söldlinge.

3 Bände, Preis broschiert M. 10. —

In seiner so ungemein spannenden Weise schildert der Verfasser die merkwürdigen Abenteuer dreier Deutschen, die durch eine Verkettung seltsamer Schicksale unter die Soldtruppen der nordamerikanischen Union verschlagen wurden.

Der Sährmann  
am Kanadian.

3 Bände, Preis broschiert M. 10. —

Jede neue Schöpfung des berühmten Altmeisters der romantischen Erzählung wird von einem großen und anhänglichen Stammpublikum stets mit lebhafter Freude begrüßt. „Der Sährmann am Kanadian“ gehört zu den spannendsten, farbenreichsten Romanen, die Baldwin Möllhausen überhaupt geschrieben.

In beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Filed by Preservation

1992

Union Deutsche Verlagsgesellschaft  
Stuttgart, Berlin, Leipzig.



Bei uns erschien:

C. Falkenhorst:

Emin Paschas Vorläufer im Sudan.

Emin Pascha Gouverneur von Hatt-  
el-Estiva.

Henry M. Stanleys Forschungsreisen  
am Kongo und Nil.

Jeder Band ist reich illustriert  
und kostet elegant gebunden nur 2 Mark 50 Pfennig.

Nachdem das Interesse, welches in allen Kreisen den Vor-  
gängen im Sudan entgegengebracht wird, in letzter Zeit besonders  
rege, machen wir auf obige bei uns erschienenen populären Publi-  
kationen aufmerksam.



Die Bände sind durch die meisten Buchhandlungen  
zu beziehen.

3 9015 01908 0913

Union Deutsche Verlagsgesellschaft  
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

## Balduin Möllhausens Romane.

Die beiden  
Nachten.

3 Bände, Preis broschiert M. 10. —

Die längst bekannten Vorzüge des Verfassers, die packende, äußerst spannende Handlung, die farbenprächtigen Schilderungen kommen in diesem Romane in einer Weise zur Geltung, welche „Die beiden Nächte“ zu einem der begehrtesten neuen Romane macht.

Der Spion.

3 Bände, Preis broschiert M. 10. —

Der Verfasser veretzt uns hier mitten hinein in die Wirren des amerikanischen Bürgerkrieges und weiß die persönlichen Schicksale seiner Helden in interessantester Weise mit dem Verlaufe der historischen Ereignisse des gewaltigen Ringens zwischen Nord und Süd zu verflechten.

Die Söldlinge.

3 Bände, Preis broschiert M. 10. —

In seiner so ungemein spannenden Weise schildert der Verfasser die merkwürdigen Abenteuer dreier Deutschen, die durch eine Verletzung seltsamer Schicksale unter die Soldtruppen der nordamerikanischen Union verschlagen wurden.

Der Sährmann  
am Kanadian.

3 Bände, Preis broschiert M. 10. —

Jede neue Schöpfung des berühmten Altmeisters der romantischen Erzählung wird von einem großen und anhänglichen Stammpublikum stets mit lebhafter Freude begrüßt. „Der Sährmann am Kanadian“ gehört zu den spannendsten, farbenreichsten Romanen, die Balduin Möllhausen überhaupt geschrieben.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen

Filed by Pre

Union Deutsche Verlagsgesellschaft  
Stuttgart, Berlin, Leipzig.



Bei uns erschien:

C. Falkenhorst:

Emin Paschas Vorläufer im Sudan.

Emin Pascha Gouverneur von Hatt-  
el-Estiva.

Henry M. Stanleys Forschungsreisen  
am Kongo und Nil.

Jeder Band ist reich illustriert  
und kostet elegant gebunden nur 2 Mark 50 Pfennig.

Nachdem das Interesse, welches in allen Kreisen den Vorgängen im Sudan entgegengebracht wird, in letzter Zeit besonders rege, machen wir auf obige bei uns erschienenen populären Publikationen aufmerksam.



Die Bände sind durch die meisten Buchhandlungen  
zu beziehen.



3 9015 01908 0913

Union Deutsche Verlagsgesellschaft  
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

## Baldwin Möllhausens Romane.

### Die beiden Nachten.

3 Bände, Preis broschiert M. 10. —

Die längst bekannten Vorzüge des Verfassers, die packende, äußerst spannende Handlung, die farbenprächtigen Schilderungen kommen in diesem Romane in einer Weise zur Geltung, welche „Die beiden Nachten“ zu einem der begehrtesten neuen Romane macht.

### Der Spion.

3 Bände, Preis broschiert M. 10. —

Der Verfasser versetzt uns hier mitten hinein in die Wirren des amerikanischen Bürgerkrieges und weiß die persönlichen Schicksale seiner Helden in interessantester Weise mit dem Verlaufe der historischen Ereignisse des gewaltigen Ringens zwischen Nord und Süd zu verflechten.

### Die Söldlinge.

3 Bände, Preis broschiert M. 10. —

In seiner so ungemein spannenden Weise schildert der Verfasser die merkwürdigen Abenteuer dreier Deutschen, die durch eine Verkettung seltsamer Schicksale unter die Soldtruppen der nordamerikanischen Union verschlagen wurden.

### Der Fährmann am Kanadian.

3 Bände, Preis broschiert M. 10. —

Jede neue Schöpfung des berühmten Altmeisters der romantischen Erzählung wird von einem großen und anhänglichen Stammpublikum stets mit lebhafter Freude begrüßt. „Der Fährmann am Kanadian“ gehört zu den spannendsten, farbenreichsten Romanen, die Baldwin Möllhausen überhaupt geschrieben.

In beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Filmed by Preservation

1992

